This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler ALDC. III A.59

Die Familie von Halden.

Von

August Lafontaine.

Erster Band.

Dritte verbesserte Auflage.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1803.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 DEC 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Die Familie von Halden.

Erſter Theil.

Der Major von Halden, der erſt in der Nacht von einer Reiſe wieder auf ſein Gut Sollingen zurückgekommen war, ritt in der prächtigſten Huſaren-Uniform über die Zugbrücke von Möorberg. Er hielt ſeinen Fuchs an, warf einen Blick auf das neu angeſtrichene Thor, durch welches er eben einreiten wollte, that einen kräftigen Schwur, zog die ſchwarzen Augenbraunen zuſammen, und ſprengte auf den Hof ſeines Bruders, des Kammerherrn von Halden, der in einem weißen, geſtickten Kleide auf der Freitreppe (Perron) ſtand und in einem weichlichen Tone zu ihm ſagte: guten Morgen, lieber Bruder. Es freuet mich, daß du noch zur Taufe kommſt. „Hennig!" rief der Major ſeinem Reitknechte zu; „nimm mir den Fuchs in Acht! er iſt warm! — Gratulire,

Bruder, zu dem Jungen. Alles wohl auf?" Mit dieſen Worten drückte er den Kammerherrn an ſich, und bedeckte ihn mit Flecken, die ihm der kothige Weg verurſacht hatte. — Aber, lieber Bruder, wie du mich zurichteſt! ſagte der Kammerherr. Du denkſt doch an nichts! — „Ja, zum Henker!" erwiederte der Major eifrig; „an den Lumpen, der da auf deinen Schultern hängt, dacht' ich freilich nicht. An deinen Erſtgebornen, an deine Vaterfreude, und daß du mein Bruder biſt: daran dacht' ich; und da wollt' ich dich an mein volles Herz drücken. Auf Ehre, ich hatte vergeſſen, daß der Weg ſchlecht iſt. Nun, laß gut ſeyn, Bruder Toffel. Was macht der Junge?" Jetzt faßte er den Kammerherrn wieder in die Arme; und dieſer zog ihn eilig in das Haus.

Der Major glich einem Bilde, das auf ein gefaltetes Papier gemahlt iſt: von der einen Seite ein Todtenkopf, ein gräßliches Geſicht; und von der andern ein hübſches Mädchen, oder ein Blumenſtrauß. Er war, zum Beiſpiel — Doch du, freundlicher Leſer, magſt dir ſelbſt ein Gemählde von ihm entwerfen, wenn du weiter lieſeſt; ich habe davon den Vortheil,

daß ich mit ihm thun und laſſen kann, was ich will: und, ehrlich geſtanden, das Gleichniß mit dem doppelten Gemählde auf gefalztem Papiere paßt nicht auf den Major allein, ſondern auf die meiſten Menſchen.

„Aber, Bruder," ſagte der Major auf der Treppe, „was in aller Welt haſt du mit dem Schloßthor angefangen? Ich verſtehe zwar nichts von allen Euren ſchönen Herrlichkeiten, von Superporten, Antiken, und dergleichen . . ."

Nun, eben weil du davon nichts verſtehſt, Bruder, ſo . . . Du mußt doch immer diſputiren!

„Nein; aber ſo viel begreife ich doch wohl, daß an eine Zugbrücke, die ſo alt iſt wie Guſtav Adolph, kein Thor gehört mit den neuen Antiken, den Griechiſchen Jungfern, und Engeln mit Ziegenfüßen, die um einen Altar tanzen. An ein Komödienhaus mag das taugen, aber nicht an eine Zugbrücke. Das iſt gerade, als wollt' ich eine Schwadron Huſaren mit Sonnenſchirmen aufmarſchiren laſſen. Die angenagelten Habichte und Uhue gefallen mir nun eben auch nicht: denn das ſieht aus, als hätte

der Herr da sein Wapen, sein Zeichen oder sein Porträt anmalen lassen; aber die Jungfern gehören doch eben so wenig dahin."

„Nun? fragte der Kämmerherr lächelnd; was gehört denn dahin, lieber Bruder? Antworte einmal.

„Was weiß ich, was dahin gehört! Nur das nicht, was du da hast mahlen lassen. Wenn denn durchaus gemahlt seyn müßte, so ließe ich die Geschichte des barmherzigen Samariters auf das Thor mahlen, und darüber sehen: hier wohnt er; der Samariter nehmlich. Aber nein! das sähe wieder aus, als wollte man mit seinem Oehl und Weine groß thun; und wo ein Samariter wohnt, das weiß der Arme auch ohne Gemählde. — Wer steht denn noch Gevatter?"

Der Kammerherr nannte ihm die Pathen, und führte ihn in die Wochenstube. Hier machte der Major der Wöchnerin eine kleine Verbeugung, und murmelte etwas, das man eben so gut für: „das Henker hol!" als für: „ist Ihnen denn wohl?" halten konnte. Nun aber lief er an die Wiege, nahm den Jungen auf seine Arme, und drückte ihn mit guther-

zigen Blicken an seine Brust. „Es ist doch erlaubt?" fragte er seine Schwägerin mit einer Art von Scheu. Sie nickte mit einer freundlichen Miene, und sagte: ich hoffe, Herr Bruder, Sie werden das Kind so gut als Ihren Sohn betrachten, wie wir selbst.

„Wirklich, Frau Schwester? darf ich das?" fragte er mit frohen Blicken, und trat mit dem Kinde an das Bett. „Nun, so sey mir doppelt, tausendmal willkommen hier in dieser Frühjahrs-Welt, wo dem ehrlichen Manne bald Stürme um die Nase pfeifen, bald wieder die Sonne lacht. Werde ein guter Mensch, Junge; und dann sey nicht bange vor den Stürmen! Sie wehen dir nichts als ein wenig Wermuth in den Honig; und am Ende hast du Schutz im Sarge, wie du ihn schon im Mutterleibe hattest."

Frau von Halden schüttelte mit einem angenehmen Lächeln den Kopf, und lispelte: wenn Sie Sich nur die Ausdrücke abgewöhnen wollten, lieber Herr Bruder! — Der Major legte geschwind den Knaben in die Wiege, und fragte etwas scheu: „hab' ich wieder etwas gesagt, das sich nicht schickt?" Sie schlug

ihm freundlich auf die Hand, und flüsterte ihm zu: wer spricht denn wohl so gerade heraus vom Mutterleibe? — Der Major sann ein wenig nach. „Soll mich . . . Auf Ehre, da weiß ich nun nicht, wie man anders sagen könnte! Wahrhaftig, Frau Schwester, ich will es Ihnen gern recht machen: denn Sie müssen Sich nicht ärgern; aber da weiß ich nun meinem Leibe keinen Rath, wie ich das anders hätte geben sollen."

In der Mutter Schooße, wäre schon feiner gewesen, erwiederte Frau von Halden.

„Ja, gehorsamer Diener! Ist ein Kind erst da, so giebt es auch schon Noth. Das wollt' ich nicht sagen. Aber es mag gut seyn. Ich will mir den Ausdruck schon merken, ob er gleich ein wenig uneben ist. Also in der Mutter Schooße! Nun, Gott ehre mir die neuen Erfindungen!"

Sie sind ein loser Mann, sagte die Frau von Halden, und reichte ihm die Hand. Er küßte sie ihr; dann ging er zu seinem Bruder, und sagte: „du solltest Gott bitten, daß deine Frau jeden Monath in die Wochen käme; denn heute ist sie ein Engel des Lichts."

Das ſag' ich dir ja, Bruder! Du verkennſt meine Frau. Sieh Acht, du ſollſt ſie wohl noch lieben lernen.

„Herzens-Toffel! . . . Bruder, wollte ich ſagen . . . mit tauſend Freuden! Wer thäte das nicht gern!" —

Nun wurde zu einem zweiten Punkte, dem Nahmen des Kindes, geſchritten. An dieſe Verhandlung ging die gnädige Frau mit einiger Aengſtlichkeit; denn der Major hatte ſchon oft behauptet, daß der Pathe dem Kinde einen Nahmen geben müſſe; und in Abſicht der Nahmen war er gar nicht delikat. Er nannte ſeinen Bruder noch häufig Toffel, weil er ihn in der Kindheit ſo genannt hatte; und ſo oft auch die Frau von Halden dieſen Nahmen für abſcheulich erklärte, ſo blieb dennoch der Major bei ſeiner Behauptung: ein Nahme iſt ein Nahme! „Und Toffel," ſetzte er jedesmal hinzu, „klingt beſſer, als Karl, Eduard und Franz," (die Lieblingsnahmen der gnädigen Frau). Beide wurden bei einem Streit über dieſen Gegenſtand jedes Mal heftig. Frau von Halden hatte ihre Vorliebe für gewiſſe Nahmen aus Romanen, und der Major die ſeinige

für andre aus den Begebenheiten, die er erlebt hatte. Er liebte die Nahmen Fritz, Peter, Christoph, und Hennig. Fritz hieß sein König; Peter hatte sein Vater geheißen; Christoph hieß sein Bruder; und Hennig — Doch dieser Nahme erfordert die Erzählung einer Begebenheit, welche der Leser bald hören wird.

Frau von Halden würde sogleich mit ihren Nahmen hervorgekommen seyn, wenn sie nicht geglaubt hätte, des Majors in diesem Punkte schonen zu müssen. Der Mann war sehr reich, und, obgleich noch in seinen besten Jahren und sehr rüstig, dennoch halb und halb entschlossen, unverheirathet zu bleiben, weil er kein Mädchen finden konnte, das ihm seine rauhe Außenseite zu gute gehalten hätte. Ihn schon bei der Taufe gegen seinen Neffen einzunehmen, das ging nicht, wie die kluge Schwägerin wohl einsah. Den Nahmen Franz konnte er nun einmal nicht leiden, weil er aus dem siebenjährigen Kriege her eine natürliche Antipathie gegen alles Oestreichische hatte. Eduard war ihm ungewöhnlich, weil er keine Romane las und von England nicht viel mehr wußte, als daß der König Georg heiße, und

unter einem Parlamente ſtehe. Karl ſchien ihm recht gut; aber er ſchüttelte doch den Kopf, weil ihm dabei immer das Wort Kerl einfiel, deſſen er ſich nur im Zorne bediente.

Frau von Halden eröffnete die Verhandlung über die Nahmen ihres Kindes ſchon den Vormittag, und einige Damen aus der Nachbarſchaft mußten ihr Beiſtand leiſten. Man ſaß in einem halben Kreiſe um das Wochenbett her. Welchen Nahmen, fing die gnädige Frau an, haben Sie denn meinem Sohne zugedacht, Herr Bruder? Der Major merkte, daß es jetzt auf einen Streit los gehen würde, und ſtrich mit der Hand den Schnauzbart in die Höhe. „Wenn ich den Jungen recht väterlich lieben ſoll," ſagte er trocken, „ſo muß er Hennig heißen."

Hennig? riefen die Damen alle auf einmal; Hennig! welch ein häßlicher Nahme!

„Häßlich? warum denn häßlich?"

Weil gerade die gemeinſten Leute ſo heißen, ſagte Frau von Halden; die allergemeinſten Leute!

Der Major ſtrich ſich unwillig über das Geſichte. Er hatte ſich vorgenommen, heute ſeiner

Schwägerin in Allem Recht zu geben; aber das war denn doch allzu arg. „Die armen Menſchen!“ brummte er; „ſollen ſie denn nicht einmal die Kleinigkeit mit uns gemein haben? ſollen ſie denn ganz verlernen, daß ſie unſre Nächſten ſind?“ Er knüpfte die Schnüre an ſeiner Uniform auf und zu, und ſuchte zu lächeln, ſo ſchwer ihm das auch wurde.

Aber, lieber Major, fing ſein Bruder an, ſag doch endlich einmal, wie haſt du die ſeltſame Vorliebe für dieſen wunderlichen Nahmen bekommen? Ich laſſe Peter und Chriſtoph gelten; hat aber jemals einer von deinen Verwandten Hennig geheißen?

Der Major zog die Augenbraunen zuſammen und wieder aus einander. „Ja,“ ſagte er endlich, nach einigem Beſinnen; „ich will Ihnen Allen erzählen, wie das gekommen iſt. Es betrifft freilich wieder nur einen gemeinen Menſchen; aber wenn dieſer Menſch nicht geweſen wäre, ſo ſäße ich hier nicht, und könnte mich nicht darüber freuen, daß mein Bruder Vater iſt. — Laß doch meinem alten Hennig eine Flaſche Wein geben, während ich hier von ihm erzähle, und ſag ihm, er ſoll ſich damit in das Vorzimmer ſetzen.

Der Kammerherr gab Befehle, und der Major fing an. „Wir ſtanden Anno ſechs und funfzig, als ich eben erſt Stabsrittmeiſter geworden war, in Böhmen. Ich hatte den Vorpoſten in einem Walde voller Schlüfte; und darf wohl ſagen, daß der König mich zu dieſem Poſten ausgeſucht hatte. Damals war ich ein Brauſewind, meine Damen: ob ich ſchlief, oder nicht, das galt mir gleich. Nun, es kam darauf an, die Kaiſerlichen Vorpoſten immerwährend in Allarm zu halten. Ich ſaß ihnen alſo Tag für Tag auf dem Halſe, und es liegt da manches ehrliche Mutterkind begraben. Lieber Gott! . . . Die Panduren hatten mir den Tod geſchworen. In einer Nacht . . .“ Er ging an die Thür, und rief hinaus: „wann war es, Hennig, als wir die Panduren auf uns hatten?“ — Den ſechzehnten Oktober! antwortete eine Baßſtimme in dem Vorſaale. — „Den ſechzehnten Oktober alſo umgingen uns die Feinde. Ich ſchlief die Nacht einmal aus, weil ich in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen war. Ehe wir es uns verſehen, fällt hinter uns Schuß auf Schuß, und als wir aufſpringen, iſt der ganze Buſch

mit Kroaten und Panduren besetzt. Ich war zu Pferde; aber ein Schuß, und da lag mein Fuchs. Meine Husaren machten sich auf und davon. Nun sprangen ein Paar Kroaten hervor, um mir den Gnadenstoß zu geben. Ich geschwind an eine Eiche, um mir den Rücken zu decken. Nun hör' ich den Hennig, der da draußen steht, rufen: unser Rittmeister, Leute! Wer ein braver Kerl ist, rettet ihn! Damit wendete er sein Pferd, und flog auf mich zu. Die Kroaten sprangen wieder in den Busch; und ich — es ist da keine Schande seine Beine zu gebrauchen — ich trottirte neben Hennigs Pferde her. Der treue Mensch bot mir wohl hundertmal sein Pferd an; aber wer hätte es da nehmen mögen! Paff! ging es; und ich hatte einen Schuß hier im ... im ... wie nennt man den Theil, auf dem man sitzt, Frau Schwester? Na, im Schwoße. Kamerad, sagte ich zu Hennig; reit! ich habe mein Theil. Aber Hennig ritt nicht. Wir kamen eben aus dem Busche. Er stieg ab; doch nun konnte ich nicht auf das Pferd, so gern ich auch wollte. Ich humpelte neben her, und Hennig schleppte mich mehr, als ich ging.

Wir waren eine Strecke vorwärts auf dem Wege nach einem Dorfe zu; da kamen zwei Kroaten aus dem Buſche, und riefen uns nach: wart! du ſollſt nicht weit kommen! Ich ſah mich um; und, ſtraf mich Gott! der Kerl... nun, er war Feind — der Kroat lud ſein Gewehr wieder. Reit, ſagte ich, Hennig; der Kroat ladet die Büchſe. So ſoll ihn das heilige Wetter! ſagte Hennig, und ließ mich los. Geſchwind ſprengte er zurück, und jagte die Kroaten in den Buſch. Dann rief er mir zu: vorwärts, Herr Rittmeiſter! Ich will Ihren Rücken decken. Ich hinkte dem Dorfe zu, und Hennig blieb immer hundert Schritte hinter mir. Dann kam er nach; aber den Augenblick waren auch die Kroaten wieder aus dem Buſche, und hinter uns her. Sie können denken, daß ich mir den Weg nicht mit Pfeifen vertrieb. Ich ſah gar keine Hülfe mehr, und machte meine Rechnung mit dem lieben Gott. Die Kroaten riefen meinem Hennig zu: reit, braver Preuße! Nur deinen Rittmeiſter müſſen wir haben; dem iſt der Tod geſchworen. Auch ich ſagte: reit, Hennig! Ja, er ritt; aber immer den Kroaten entgegen. Die Kugeln pfiffen dem

ehrlichen Menſchen um die Ohren. Auf einmal ging es: paff! und ich hörte, daß es traf. Mein alter Hennig hatte eine Kugel in die Wade bekommen. War's ins Schwarze, Kamerad? riefen die Kroaten. Hieher ſchießt! antwortete er, und zeigte ihnen den Ort, . . . ja den Ort, den man nicht zeigen darf, . . . und lachte laut. Kerl, Ihr ſchießt ja wie Hundsfötter! — Frau Schweſter, ich führe den Hennig nur redend ein — trefft alte Steine, aber mich nicht! Und damit ſprengte er wieder auf ſie zu. Nachher ſagte er mir: ich biß die Zähne auf einander; ſie ſollten nicht merken, daß ich bleſſirt war, weil ihnen das ſonſt Muth gemacht hätte. Und ſo blieb der Alte bei mir bis in das Dorf hinein."

„Die Kroaten kamen nach, aber nun ihrer ſchon vier. Was war zu thun? Hennig konnte wegen ſeiner Wunde nicht vom Pferde herunter, und ich nicht hinauf. Reit, Hennig! ſagte ich, und hielt ihm Börſe und Uhr hin. Du biſt eine treue Seele; ich will Quartier für dich im Himmel machen. — Herr Rittmeiſter, ich reite nicht. Wenn ich nur von der Mähre hinunter könnte!"

„Das

„Das Dorf war ganz leer; keine Seele darin, die uns hätte helfen können. Ueber den Zaun weg sahen wir die Kroaten schon heran schleichen. Auf einmal kam vom andern Ende des Dorfes ein junges, hübsch gekleidetes Mädchen, und rang die Hände. Da kommen die Unmenschen! rief sie, und zeigte auf die andre Seite des Dorfes. Mein Hennig rükt an sie heran. Mädchen, sagte er, willst du dort oben den Himmel verdienen, und noch vorher hier unten einen wackern Bräutigam, so hilf da den jungen hübschen Officier verstecken. Das Mädchen sah mir in's Gesicht. Ich war damals — das weißt du, Bruder — ein hübscher Mann; erst das letzte Jahr hat mich alt gemacht. Liebes Mädchen, fing ich zitternd an, Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie mein Leben retten. O ja, von Herzen gern! nur hier herein! sagte das Mädchen. Ich hinkte in ein Haus; und es war hohe Zeit. Sie schlug eine Tapete zurück, machte eine Thür auf, die bloß Wand schien, und ließ mich in ein dunkles Zimmerchen oder Winkelchen treten. Mein Hennig sah vom Pferde hinunter durch das Fenster. Gott Lob! rief er, als ich in Si-

cherheit war. Ich ſank nun auf ein Bund Stroh nieder, das in dem Winkelchen lag, und verband meine Wunde. Kaum war ich damit fertig, ſo fiel ein Schuß; und bald nachher hörte ich meinen Hennig rufen: Pardon, Kamerad! Die Kroaten fragten: wo iſt dein Pferd und dein Officier? — Ihr fragt noch lange? Wäre ich ein ehrlicher Kerl, wenn ich meinem Rittmeiſter nicht durchgeholfen hätte? Aber gezeichnet habt ihr ihn auf Lebenszeit, und mich dazu."

„Nun entſtand ein Gezänk; auch hörte ich Pferde kommen. Die Feinde droheten meinem Hennig: ſie wollten ihn auf der Stelle niederſchießen, wenn er nicht ſagte, wo ich wäre. Hinausgeritten iſt er nicht, rief einer; wir haben das ganze Dorf beſetzt. Sucht ihn! — Erlebt er den Abend, rief dieſelbe Stimme, ſo haltet mich für einen Schurken!"

Nicht lange, ſo kam man in das Haus, worin ich verſteckt war, und fand das Mädchen. Wo hat Sie den Preußen hingeſteckt? fragte eine rauhe Stimme. Ich vergaß meinen Schmerz aus Furcht vor der Antwort des Mädchens, und konnte kaum Athem holen.

Den Husaren-Officier? sagte das Mädchen; o, der ist weggeritten, da links, durch die Gärten."

„Ich hoffte schon, es sollte alles vorbei seyn; aber auf einmal kam einer, der hatte Hennigs Pferd todt gefunden. (Hennig war nehmlich, so bald er mich versteckt sah, an einen Graben geritten. Da hatte er sich, trotz allen Schmerzen, vom Pferde geworfen, es vor den Kopf geschossen, und in den Graben gestürzt, um sagen zu können, ich sey schon weg.) Jetzt fing man an, meinen alten Hennig zu examiniren. Wollt ihr nicht glauben, daß er fort ist, sagte der, so sucht ihn selbst. Nun hörte ich eine fürchterliche Stimme, die ich sehr wohl kannte. Sie gehörte einem Granitzer-Officier, der mir schon lange den Tod zudachte, weil ich ihm einmal zehn Wagen mit Beute weggekapert hatte. Noch drei Minuten! rief die Stimme; sieh, hier ist die Uhr! Und sagst du dann nicht, wo dein Officier ist, so schieß' ich dir den Kopf ein. — Drei Minuten, gab Hennig zur Antwort, oder drei Augenblicke, oder drei Jahre: das ist alles Eins. Wollen Sie mich todtschießen —

nun, ich ſtehe in Gottes und Ihrer Hand. Wo mein Rittmeiſter iſt, weiß ich nicht."

„In dem Augenblicke ſchleppten ſie das Mädchen zu dem Officier. Ich hörte ſie ſchreien; und mein Hennig erzählte mir nachher: ich wurde todtenbleich, als ich das Mädchen ſah; indeß machte ich ihr mit einem feſten Kopfnicken Muth. Herr Lieutenant, ſagten die Kroaten, das Mädchen weiß, wo er iſt. Der Granitzer ſetzte ihr die Piſtole auf die Bruſt, und befahl ihr, zu geſtehen. Sehen Sie, meine Damen, ich wollte hinaus, als ſie meinem Hennig mit dem Todtſchießen droheten. In Gottes Nahmen, dacht' ich, und richtete mich ſchon vom Strohe auf. Aber nun ging der Verband los. Ich ſank nieder, und kam erſt nach einer Stunde, als ſchon alles vorbei war, wieder zu mir." — „Hennig!" rief jetzt der Major zur Thür hinaus; „komm her, und erzähle weiter."

Hennig ſtellte ſich mitten in das Zimmer, und erzählte. „Nun, ſie hielten dem Mädchen Säbel und Piſtole vor die Bruſt, und das arme Kind ſchrie erbärmlich. Ich lag an der Erde, und Gott weiß, wie mir zu Muthe war.

Daß die Feinde das Mädchen nicht todtſchießen würden, wußte ich nun wohl; aber ich fürchtete, ſie würde plappern. Doch das Mädchen konnte ſchweigen wie das Grab. Sie war bleich wie die ſteinernen Puppen, die hier im Garten ſtehen, aber auch eben ſo ſtumm. Nun ging es wieder über mich her. Der Officier ſpannte den Hahn; und ich betete ein andächtiges Amen: denn zum Vaterunſer läßt einem ſo ein Ding keine Zeit; ich wäre nicht durch die erſte Bitte gekommen. Auf einmal ſprengten unſere Leute in's Dorf. Hund! rief der Officier. Aber in dem Augenblicke hatte ich einen Kroaten bei den Beinen, und riß ihn um, und auf mich. So konnte der Officier nicht nach mir ſchießen, und ich kam glücklich davon. Er und alle Andern machten nun, daß ſie weg kamen. Den Kroaten hielt ich feſt, und er rief: Pardon! Das brave Mädchen ſtand noch immer zitternd da. Ich kroch zu ihr hin, und — küßte ihr die Füße, mit Reſpekt zu ſagen, weil das hundiſch iſt; aber es galt ja meinem Rittmeiſter. Wir holten nun meinen Herrn aus ſeinem Winkel hervor. Ach, Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn wir Beide doch

einmal das Mädchen wiederſehen ſollten! Der haben Sie das Leben zu verdanken. Ich mußte in das Lazareth; und die durfte Sie pflegen und warten, bis das Dorf abbrannte! . . . Wo mag ſie ſeyn! Wer weiß, wo ſie ſich jetzt in der Irre umher treibt! Nun, wir werden ſie ja wiederfinden, und wenn es auch erſt im Himmel wäre."

Der Major zog ſein Schnupftuch hervor, und trocknete ſich die Augen. „Nein, nicht in der Irre, Hennig. Ich glaub' es nicht. Eine ſolche That bleibt nicht unbelohnt."

Meine letzte Rinde Brot wollt' ich mit ihr theilen, Herr Oberſtwachtmeiſter; betteln wollt' ich für ſie, ſtehlen, wenn es ſeyn müßte.

„Wollteſt du das, ehrlicher Hennig? Nur nicht ſtehlen; ſonſt alles! Sie verdient es. Hennig, ſie hat mich verpflegt; du hätteſt nicht mehr für mich thun können, ſo lieb du mich auch haſt. Gott gebe ihr gute Tage, wo ſie auch iſt! Ich denke noch immer, wir müſſen ſie einmal wieder finden, hier noch, Hennig, nicht erſt im Himmel, wie du ſagteſt. Es iſt ja erſt neun Jahre her."

Frau von Halden hatte schon lange Kopf und Augen bald hier- bald dahin gedrehet, aus Verdruß darüber, daß ihr Schwager den Retter seines Lebens in das Zimmer kommen ließ; und jetzt, da er gar ein Gespräch mit dem Alten anfing, das so bald nicht enden zu wollen schien, verging ihr die Geduld gänzlich. Indeß sie wollte heute den Major schlechterdings nicht böse machen; daher verlangte sie ihre Börse, nahm einen Specieshaler heraus, rief Hennig an das Bett, und sagte sehr freundlich: wirklich, guter Hennig, die Familie ist Ihm für Seine Treue Dank schuldig. Mit diesen Worten drückte sie ihm das Geldstück in die Hand.

Hennig legte den Thaler wieder auf das Bett, und sagte: nein, Ihr Gnaden; dafür nehme ich nichts. Es war meine Schuldigkeit.

Der Major sah über Hennigs Schulter, und sein Gesicht verwandelte sich, als er den Thaler erblickte. Er zitterte vor Zorn. „Alter!" rief er, und drehete seinen Hennig zu sich um: „nimm ihnen das nicht übel! Die Menschen wissen nicht, was es heißt, das Leben für einen wagen!... Frau Schwester, den

Hennig ist so arm nicht! Wenn ich sterbe, so bekommt er jährlich bis an seinen Tod vierhundert Thaler; und so lange ich lebe, fehlt es ihm an nichts. Er hat den Schlüssel zu meinem Geldschranke, und er allein weiß, wie viel ich habe."

Nun ja doch, sagte die Schwägerin einlenkend; auf dessen Treue kann man Häuser bauen. Das hat er verdient.

„Verdient?" rief der Major eifrig. „Nichts hat er verdient; denn Hennig weiß, daß ich bereit bin, alle Tage mein Leben wieder für ihn zu wagen. — Daß er hinter mir her reitet, daß er steht, wenn ich sitze, seinen Wein im Vorzimmer trinkt: das ist sein Wille, nicht meiner. Aber daß er mich liebt, daß er mein Freund ist, daß er sein Leben noch einmal für mich wagen würde, wenn es Noth thäte: das ist es, das kann mich freuen." Er umfaßte den Alten, drückte ihn an seine Brust, küßte ihn auf die Lippen, und sagte: „geh, mein lieber Hennig, und trink deinen Wein, wo du willst."

Die Dame hatte den Major mit ihrem Speciesthaler aufgebracht, und nun würde er ihr

bei allem, was ſie hätte ſagen mögen, widerſprochen haben. Das war ſonſt immer der Anfang zu einem heftigen Zanke, der ſich zuletzt damit endigte, daß der Major ſeinen Fuchs verlangte, nach Hauſe ſprengte, und nicht eher wiederkam, als bis man ihm ſagen ließ, daß ſein Bruder oder ſeine Schwägerin ſich nicht wohl befänden. Dann kam er, und gab ſo lange gute Worte, bis wieder etwas vorfiel, das ſeinen Zorn reitzte, woran es denn niemals fehlte. Heute aber hatte die Dame geheime Urſachen, es nicht ſo weit kommen zu laſſen; daher reichte ſie dem Major die Hand aus dem Bette, und ſagte: Sie ſollten mir das nachſehen; ich bin ja krank!

Das braune, zuſammengezogene, ſaure Geſicht des Majors wurde nun ſogleich wieder gutherzig und freundlich. Er ſetzte ſich an ihr Bett, küßte ihre Hand, und ſagte liebkoſend: „aber potz Daus! bald hätte ich vergeſſen, was ich meinem Pathen mitgebracht habe.“ Nun mußte Hennig einen Mantelſack in das Zimmer bringen. Der Major packte ein Stück Atlaß aus, und ein Paar ſehr koſtbare Ohrgehänge: dadurch wurde der Friede vollkommen wieder hergeſtellt.

Frau von Halden zitterte, wenn sie an den Nahmen Hennig dachte; aber auch das lief glücklicher ab, als sie vermuthete. Der Kammerherr flisterte seinem Bruder zu: der Arzt hat erklärt, er könne für nichts stehen, wenn man der Wöchnerin in den ersten neun Tagen nicht allen Willen thue. Ich bitte dich also, gieb in Absicht des Nahmens nach. — Anfangs meinte der Major: „man kann ja die Taufe aufschieben, bis die neun Tage vorüber sind; heute ist ja schon der siebente." Indeß bald sah er, daß die gnädige Frau sich dazu nicht verstehen wollte. „Nun denn," sagte er zuletzt; „so nenne ihn in Gottes Nahmen Franz, wenn das zur Gesundheit deiner Frau beiträgt. Gott behüte mich, eine kranke Frau, die mit Schmerzen Mutter geworden ist, zu betrüben! Und wenn ich es recht bedenke, so kommt es im Grunde auf die Mutter an, ihr Kind zu nennen, wie sie will, und wollte sie es — Gott behüte uns! — Urian nennen. Nur muß sie nicht glauben, daß sie auch das Recht hat, einen Urian daraus zu ziehen. Uebrigens, Bruder, steckt in den Nahmen eine gewisse Kraft. Hieße der Junge Hen-

nig, ſo ... Doch, bei der Erziehung habe ich auch ein Wort mitzureden; und ein Hennig ſoll der Junge, will's Gott werden, wenn er, wie geſagt, auch Franz hieße." Frau von Halden war mit ihrem Siege zufrieden. Sie nannte ihren Sohn Karl Friedrich, und auch der Major hatte doch nun ſo halb und halb ſeinen Willen.

Bei der Taufhandlung ärgerte ſich der Major über den Herrn von Landert, einen Verwandten ſeiner Schwägerin. Dieſer Kammerjunker ſtand in einer übermüthigen, ſpöttiſchen Stellung da, und ſein Mund war lächelnd geſpitzt, ſo, daß man alle Augenblicke erwarten konnte, er würde anfangen zu lachen oder zu pfeifen. Wenigſtens der Prediger mochte das befürchten; denn er warf ſehr ängſtliche Blicke über die Agende weg auf den Kammerjunker, und eilte mit dem Formular, um eher fertig zu werden, als dieſer anfinge.

Der Major legte, als die Taufhandlung vorbei war, dem Prediger die Hand auf die Schulter, und ſagte, laut genug, um verſtanden zu werden: „Ich halte die Taufe für eine ſehr ehrwürdige Handlung, Herr Prediger."

Der Kammerjunker lächelte, und wiegte den Kopf spöttisch hin und her. „Sie scheinen nicht meiner Meinung zu seyn, Herr von Landert!" fuhr der Major fort, und trat auf den Kammerjunker zu. Der Kammerjunker lächelte. Ueber Meinungen, lieber Herr Major, läßt sich nicht streiten. Ich bin sehr tolerant, und würde meine Kinder alle taufen lassen, wenn ich heirathete. — „Straf mich Gott!" rief der Major erhitzt; „das würde ich nicht, wenn ich bei der Taufe meines Kindes stehen müßte, als wollte ich eins dazu pfeifen. Aber mir würde die Taufe ehrwürdig seyn, und wenn ich ein Türke wäre." — Das würde Ihnen Ihr Mufti sehr übel nehmen, erwiederte Landert mit einem wichtigen Blicke. — „Das möchte er! Aber ich würde sagen: Ihr Hochwürden, oder wie man den Mufti sonst nennen mag, die Christenleute da taufen ihr Kind. Ich verstehe nichts davon; doch so viel höre ich, daß sie ihr Kind verpflichten, sein Lebelang ehrlich zu seyn. Und da wäre ich ein Narr, wenn ich zu einer so heiligen Handlung pfeifen oder lachen wollte, ob ich schon ein Türke bin. Das würd' ich sagen,

und ich wollte doch hören, was mein Muſit Großes dagegen einwenden könnte. Finden Sie es denn wirklich ſo lächerlich, Herr von Landert, daß Eltern, Pathen und Prediger, noch ehe das Kind denken kann, ſchon die Pflicht anerkennen, es zum Guten zu beſtimmen? finden Sie es lächerlich, daß man mit der Rechtſchaffenheit anfängt, und die Eltern dadurch erinnert, wozu ſie Eltern des Kindes ſind? Sagen Sie, finden Sie es lächerlich, daß man den lieben Gott bittet, das Kind zu ſegnen, es glücklich zu machen, es vor Leid und Elend zu bewahren? He?"

Lieber Herr Major, ſagte Landert mit einem ſpöttiſchen Lächeln; ich ſtreite nicht gern über Dinge, die mir gleichgültig ſind. Was ſoll der Streit hier?

„Was er ſoll? Da ſtehen die Leute aus dem Hauſe, da die jungen Fräulein. Sie dürfen das nur ein Paarmal ſehen, was ſie jetzt geſehen haben, ſo lachen ſie mit, wenn ſie ihre eigenen Kinder taufen laſſen. Meinen Sie, daß das gut iſt?"

Er nahm der Amme den Knaben weg, hob ihn auf, trat in die Mitte des Kreiſes, und

winkte die Leute heran. „Kleiner," ſagte er dann mit Rührung, und drückte das Kind an ſeine Bruſt: „da biſt du nun, und wir Alle wiſſen nicht, was dir Gutes und Böſes begegnen wird, von der Wiege an bis zu dem Sarge. Gott gebe, mehr Gutes! Du liegſt auf ſeidnen weichen Küſſen; Junge, vielleicht mußt du in deinem Leben über Dornen und harte Steine gehen. Vielleicht wickelt dein Schickſal dich eben ſo feſt zuſammen, wie deine Amme, daß du dich nicht rühren, und nur ſchreien kannſt. Aber laß nur dein Herz, deine Redlichkeit nicht einſchnüren. Werde ein guter Menſch, Junge; und wir nehmen uns jetzt vor, dich daran zu erinnern mit Wort und mit gutem Beiſpiele. Das haben Eltern und Pathen dir heute verſprochen. Gott helfe nur, daß wir es halten, und daß die Menſchen, die einmal um deine letzte Wiege ſtehen, wenn du wieder auf dem Rücken liegſt, und der Tod dich eingewickelt hat — daß die mit traurigen Blicken dir Lebewohl ſagen, wie wir jetzt mit frohen dich willkommen heißen! Na, willkommen Karl Friedrich im Leben! werd' ein rechtſchaffener Mann!" Das Letzte

ſagte der Major mit weinender Stimme, und küßte den Knaben. Dann trug er ihn rings im Kreiſe umher, und ließ ihn von jedermann, zuerſt von ſeinem Hennig, küſſen.

Selbſt der Kammerjunker war ſo ernſthaft geworden, daß er nichts dagegen hatte, als eine alte fromme Dame den Prediger auffoderte, die gute Stimmung zu nützen und ein Paar Worte zu ſagen. Der Prediger trat hinzu, räusperte ſich, und hob an: Da das Schickſal aller Menſchen, einzeln ſowohl als zuſammengenommen, nach ewigen, weiſen Geſetzen, auf eine, freilich wegen unſerer natürlichen Kurzſichtigkeit, und wegen der Unvollkommenheit unſerer, obgleich für unſere uns beſtimmte Lage vollkommenen, Natur oder Beſchaffenheit, für uns unbegreifliche Weiſe . . . Der Major, welcher ſehr aufmerkſam zugehört hatte, unterbrach ihn hier. „Wie war der Anfang, Herr Paſtor? Ich habe es nicht behalten.“ Der Prediger verlor die Faſſung, und dankte dem Himmel, daß ein lautes Geſchrei des Kindes, und der Schrecken der Mutter darüber ſeine Rede in Vergeſſenheit brachte. Schade, ſagte die alte Dame nachher zu dem

Prediger, daß der Lärmen dazwiſchen kam! Es iſt doch ganz anders, wenn ein gelehrter Mann redet. Von dem Major kann man es nicht beſſer verlangen; er redete, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und wie es das Herz ihm eingab. Aber Sie! Schade, daß wir Sie nicht aushören konnten! — Der Prediger verbeugte ſich ſehr tief, und ſagte nachher zu ſeiner Frau: das iſt in der That eine ſehr gelehrte Dame! Auch klingt es doch ganz anders, wenn Unſereiner redet. Da iſt gleich Andacht. Die Leute falteten die Hände, ſo wie ich nur anfing; und das thaten ſie nicht, als der Major, übrigens ganz erbaulich, ſprach.

Die Frau von Halden fand es zwar ein wenig anſtößig, daß der Schwager den kleinen Junker auch den Domeſtiken zum Küſſen gebracht hatte: indeß blieb ſie dennoch freundlich, und nannte heute den Major einmal über das andere: lieber Bruder! und einmal ſogar: Bruder Fritz! — Der Major konnte ſich vor Vergnügen nicht faſſen.

Seine Schwägerin hatte ihn mit ihrer Artigkeit jetzt ſchon ſo weit gebracht, daß ſie hoffen konnte, ihn noch weiter zu bringen. Den

andern

andern Morgen, als er an ihrem Bette saß, hob sie das Gespräch, über das sie gestern eingeschlafen war, von der Erziehung ihres Sohnes, aufs neue an. Sie gab allen Bemerkungen und Regeln des Majors völligen Beifall; und dabei blieb sie nicht stehen: sie bat ihn, ja recht oft zu kommen und ganze Monate in Moorberg zu bleiben, um Fritzchens Erziehung in Gang zu bringen. „Das ist nichts," sagte der Major. „Ich weiß wohl davon zu sprechen, wie die Erziehung eines Jungen beschaffen seyn muß, wenn ein ehrlicher Mann aus ihm werden soll, aber anzugreifen, Frau Schwester, meiner höchsten Seele! das weiß ich nicht. Und dann meine abscheuliche Ungeduld, Frau Schwester, die ich mir nicht abgewöhnen kann, so oft mich auch der liebe Gott schon dafür auf die Finger geklopft hat! Nein, nein; ich tauge nicht für Kinder."

Frau von Halden hatte ihn schon hundertmal lauernd darauf angesehen, ob er nun guter Laune genug wäre, in dem Antrage, den sie jetzt machen wollte, nichts Besondres zu finden. Sie legte das Kind in des Majors Arme; und als er es mit dem zärtlichsten Blick

ken betrachtete, brach sie hervor: Gott gebe, Herr Bruder, daß Sie ein Vaterherz zu dem Kinde haben und behalten!

„Englische, liebste Frau Schwester, das hab' ich, das werde ich mit Gottes Hülfe," sagte der Major, und wendete seine Augen nicht von dem Kleinen.

Und da Sie selbst keine Neigung zum Ehestande fühlen, lieber Herr Bruder . . .

„Frau Schwester, ich habe wohl Lust zum Ehestande; und ich müßte ja auch ein Mensch seyn, wie ein Teufel, wenn ich ihn nicht für etwas Heiliges und Gutes hielte. Fände ich eine Frau, die für mich paßte, so geb' ich Ihnen mein Wort . . ."

Ach, lieber Herr Bruder, Mädchen genug, denen Ihr Vermögen in die Augen sticht; aber Sie haben ja selbst schon gesucht . . .

„Gesucht wohl eigentlich nicht. Mein alter Hennig räth mir immer, ich soll eine Frau nehmen. Er stellt mir tausend Dinge vor, die alle wahr sind; und manchmal weiß ich nicht, was ich dem ehrlichen Manne antworten soll. Und meint er es mit mir."

Frau von Halden erwiederte: aber nicht gut mit sich selbst; denn wie würde eine Frau Ihren Hennig im Hause leiden!

„Meinen Hennig? Zum Teufel auch, Frau Schwester! Doch ich will mich ja nicht ereifern. Und wahr ist es, wahr ist es. Ich glaube selbst, es würde Unfrieden setzen. Der Hennig darf mitreden, soll mitreden, und . . .“ Er zog die Augenbraunen zusammen.

Und verstoßen würden Sie doch den Rest der Ihres Lebens nicht, um einer Frau willen?

„Nicht für meine Seligkeit, liebe Frau Schwester. Sehen Sie, der Alte weiß selbst, daß eine Frau ihn vielleicht nicht im Hause leiden würde; und dennoch räth er mir zu. Ich sage ihm: Alter, meine Frau würde dich mit scheelen Augen ansehen, dir mit verdrießlichen Gesichtern das Leben sauer machen. Siehst du, ich heirathe nicht. Dann sagt er: was thut es, Herr Oberstwachtmeister? Sie gäben mir ein Häuschen im Dorfe; und könnte ich um des Hausfriedens willen nicht zu Ihnen, so könnten Sie doch zu mir. Sie müssen heirathen, Sie müssen, soll mich aller Welt . . . Doch halt! Sie können das Fin-

chen nicht leiden. Aber so viel ist gewiß, ich bleibe bei meinem Sinne, Frau Schwester, und heirathe so leicht nicht.

Nun, ich glaube, Sie leben so auch glücklicher. Unter tausend Ehen geräth nicht Eine; und so können Sie ganz Vater meines Kindes, Ihres Pathen, seyn. Wie würde mein Sohn Sie lieben, wenn er hoffen dürfte, einmal Ihr Erbe zu werden, oder wenn er es gar zuverlässig . . .

„Da möchte seine Liebe der leidige Teufel holen! Gott verzeihe mir die Sünde! . . . Was Erbschaft! So lange mein Vater lebte, mocht' ich das Wort nicht nennen hören; und als ich an seinem Sarge stand, wünschte ich hundertmal, und, Gott weiß, aus vollem Herzen: er möchte mir nichts als Schulden hinterlassen haben, damit ich doch für seine Liebe etwas thun könnte. Ich hätte hungern wollen, um sie zu bezahlen und ihm so seine Liebe, sein Vaterherz, zu vergelten. Nein, thun Sie mir den Gefallen, und schweigen Sie von Erben und Testament. Ich bin ein Wurm, ein armer Wurm, und habe mehr, als ich verdiene; das erkenne ich in Demuth

(Er nahm seine Mütze ab, und setzte sie auf das Bett.) Aber das Testamentmachen kommt mir gerade so vor, als ob man mit dem Himmel hadern wollte, daß wir nicht ewig leben; und davor behüte mich Gott! Wenn sie mich hintragen, so fällt alles zurück an Ihn; er mag es geben, wem er will."

Sie sind ein lieber, excellenter Mann, Herr Bruder! Aber man muß doch auch für die Seinigen sorgen, wie unsere Vorfahren für uns gesorgt haben. Der Junge, der Karl, lieber Bruder, soll einmal 'was Rechtes werden, denk' ich.

„Das denk' ich auch. Gott wird dazu helfen, und wir Alle, Sie und ich, wollen das thun, so viel wir können."

Ja, das meine ich eben, daß wir Alle helfen müssen. Mein Bruder ist Gesandter in Wien, der kann das meiste.

„Was, in aller Welt, kann der dabei thun?" fragte der Major, und erwartete mit großer Neugierde die Antwort.

Sehen Sie, da dacht' ich, der Kleine soll noch einmal einen rechten Glanz auf die Familie bringen. Hat er Ihr Vermögen, und

meines Mannes und meins zusammen — der Grafentitel soll mir nicht schwer werden.

Geschwind setzte der Major seine Mütze wieder auf, und legte den Knaben in die Wiege. Er kämpfte mit sich selbst; endlich aber wurde ihm sein Zorn zu mächtig, und er sagte mit blitzenden Augen: „Kauft, oder bettelt — was einerlei ist — der Junge sich den Grafentitel, so stifte ich von meinem Vermögen ein Narrenhospital, so wahr mir Gott helfe! und die beste Stelle darin steht ihm zu Dienste. Also sollte ich nicht heirathen, damit der Junge alberne Streiche machen könnte? Hennig, du hast Recht. Ein eignes Hurkind, hinter dem Zaune geboren, ist besser, als zehn Brudersöhne." Er rief aus der Thüre: „Hennig, meinen Fuchs!" Nach fünf Minuten saß er auf, und brummte immer vor sich hin: „darum strich mich das Kätzchen, ohne ein einziges Mal zu kratzen? Hol euch der Teufel!" und so sprengte er fort nach Sollingen.

Zu Hause erzählte er den Vorfall seinem Hennig; und dieser wiederholte, was er schon hundertmal gesagt hatte: Sehen Sie, da kommt

es ſchon, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ich ſage, Sie müſſen heirathen. Wenn ich einmal todt bin — und ſehr lange können meine zerhackten Knochen doch nicht zuſammen halten: wer ſoll Sie dann lieb haben, Herr Oberſtwachtmeiſter? Eine Frau wird blaß, wenn Ihnen ein Zahn ſchmerzt; ſie weint, wenn Ihnen die Kugel da hinten das Wetter prophezeit: und das wird Ihnen wohl thun. Aber auch das, wenn Sie ſehen, wie Ihre Schwägerin Ihnen jede Falte im Geſichte mit Freuden nachrechnet, und bei einem Schnupfen ſchon auf ein hitziges Fieber hofft? Ich ſage, Sie müſſen heirathen, Herr Oberſtwachtmeiſter; denn ſo ſoll mich...! Der Kleine da, den Sie mit naſſen Augen, wie ein Vater, auf Ihren Armen hatten, wird Ihnen ſchöne Geſichter machen, wenn Sie ihm zu alt werden. Sie ſollen es ſchon noch ſehen, was es heißt, den Menſchen zum Verdruſſe leben!

„Hennig, es iſt nicht möglich von dem Jungen. In ſeinen Adern fließt meines Vaters Blut. Die Mutter zwar, mit der haſt du Recht! . . .“

Sie werden ſehen, daß ich es auch mit dem Jungen habe; denn der Herr Kammerherr,

wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, und die gnädige Frau wissen nichts als Geld und ihr Von. Was kann dabei herauskommen? Ich glaube, Geld wird das erste Wort seyn, das der Kleine sprechen lernt. Wie ist es Ihnen denn mit Sollingen gegangen? Sie wollen es zwar nicht Wort haben, Herr Oberstwachtmeister . . .

„Mit Sollingen, Hennig, da hast du Unrecht. Das war mein Betrieb, weil das Gut im Grunde einen bessern Boden hat, als Moorberg, und weil die Menschen darauf besser sind, als dort auf meines Bruders Gute."

Besser? Wer hat sie denn erst besser gemacht? — Ich weiß wohl, warum Sie Sollingen nahmen! Weil der selige Herr sich hier lieber aufhielt, als in Moorberg; weil er hier starb; weil hier Berg und Thal ist, und dort nur ebnes Weizenland; weil Sie merkten, daß es Ihrem Bruder um tausend Thaler mehr jährlich zu thun war, und weil Sie Sich am Sarge Ihres Vaters nicht zanken wollten: darum nahmen Sie Sollingen, und thaten, als hätten Sie das Beste bekommen.

„Und wenn das so war — Hennig, that

ich nicht Recht? Da lag mein Vater, der immer nachgab und alles ertrug, mit seiner freundlichen Miene. Hennig, sollte ich an seinem Sarge mit seinem Sohne um ein Paar Hufen mehr zanken?"

Nein, es war brav gethan, wie ein Husar, der unter dem König gedient hat, thun muß. Aber soll ich es gelassen ansehen, daß der Feind Ihnen die Magazine unterminirt, und nicht darunter hauen? Sie haben Ihnen Moorberg genommen; nun wollen sie Ihnen auch Sollingen abschmeicheln, und machen Ihnen jedes Fräulein verhaßt, das wohl zu einer Frau für Sie taugte. Wenn Sie heute der Schlag rührte, morgen müßte der alte Hennig betteln, so wahr ich lebe!

Der Major blieb mit finstrer Miene eine Minute lang stehen. „Das sollst du nicht! Ruf mir den Justiz-Amtmann! Betteln gehen? Du? Hennig, so schlecht ist mein Bruder nicht. Du bist ein alter Narr. Aber ruf mir den Justiz-Amtmann. Ich mag zwar nichts mit den Testamenten zu thun haben: doch für dich muß ich sorgen. Lauf geschwind, lieber guter Hennig! Mir ist so bange, als

wollte der Schelm mich auf der Stelle rühren. Betteln! Nein, da muß ich dran. Der liebe Gott mag es mir verzeihen, wenn ich einmal zu kleinmüthig bin. Betteln sollst du nicht. Geh! geh! Es muß noch heute in Richtigkeit, und dann bin ich auf alles gefaßt."

Hennig ging. Der Major setzte sich nieder, um zu überlegen; und er fand, daß Hennig so unrecht nicht hatte. Es fiel ihm ein, was Hennig nicht einmal wußte, daß bei der Erbschaft von seinem Vater Moorberg das Wenigste war, worin man ihn übervortheilt hatte. Er fing an den Dessauer Marsch zu pfeifen, um sich von diesem Gedanken los zu machen; es wollte aber nicht gehen. „Wenn es nur ein Fremder, und nicht mein Bruder wäre!" murmelte er; und sogleich machte er sich selbst Vorwürfe über diesen grausamen Wunsch.

Der Justiz-Amtmann trat in das Zimmer, und der Major erzählte ihm mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit, daß sein Bruder bei einer alten Tante erzogen wäre. „Sie war geitzig," sagte er, „und hochmüthig wie der Teufel. Ich wundre mich, lieber Herr Amtmann, daß mein Bruder hat ein so guter Mensch werden kön-

nen, wie er geworden ist." Dann bewies er dem Amtmanne sehr weitläuftig, Liebe zu den Kindern könne auch die besten Menschen wohl zu ein wenig Habsucht verleiten, ohne daß man darum eben auf ihren Charakter schließen dürfe. Der Justiz-Amtmann wunderte sich über diese Art von Unterredung, deren Zusammenhang ihm ein Räthsel war, und hob zehnmal an: Sie haben mich rufen lassen, Herr Oberstwachtmeister . . . Er würde den Major bewundert haben, wenn er gewußt hätte, wie genau seine Gesprächigkeit mit der Güte seines Herzens zusammenhing. „Du hast Unrecht, Hennig," sagte der Major zuletzt; und nun verlangte er von dem Amtmann ein Instrument, wodurch Hennigen jährlich vierhundert Thaler bis an seinen Tod gesichert würden.

Als Hennig das hörte, verließ er das Zimmer. Seh' einer die Narrheit! sagte er vor sich: als ob ich Lust haben könnte zu leben, wenn er todt wäre! Der Justiz-Amtmann nahm eine Abschrift von dem Instruments, um sie Hennigen zu übergeben. Er brachte sie dem treuen Alten auf sein Zimmerchen, wünschte ihm Glück, und rieth ihm, sehr vorsichtig mit

dieſer Schrift umzugehen. Der Alte ſagte trocken: da hätt' ich 'was zu hüten! hielt das Papier an die Lampe, und zündete ſeine Pfeife dabei an. Hennig, ſagte der Juſtiz-Amtmann; Er verbrennt Sein ganzes Glück! — Das thu' ich, antwortete der Alte ruhig. — Mehr hat Er in Seinem Leben nicht auf einmal brennen ſehen, als jetzt. — Wie? nicht mehr? Ich habe Dresden brennen ſehen, und da brannte mein Herz mit. Das hier ſind Narrenpoſſen! — Hennig ging zu dem Major, ohne des Papiers im mindeſten zu erwähnen, weil er ſah, daß ſeinen Herrn, den er aufrichtig liebte, das Geſpräch traurig gemacht hatte.

So erbittert die Frau von Halden auf den Major auch war, ſo fühlte ſie doch ſehr bald, daß ſie ſein Wohlwollen nicht ganz verlieren durfte. Sie hatte ſich zwar in ihrer Hoffnung betrogen; allein ſie rechnete dennoch zu ſehr auf ſeine Gutmüthigkeit, die ſie im Herzen Einfalt nannte, als daß ſie hätte ihren Plan ganz aufgeben können. Hennig mit ſeinem Zureden, daß der Major heirathen ſollte, war ihr fürchterlich, und ſie hatte einen unbe-

schreiblichen Widerwillen gegen ihn; aber dennoch sah sie wohl ein, daß sie ohne diesen Menschen nicht zum Ziele kommen würde. Fürs erste war nun wegen der Hitze des Wassers, die sie wohl kannte, nichts zu thun; sie wußte indeß, daß der Major, sobald sein Zorn sich gelegt hatte, wieder so gutherzig war, wie vorher. Deshalb verhielt sie sich Anfangs ruhig. Nach einigen Wochen aber schickte sie die Amme mit dem kleinen Karl nach Sollingen hinüber, und band ihr fest ein, das Kind in Gegenwart des Majors jedes Mal Fritzchen zu nennen. Als der Wagen auf den Hof rollte, und der Major seinen kleinen Neffen darin erblickte, war die letzte Spur von Zorn bei ihm verschwunden. Er hob das Kind aus dem Wagen, beschenkte die Amme sehr reichlich, und nahm die Artigkeit seiner Schwägerin so hoch auf, daß er satteln ließ, um nachher den Kleinen durch den Wald zu begleiten, wo die Wege übel waren. Die Amme richtete treulich aus, was man ihr befohlen hatte. Sie erzählte dem Major, daß die gnädige Frau vor Betrübniß über sein schnelles Wegreiten nicht habe ruhig werden können,

„Hennig," sagte der Major unterweges, „hast du Lust, so reiten wir eine Stunde weiter. Es ist Mondschein. Ich habe ohnedies mit meinem Bruder etwas abzumachen." Hennig sagte Ja, und sie ritten immer neben dem Wagen her nach Moorberg.

Frau von Halden empfing den Major mit lauter Freude, und befahl in dessen Gegenwart der Verwalter sollte ja für den ehrlichen Hennig sorgen und es ihm an nichts fehlen lassen. Heute sagte sie nicht ein Wort von Erbschaften, Testamenten und Grafentiteln; auch behandelte sie alle ihre Domestiken mit ausgezeichneter Güte, weil sie wußte, daß der Major Mißhandlungen solcher Leute im höchsten Grade haßte, und manche Ohrfeigen, die sie zu rasch ausgetheilt hatte, nachher in der Stille mit einem Dukaten wieder gut machte. Sie sah des Majors Vermögen schon als ihr eignes an, und schonte daher in seiner Gegenwart ihre Leute, um ihr Geld zu schonen.

Diese Mal ging alles gut, und der Major ritt erst nach drei Tagen wieder zurück, ohne aus dem Fenster gerufen zu haben: „sattle, Hen-

nig!" Die gnädige Frau drückte Hennigen beim Abſchiede die Hand, und fragte ihn noch einmal, wie ſchon vorher, ob es ihm auch an nichts gefehlt hätte. Aber mit dem Hennig war zu ihrem großen Verdruſſe nichts anzufangen; er blieb immer trocken, kalt, einſylbig gegen ſie, und lachte laut auf, wenn der Werkmeiſter mit Erſtaunen zu ihm ſagte: mein Gott, die gnädige Frau gehe ja mit Ihm um, wie mit ihresgleichen!

Jeden Monat beſuchte nun der Major ſeinen Bruder; doch je öfter er dahin ritt, deſto lauter brummte er auf dem Rückwege. „Hennig," ſagte er, „ich komme ſo bald nicht wieder. Sie erziehen meinen Neffen, daß es eine Sünde und Schande iſt." Und darin hatte der Major nicht Unrecht. Sobald der Knabe einmal ſchrie, fuhr die Mutter auf, und lärmte mit der Amme, mit der Wärterin, mit ihrem Manne. Das ganze Haus kam durch die Stimme des Kleinen in Bewegung, und man gab ihm bald dies, bald jenes, um ihn nur zu beruhigen. „Das iſt nichts, Frau Schweſter," ſagte der Major; „der Junge müßte ſich am Ende ja einbilden, er wäre mehr, als ſeine Amme!"

Frau von Halden sah ihn groß an, und hätte gern gefragt: nun, und ist er denn das nicht? — Diesmal schwieg sie; doch nicht lange nachher scheiterte ihr Vorsatz, dem Major seine Grillen und seine seltsamen Behauptungen nachzusehen, an der Liebe zu ihrem Kinde. „Haue Sie auf den Schreihals los!" rief der Major einmal der Amme zu. „Nehme Sie die Ruthe!" Die Amme machte eine Miene, als ob sie Lust hätte, den Befehl zu erfüllen. Unterstehet Euch! rief die gnädige Frau, und sprang auf: rühret Ihr mir das Kind an, so seyd Ihr unglücklich! — In einer halben Stunde saß der Major zu Pferde, und sagte zu seinem Hennig: „ich komme so bald nicht wieder." Hennig antwortete trocken: das haben Sie schon öfter gesagt. Sie sind zu gut.

Dies Mal hielt der Major Wort. Er ritt nicht eher wieder nach Moorberg, als bis er hörte, es sey wieder ein Erbe seines Nahmens unterwegens. „Sie ist nun einmal meine Schwester," sagte er zu Hennigs; „und du weißt, wie hitzig ich bin, wie ich aufführe. Kann ich denn verlangen, daß sie ohne Fehler seyn soll? Hört Hennig, mit dem Balken und Splitter, das ist ein

ein wunderschönes Evangelium. Ich will hinüber. Wir thun Unrecht, glaub' ich, alter Hennig. Machen wir es doch mit meiner Schwägerin gerade wie mit den Oestreichern. Ich manövrire so lange mit meiner Hitze um sie her, bis sie einmal die Flanken bloß giebt. Dann haue ich gleich ohne Barmherzigkeit ein, reite davon, und rede von nichts als von ihren Fehlern. Hat sie wieder eine gute Stellung, oder fällt sie mir einmal in den Rücken, so bin ich mäuschenstill. Gerade wie mit den Oestreichern! Jeden kleinen Fehler, den sie machten, bemäkelten wir, und kein Mensch sprach von dem Guten, das sie hatten. Das ist unrecht, siehst' du. Meine Schwägerin hat auch ihr Lobenswerthes. Sie ist reinlich, ordentlich und eine gute Wirthin. Daß sie ihr Kind etwas zu sehr lieb hat — je nun! sie ist ja Mutter. Man sollte sich an die beste Seite der Leute halten, und nicht an ihre schlimmste. Ich will hinüber, Hennig. Es ist doch wohl möglich, daß ich Unrecht habe, so gut ich es auch meine."

„In Gottes Nahmen! sagte Hennig; ich mag kein Unkraut zwischen Verwandten säen. Mit so einem Verwandten ist es gerade wie

mit dem Winterquartiere. Mag man es gut oder böse treffen — man muß aushalten, weil es einem angewiesen ist. Ich will satteln; wir wollen hinüber. In ein Drachennest würde ich mit Ihnen reiten.

Hennig kannte die Frau von Halden sehr wohl. Sie war eine Frau, wie es ihrer Tausende giebt. In dem väterlichen Hause hatte sie nichts Wünschenswertheres auf der Erde kennen lernen, als Geld, Rang und Politur der Sitten. Sie kannte zwischen den Menschen weiter keinen Unterschied, als den, daß einige reich, andre arm, einige vornehm, und andre gering sind; weiter keine Verbindung unter ihnen, als daß Vornehme und Reiche befehlen, Arme und Geringe gehorchen müssen. „Alle Menschen sind Brüder, sind vor Gott gleich," hieß bei ihr nur: die Armen haben die Erlaubniß, sich in den Kirchen unter die Vornehmen zu mischen; denn übrigens hielt sie sich von allen Menschen, die an Range unter ihr standen, in einer stolzen Entfernung. Sie war nicht unfreundlich, und gegen jemanden, den sie gebrauchen wollte, sogar sehr herablassend. Ihre Domestiken mißhandelte sie nicht aus Bosheit,

ſondern weil ſie ſolche arme Menſchen nie hatte anders behandeln ſehen, und weil ſie gar nicht einmal wußte, daß man ſich anders gegen Untergebene betragen könne. Uebrigens hielt ſie, gleich vielen andern vornehmen Damen, einen Sitz am Hofe, ein Band, einen Titel, für das höchſte Gut, und großen Reichthum für das ſicherſte Mittel, es zu erlangen.

Trotz dem allen war ſie aber fromm. Unausgeſetzt las ſie jeden Tag Morgen- und Abendſegen, verſäumte keine Kirche, wußte den Katechismus auswendig, und ging richtig alle Vierteljahre zum Abendmahle, nicht aus Heuchelei, ſondern wirklich mit religiöſer Empfindung. Sie betrachtete Gott und die Kirche als einen Hof, ging hinein, wie man zur Cour geht, und betete täglich, wie eine Hofdame ihrer Fürſtin täglich die Aufwartung macht. Den Befehl: „thut den Menſchen wohl," glaubte ſie vollkommen zu erfüllen; denn kein Bettler ging von ihrem Hofe, ohne ein Stück Brot erhalten zu haben. Daß ſie ihre Bedienten mißhandelte, ihre Unterthanen mit unbeſchreiblichem Stolze von ſich zurückſtieß, das war, meinte ſie, in der Ordnung, die Gott ſelbſt gewollt habe, und

die ſie aus der Haustafel im Katechismus ſehr wohl kannte. Sie gab den Leuten ihren Lohn und ſatt zu eſſen; auch bezahlte ſie ihre Arbeiter pünktlich: und nun wunderte ſie ſich ſehr, wenn jemand noch mehr von ihr verlangte.

Von ihrem Manne läßt ſich weit weniger ſagen. Er war eigentlich nichts: nicht böſe, nicht gut, nicht geitzig, nicht freigebig; und dieſe Nullität las man auch ſchon in ſeinem Aeußeren. Er hatte eine hübſche Figur, aber ohne Leben; ein weichliches, volles Geſicht, nicht ohne Farbe, nicht mit Farbe, und gläſerne Augen, die halb blind zu ſeyn ſchienen. Von Jugend auf las er viel, doch ohne je einen eigenen Gedanken zu haben. Was er geleſen hatte, konnte er ſo ziemlich wieder herſagen; deshalb ſpielte er in ſeinem Kreiſe den Gelehrten, und das war das Einzige, worin er ſich fühlte. Er ſammelte Münzen, Mineralien, ausgeſtopfte Vögel, Kupferſtiche, und auch Gemählde, wenn ſie nicht zu theuer waren, hielt ſich Türkiſche Tauben und eine Hecke von Kanarienvögeln; unterrichtete Dompfaffen im Pfeifen, fütterte in einem Glaſe weiße Mäuſe,

hatte Kenntniſſe von Antiken, und wußte viel vom Schönen und Erhabenen zu ſprechen. Bei Allem, was irgend einen Menſchen ſehr intereſſirte, ſtellte er ſich begeiſtert, ohne es je von irgend etwas zu ſeyn. Unaufhörlich war er beſchäftigt; er leimte alle im Hauſe zerbrochenen Sachen, drechſelte Etuis, und trieb noch andre ſolche Künſte. Die Domeſtiken ſagten: unſer Herr iſt ein Tauſendkünſtler; er weiß und kann doch alles! Und dieſes Lob brachte immer ein gefälliges Lächeln in ſeine Miene. Er war gerade nicht ſtolz; denn er konnte, wenn er ſeine Frau entfernt wußte, einer Magd, die ſein Zimmer fegte, oder einem Bedienten, der ihm das Frühſtück brachte, mit großer Leutſeligkeit ſeine elektriſchen Experimente zeigen.

Der ganze Lebensplan der gnädigen Frau war, wie geſagt, ihre Größe; und da ſie ſelbſt nun wohl nicht höher ſteigen konnte, ſo dachte ſie mit deſto größerem Eifer an ihre Kinder. Sie fand es ganz und gar nicht unrecht, den Major mit Liſt dahin zu bringen, daß er ſich für dieſe aufopfern müßte, eben weil er zu der Familie gehörte. Ihr Karl ſollte einmal, außer ihrem und ihres Mannes, auch des Majors Ver-

mögen erben, an einen Hof gehen, und durch die Verwendung ihres Bruders den Grafentitel bekommen. Dies war das hohe Ziel, das sie zu erreichen wünschte. Durch einen zweiten Sohn würde dieser Plan zerstört worden seyn, aber nicht durch die Geburt einer Tochter; vielmehr konnte ein Mädchen ihn befördern, und durch Verheirathung mit einem bedeutenden Manne den Glanz ihrer Familie vergrößern. Sehr natürlich überredete sich nun die Frau von Halden, als sie sich zum zweiten Male schwanger fühlte, daß sie ein Mädchen zur Welt bringen würde. Diese ihr so liebe Hoffnung war zuletzt bei ihr so gewiß, daß sie das Gegentheil gar nicht mehr denken konnte, zumal da man ihr, weil sie es gern hörte, von allen Seiten her die Erfüllung ihres Wunsches versicherte.

Gegen die Zeit der Entbindung kam eine Wärterin, die man aus Berlin von der Französischen Kolonie verschrieben hatte, weil das Mädchen vom Anfang an kein anderes Wort als Französisch hören sollte. Frau von Halden bestimmte ihrer sehnlich erwarteten Tochter eine, wenigstens nach ihren Begriffen, gute Erziehung, weiter aber auch nichts. Dazu entwarf

ſie ihren Plan; indeß hütete ſie ſich wohl, ihn dem Major vorzulegen. Ueberhaupt ließ ſie ſich gegen dieſen von ihrer Gewißheit, ein Mädchen zu bekommen, nichts merken, ſondern ſprach, wenn er da war, immer von einem Knaben, und gab ihm auch die Hand darauf, daß dieſer Knabe Hennig heißen ſollte. So that ſie dem Major ſeinen Willen, und erwarb ſich dadurch Rechte auf ſeine Dankbarkeit. Windeln, Wiege, Taufzeug, die Franzöſiſche Wärterin — alles war auf den Empfang des Mädchens da. Nun kam endlich die Stunde der Entbindung, und die Hebamme rief: ein allerliebſter, kleiner Junker, Ihr Gnaden. Zum Glück hörte die Mutter es nicht; ſie hätte ſonſt den Tod davon haben können.

Man verſchwieg ihr das Geſchlecht des Kindes, bis die Gefahr vorüber war; dann mußte die Hebamme es ihr ankündigen, weil der Herr von Halden es nicht wagte. Die Mutter ließ ſich das Kind bringen, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, gab es dann mit einem tiefen Seufzer zurück, legte ſich auf die Seite, und antwortete bei jeder Frage, wie ſie das oder jenes verlangte: thut

was Ihr wollt! Aus Verdruß, ihre Plane so gescheitert zu sehen, wurde sie krank: eine böse Brust, an der sie viele Schmerzen zu leiden hatte, machte sie ungeduldig; und das erregte bei ihr noch mehr Widerwillen gegen das unschuldige Kind. Man versuchte allerlei Mittel, Liebe zu dem Kleinen bei ihr zu erwecken. Sie nahm ihn auch wohl auf das Bett; fiel ihr aber ein, welche Plane er zerstörte, so betrachtete sie ihn mit Thränen des Verdrusses, und gab ihn unmuthig wieder weg.

Lieber Engel, sagte der Kammerherr am Taufstage, der beschleunigt werden mußte, weil das Kind sehr schwach zu werden schien: — der Bruder dringt darauf, das Kind soll Hennig heißen. Er beruft sich auf dein Versprechen. — Mag er es nennen, wie er will! gab sie zur Antwort; was kümmert es mich!

Der Vater nahm diese aus Verdruß gesagten Worte für eine völlige Einwilligung; und nun taufte man sogleich in einem andern Zimmer, um der kranken Mutter die Unruhe zu ersparen. Dann ging der Major (außer dem Vater der einzige Pathe, weil man nicht Zeit gehabt hatte, noch andre einzuladen) zu der Wöchnerin,

und wünschte ihr Glück zu der Taufe ihres Sohnes. Schon getauft? fragte sie ängstlich; und wie heißt er? — „Hennig!“ antwortete der Major. Die Mutter warf sich auf die andere Seite, und sprach den ganzen Tag über nicht ein Wort mehr. Man brachte ihr das Kind; sie stellte sich aber, als ob sie schliefe, um es nur nicht hinnehmen zu müssen.

Es währte nicht lange, so rief der Major zum Fenster hinaus: laß satteln, Hennig! Und die Dame kümmerte sich nicht darum, daß er wegreiten wollte. Ihre Ideen waren nun einmal unterbrochen, und sie fand jetzt sogar das Vermögen des Majors nicht mehr so reitzend, wie ehemals, weil ihr Liebling es mit dem ungeliebten Kinde theilen sollte. Wahrscheinlich würde der unnatürliche Widerwille gegen ihren zweiten Sohn bald erloschen seyn, wenn nicht der Nahme Hennig ihm alle Tage neue Nahrung gegeben hätte. So oft sie das Kind so nennen hörte, fühlte sie einen inneren Verdruß; und endlich gewöhnte sie sich daran, es immer mit finstern Blicken zu betrachten. Sie überließ es völlig der Amme, und ihr ganzes Herz gehörte dem Erstgebornen, an dem sich

nun ſehr bald alle Fehler eines einzigen, von der Mutter verzogenen Kindes bemerken ließen. Ihr Widerwille gegen den kleinen Hennig nahm noch zu, als ſie ſah, daß er, je ſtärker ſie ihn haßte, deſto mehr der Liebling des ganzen Hauſes wurde. Der Knabe lernte gehorchen, weil er ſich abhängig fühlte, liebte, weil er nicht herrſchte, und — wer kann die ſeltſamen Widerſprüche in dem menſchlichen Herzen erklären! — die Mutter haßte ihn gerade wegen dieſer guten Eigenſchaften um ſo ſtärker.

Endlich kam ein Mädchen. Was noch von dem ſtolzen Plane der Mutter ausgeführt werden konnte, geſchah. Das Mädchen ſollte ſchön werden, zum Entzücken reitzend ſeyn, und Geſchicklichkeiten aller Art haben, ſingen, mahlen, tanzen, um, ſobald ſie erwachſen wäre, eine ſehr ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Nach und nach kam der ganze alte Plan wieder zum Vorſchein; doch immer ſtand Hennig allen Ausſichten auf künftige Größe der Familie im Wege. Und, was noch ſchlimmer war, der Major fragte, wenn er kam, jedes Mal ſogleich nach dem kleinen Hennig, hob ihn auf ſeinen Arm, ſetzte ihn auf ſeine Kniee, ließ ihn reiten, ließ ſich von

ihm den Schnurbart zerzausen; und Karln, den Liebling der Mutter, bemerkte er kaum.

Frau von Halden machte dem Major freundliche Vorwürfe über seine Partheilichkeit für den kleinen Hennig. Wenn Sie nur Karln so liebkosten, wie dem wilden Jungen, dann sollten Sie sehen, wie gut das Kind Ihnen seyn würde!

„Liebkosen? Ei, der Teufel! wenn darf ja dem Schreihals nicht starr ansehen, so thut er schon die Kehle auf."

Lieber Bruder, das Kind hat ein zartes, empfindliches Gemüth. Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch beide mit einander, aber unpartheiisch. Sehen Sie nur, wie gesittet Karlchen ist, und wie bäurisch grob der andre!

„Das ist natürlich. Hennig kommt nicht von den Domestiken weg, und der Schreihals da nicht von Ihrem Schooße. Ueberhaupt mag ich es aber nicht an Kindern leiden, wenn sie jedem entgegen laufen und ihm die Hand küssen; da sind sie wie meines Bruders Hunde, die einen auch sogleich mit ihrem Aufwarten empfangen. Ihr ältester Junge küßt mir die Hand, und sieht mich dabei mit so tückischen

Augen an, als wollte er sagen: geh zum Teufel! Hennig aber läuft mir entgegen mit Schmutz und Koth, und klettert an mir in die Höhe. Seine erste Frage ist: hast du 'was mitgebracht, Onkel? und der erste Griff an meine Tasche. So finde ich es recht. Sie ziehen aus dem ältesten nichts Kluges, Frau Schwester, sag' ich; höchstens werden Sie ein Antichambre-Ungeziefer herausbringen. In dem Hennig aber steckt ein Mensch; und wenn mich jemand zum Testamentmachen bringen könnte — bei Gott! so wäre er's. Sehen Sie nur, wie lieb ihn alle Leute im Hause haben!"

Ja, erwiederte Frau von Halden, weil er so gemein denkt, sein Herz an alle Menschen zu hängen, sie mögen seyn, wer sie wollen.

„Alle Höllenteufel!" rief der Major grimmig; „wozu ist er denn sonst da? . . . Lieber, großer Gott," setzte er andächtig hinzu; „sey so gnädig und höre nicht, was hier die verkehrte Mutter spricht! Weil er sein Herz an Menschen hängt! Je, so wollt' ich, daß Pech und Schwefel . . .! Nein, das ist zu arg!" In diesem Augenblicke stürzte der kleine Hennig in das Zimmer, und bekam von der Mutter eine tüch-

tige Ohrfeige. Der Major lief, an allen Gliedern zitternd, zu seinem Bruder. Sieh einmal! empfing ihn dieser, und führte ihn an ein Nest voll junger Kanarienvögel — sieh einmal! — „Zum Teufel!" rief der Major; „schämst du dich nicht, hier ein Nest voll Junger anzustaunen, das die Mutter mit Liebe bedeckt, und gegen deine eignen Kinder so gefühllos zu seyn?"

Nun, lieber Bruder, ereifre dich nur nicht! Was ist denn? was hast du denn immer zu lärmen?

„Hieher führe deine Frau, und zeig ihr, wie da die Mutter . . . Himmel und Hölle! muß nicht Gott mit mehr Wohlgefallen auf das Nest voll Ungeziefer sehen, als auf deine Frau? Hieher führe sie, und . . ."

Aber Bruder, wer nennt denn Kanarienvögel: Ungeziefer! Wann willst du doch endlich einmal dich ausdrücken lernen!

Der Major sah ihm starr in's Gesicht. „So geh!" rief er dann; „sorge du für die junge Brut hier, richte deine Dompfaffen ab, und laß unterdessen gerade deinen besten Jungen, den Hennig, tyrannisiren, als ob er einer unbarmherzigen Stiefmutter in die Hände ge-

fallen wäre. Bei Gott! ich habe mehr Vaterliebe zu dem Jungen, als du. Ist er euch zur Last, so gebt ihn mir. Ja; Bruder Toffel, gieb ihn mir; ich will sein Vater seyn!"

Der Kammerherr beantwortete diese Aeußerung so der Quer, daß der Major Gott dankte, als er wieder auf seinem Fuchse saß und nach Hause trabte; aber verloren ließ er sie dennoch nicht gehen. Er sah wohl ein, daß sein Bruder nicht Unrecht hatte, und theilte seiner Frau dessen Anerbieten mit. Sie wurde nachdenkend, überlegte den Vorschlag, und fand, daß sie es unmöglich immer mit des Majors Hitze aushalten könnte, daß sie zuletzt völlig mit ihm brechen, und daß er dann seinem alten Hennig, diesem Feinde ihrer Familie, gänzlich in die Hände fallen würde. Wenn der Major, dachte sie, ihren zweiten Sohn mit der Bedingung, ihn zu seinem Erben zu machen, hinnähme, so könnte ihr ältester der einzige Erbe ihres großen Vermögens werden; und überdies käme ihr jener, zu dem sie nun einmal kein Mutterherz in sich fühlte, auf diese Art aus den Augen.

Ihr Mann mußte den Major mit Hennigen besuchen, und hatte Befehl, ihm auf diese Be-

dingung den Knaben zu laſſen. Der Major bewilligte alles, was man von ihm verlangte, und ließ es ſich, freilich nur mit Murren und Brummen, gefallen, daß ein Inſtrument darüber aufgeſetzt wurde, in welches aber, auf des alten Hennigs Betrieb, die Klauſel, „wenn anders der Herr Major nicht heirathet, oder keine Kinder bekomme," eingerückt werden mußte.

Der Kammerherr fuhr nun wieder ab, und Hennig blieb gern bei ſeinem lieben Onkel, der immer die Taſchen voll gebrannter Mandeln hatte. Der Major drückte den dreijährigen Knaben an ſein Herz, benetzte ihn mit Thränen des ſchönſten Vatergefühls, ging dann in ſein Cabinet, blickte an die Decke, und ſagte mit inniger Andacht: „nun, guter Gott im Himmel, bin ich Vater wie du, obgleich nur von Einem deiner Geſchöpfe. Gieb Segen zu meiner Erziehung! Ich will nichts verſäumen, was ich thun kann; aber meine Kräfte ſind ſchwach. Laß nur einen guten Menſchen herauskommen; das Uebrige mag werden, wie es will! — Und meine Hitze?" ſagte er vor ſich. „Nun, bin ich doch nicht mehr hitzig gegen meinen alten Hennig; ich werde es ja auch gegen meinen Sohn nicht ſeyn."

Er ſetzte ſich an ein Fenſter, das gegen Abend auf einen See hinausging und die Ausſicht in eine ſchöne Landſchaft hatte. An dieſem Fenſter faßte er alle ſeine Vorſätze, und machte alle ſeine Plane, weshalb er es auch ſein Grillenfenſter nannte. „Es iſt hier," ſagte er einmal zu Hennig, und zeigte ihm mit einer Bewegung der Hand den freien, weiten Horizont — „es iſt hier, als ob ich vor Gott ſtände; ſieh, und da thut man doch wiſſentlich nichts Schlechtes." Jetzt ſaß er nun wieder vor Gott, um einen Plan zu Hennigs Erziehung zu entwerfen; das war aber, wie er bald fand, nichts weniger als leicht. Er ſchüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern, pfiff den Deſſauer Marſch, blies den Tabaksrauch bald gerade aus, bald hinauf oder hinunter; doch mit dem Allen gelang es ihm nicht, etwas heraus zu finden. Endlich legte er ſeine Pfeife hin, ging zu dem Prediger, und erzählte ihm, daß ſein Bruder ihm aus großer Liebe eins ſeiner Kinder zum Erziehen anvertrauet hätte. „Lieber Herr Prediger," ſagte er zuletzt: „ich kann, was ein Huſar können muß; und was zu einem guten Menſchen gehört, weiß

weiß ich auch. Aber der Junge wird mit meinem Willen weder Huſar, noch überhaupt Soldat: dazu habe ich meine guten Gründe. Nur muß der Menſch irgend etwas werden, und mit Menſchen umgehen lernen; allein dazu gehören Dinge, von denen ich nichts verſtehe. Laſſen Sie einmal hören, was Sie davon glauben. Gelehrſamkeit iſt eine ſchöne Sache, und ich nehme meine Mütze vor nichts in der Welt tiefer ab; doch nur vor der rechten, Herr Paſtor; denn die unrechte iſt nicht einen Schuß Pulver werth. Das ſeh' ich an einem Mann in meiner eigenen Familie. Der kennt alles von der Ceder bis zum Yſop, hat Klapperſchlangen im Hauſe und ausgeſtopfte Vögel, weiß, was aus Eiern geboren wird, und was lebendig zur Welt kommt; aber weiter iſt es auch nichts. Er handelt dummer als ich, ſo wenig ich auch von dem Allen verſtehe; er iſt nicht Herr im Hauſe, nicht Vater, nicht Freund, nicht Verwandter. Von der Regierung der Menſchen, von Sonne, Mond und Sternen ſpricht er Ihnen, daß es eine Luſt iſt; und doch weiß er ſein eignes Haus nicht zu regieren. Er kann, wie er ſagt, den Wind leiten, und hat kleine Häuſer von Pappe, an die

nen die Funken herunterfahren, wie er will; und vorigen Sommer steckte ihm der Blitz die Scheune an . . . Donner und Wetter! da hab' ich mich verrathen! Nun, was thut's! Ja, es ist mein Bruder. Sehen Sie, das soll der Junge nicht wissen; denn diese Gelehrsamkeit ist wie eine Pistole ohne Hahn. Aber was sonst? Sagen Sie, Herr Pastor."

Der Prediger war ein herzensguter Mann; doch zum Rathgeben in der Erziehung taugte er nicht. Er hielt dem Major eine sehr undeutliche Vorlesung über den wahren Werth der Gelehrsamkeit, und schloß damit, daß der Knabe einen Hofmeister haben müsse. Der Major schüttelte den Kopf, dankte für den Rath, und ging wieder zu Hause. Nach seiner Gewohnheit erzählte er nun die ganze Sache seinem Hennig. „Der alte Pastor ist ein lieber Mann, Hennig; aber so recht mag er wohl auch nicht verstehen, was zum Erziehen gehört: denn ich begriff nichts von allem, was er sagte, so aufmerksam ich auch zuhörte. Er nannte da eine Menge Nahmen, die mein Bruder immer im Munde hat; und fragte ich: was ist das? so redete er von Atomen, von Dingerchen, die

Niemand ſehen kann, und ſo weiter. Das iſt alſo nichts. Was ſagſt du nun, Hennig?"

Ich ſage, es will mir gar nicht zu Kopfe, daß ſo ein kleines Ding gleich hinter die Bücher ſoll. Da lagen wir einmal, als ich noch bei dem Rittmeiſter Bredow war, in Sachſen im Winterquartiere bei einem Magiſter. (So heißen da alle Paſtoren, weil ſie ſo gelehrt ſind, viel gelehrter als unſre hier.) Nun, unſer Magiſter hatte drei Jungen; die ſaßen auch den ganzen Tag hinter den Büchern, und lernten, und wußten ſchon Dinge, die mir mein Lebetage nicht vorgekommen waren. Ich hatte eine Ehrfurcht vor dem Magiſter, wie vor dem Rittmeiſter. Aber, als das Frühjahr kam, ging ich mit den Kindern wohl zuweilen ſpazieren; und da wußten die Jungen nicht, was Weizen und Roggen war, und konnten die Eiche nicht von der Linde unterſcheiden. Wenn ein Rohrſperling pfiff, und ich fragte: was iſt das für ein Vogel? ſo wollten ſie wiſſen, ob der Schnabel ſo oder ſo beſchaffen wäre. Sagte ich das, ſo konnten ſie recht viel davon plappern; zeigte ich ihnen aber den Vogel, ſo wußten ſie nicht, ob es eine Eule oder ein Hänfling war. Kurz,

das Bücherweſen wollte mir nicht gefallen. Die Kinder ſchwatzten über alles, und kannten die Dinge nicht einmal. Was der Teufel! ſo ein Junge muß doch erſt Hände und Füße, Augen und Ohren gebrauchen lernen, ehe man ihn zu den Büchern einſperrt; denn Courage, und daß man allen Menſchen unter die Augen treten kann, ohne auszuſehen wie ein armer Sünder, daß einem der Mund nicht zufriert, wenn man mit einem Schurken zu thun hat, und daß man ſich zu helfen weiß, wenn man im Leben an einen Graben kommt: das braucht ein jeder; und das lernt ſich nicht aus Büchern. Sehen Sie einmal die Gelehrten an, ob der Schurke in der Welt nicht immer mit ihnen das leichteſte Spiel hat! Ich in Ihrer Stelle, Herr Major, ließe den kleinen Hennig aufwachſen, wie den Baum im Walde, luſtig und lieblich. Für's erſte ſollte er mir alles eine Meile um uns her kennen lernen, Bäume und Blumen, Haſen und Rehe, die Menſchen nicht zu vergeſſen. Das kann ich ihn aber eben ſo gut lehren, wie ein Magiſter, oder wohl gar noch beſſer. Und auch laufen, ſpringen muß er, weil ein Menſch kein Hund iſt, der an die Kette gehört,

sondern pfeifen und trallallen soll vor Freude über die grünen Bäume und den lieben Gott.

„Und lesen und schreiben, Hennig! und Gottes Wort, daß er nie einem was zu leide thut!"

Ei, er wird von uns schon lernen, Herr Oberstwachtmeister, daß man einen Menschen nicht hetzen darf, wie einen Hasen zum Spaß.

„Auch keinen Hasen, Hennig! So ein Thier hat so gut Empfindung, wie Unsereiner. Todtschießen, ja, das geht an. Gott Lob! gehetzt hab' ich noch keinen."

Nun, ich sagte das auch nur so gleichnißweise. — Sie haben ja auch den Förster, und den Gärtner, und den Verwalter. Da hat der Kleine die ersten sechs Jahre genug zu lernen; und dann wird Gott weiter geben, was er thun soll. Hernach hab' ich nichts dawider, daß er die Welt in Bildern und Büchern sieht; aber erst muß er sie sehen, wie sie leibt und lebt: sonst hat er mein Tage kein Gefühl dabei.

Der Major hatte manches einzuwenden; indeß ließ er es für's erste bei Hennigs Plane, doch mit dem heimlichen Vorsatze, so bald als möglich einen Gelehrten zu Rathe zu ziehen.

Hennig führte nun seinen kleinen Nahmensvetter in den Stall, in den Garten, in den Wald, auf den Kornboden, zu der Fischerei; machte ihn, so gut er es konnte, mit der Naturgeschichte der Pferde und Hunde bekannt, und lehrte ihn auf Spaziergängen die Stimmen der Vögel unterscheiden. Der Gärtner mußte ihm alle Pflanzen im Garten, der Förster alle Bäume nennen, und der Verwalter ihn in den Künsten und Geschäften der Haushaltung unterrichten. Stundenlang sah der Knabe mit Hennigen dem Bau einer Scheune zu, und sehr öfters auch selbst Lehm auf einer kleinen Karre herbei. So lernte er alle Instrumente der Maurer und Zimmerleute kennen. Oft sah er auch buttern, backen, oder schmieden; und überall übte er dabei Auge und Ohr, Füße und Hände.

Sein alter ehrlicher Hofmeister lernte selbst nach seinen besten Kräften, um nicht unwissender zu seyn als sein Schüler. Er fing an Manches zu bemerken, das er sonst übersehen, und Fragen zu thun, die er sonst nicht gethan hatte. So bekam der Knabe in der That sehr deutliche Begriffe von allen Dingen, rings um ihn her. Schon im sechsten Jahre saß er mit

seinem alten Freunde die Pferde in die Schwemme; denn obgleich der alte Hennig Oberaufseher im Hause war, so hatte er sich doch die Pferde durchaus nicht nehmen lassen. Dabei wuchs der Knabe auf, wie ein Baum im Walde. Er balgte sich mit den Jagdhunden auf dem Hofe, sah immer aus, als ob er selbst eben in die Schwemme müßte, und brauchte die Lieblingsflüche seiner Lehrer mit großer Geläufigkeit, obgleich der Major und Hennig ihm das untersagten, und nach und nach sich selbst das Fluchen abgewöhnten. An seinem Oheim hing er mit inniger Liebe; aber mit Hennig war er Ein Herz und Eine Seele. Ein Vater kann seinen Sohn nicht inniger lieben, als Hennig den Knaben; und sie waren daher fast immer bei einander. Wenn der Knabe etwas verbrochen hatte, und der alte Husar ihn unter den buschichten Augenbraunen hervor mit finstern Blicken ansah, stiegen Thränen in seine lieblichen blauen Augen. Dann rief der Alte mit ausgebreiteten Armen: du Heulhexe! und der Knabe stürzte sich an seine Brust, und sagte: du mußt auch nicht schelten, guter Hennig! — Ja, so mußt du nicht unartig seyn, Junge! rief der Alte, und weinte

um die Mütze mit dem Kinde, das sich dann gewiß wochenlang hütete, denselben Fehler aufs neue zu begehen.

Man kann leicht denken, daß diese auf der einen Seite recht zweckmäßige Erziehung auf der andern den Knaben ein wenig roh machte. An der Husarm-Uniform, die er trug, konnte man oft nur mit Mühe unterscheiden, daß ihre Grundfarbe scharlachroth war. Fehlte es ihm an einem Bande, so schnitt er ruhig eine goldene Schnur von der Uniform. In seiner Mütze hatte er, wenn die Gießkanne zu entfernt lag, auch wohl Wasser, um seine Blumen damit zu begießen. Oft fiel der unordentliche Anzug selbst dem Onkel auf, und er sagte: „Junge, wie siehst du aus!" Der Kleine besah sich dann von oben bis unten, und antwortete: wie soll ich anders aussehen, Onkel? Ich mauze mir im Garten einen Stall. Die Hände und das Gesicht habe ich mir gewaschen; aber die Uniform soll ich ja nicht selbst rein machen: das hat mir Hennig verboten. — So ging es fast jede Woche einige Male, und den Major würde sich auch nicht viel daraus gemacht haben, wenn nur seine Schwägerin ihn mit ihren Besuchen verschont hätte.

In dem ersten Jahre war sie nicht bei ihm gewesen. Er selbst ritt von Zeit zu Zeit hinüber nach Moorberg, doch ohne den Kleinen mitzubringen; und dafür gab er die scheinbare Entschuldigung an, daß er keinen Wagen hätte. Frau von Halden wußte aber schon genug von der Verwilderung ihres Sohnes, und beschloß endlich, mit ihren beiden andern Kindern nach Sollingen zu fahren, im Grunde weniger, weil sie ihren vergessenen Sohn einmal wiedersehen, als weil sie ihren Schwager recht nachdrücklich beschämen wollte. Der Major wurde sehr ängstlich, als er die beiden schön geputzten Kinder in das Zimmer treten sah. Sie näherten sich ihm mit einer anständigen Verbeugung, küßten seine Hand, sagten einige Worte sehr artig, und setzten sich dann ganz ruhig nieder. Wo ist denn Ihr Pflegesohn? fragte die Mutter. In diesem Augenblicke flog die Thür auf, und der kleine, jetzt sechsjährige Hennig stürzte, mit dem fröhlichsten Verlangen in seinem feuerrothen Gesichte, in das Zimmer; denn der alte Husar sowohl als der Major hatten ihm die ehrerbietigste Liebe für seine Eltern und seine Geschwister beigebracht, weil sie sich scheueten, diesem heiligen Gefühle zu nahe zu treten.

Der Kleine mauerte eben am Ende des Gartens, als der Wagen auf den Hof rollte. Sobald man ihm ſagte, daß ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter da wären, warf er die Kelle weg, und lief nach dem Zimmer ſeines Onkels. Die Strümpfe hingen in den Stiefeln; ſeine Uniform war voll Lehm, voll Kalk, und ſeine Hände ſchmutzig. Der Major erröthete; und der Knabe ſelbſt ſtutzte, als er einen Blick auf ſeine Mutter und auf die beiden Kinder, die ſeine Geſchwiſter ſeyn ſollten, geworfen hatte. Sein Bruder, ein Knabe von acht Jahren, trug ein hellblaues Kleid mit Golde, hatte einen Haarbeutel eingebunden, und ſeine zierlich friſirten Locken waren dick gepudert. „Waſche dich erſt!" ſagte der Major mit großer Verlegenheit; und in einem Sprunge war der Kleine wieder zur Thür hinaus. Der alte Hennig, der ihm begegnete, band ihm die Strümpfe auf, zog ihm ſeine beſte Uniform an, ſchickte ihn dann wieder in das Zimmer, und gab ihm die Ermahnung mit: er ſollte recht höflich ſeyn, der Mama die Hand küſſen, und ja nicht etwa fluchen.

Natürlicher Weiſe kam nun der Knabe

ziemlich furchtsam wieder. Er ging, oder stolperte vielmehr, auf seine Mutter zu, küßte ihr schmatzend die Hand, und ließ sich von ihr über die Wange streicheln. Seine Geschwister waren unterdessen aufgestanden, faßten ihn, wie man es ihnen befohlen hatte, jedes bei einer Hand, und sagten: liebster Bruder! Der kleine Hennig sah vor sich nieder, und konnte fast nicht eine Sylbe vorbringen. „Er hatte eben gemauert," fing der Major kleinlaut an. — Gemauert? fragte die Mutter boshaft; soll er denn etwa ein Maurer werden? . . . Komm einmal her, mein Sohn! fuhr sie fort, und betrachtete ihn nun mit Kopfschütteln von oben bis unten, von hinten und vorn. Der Major wurde mit jeder Minute verlegener. Seine Schwägerin merkte das, und ihr Gesicht erheiterte sich von boshafter Freude. Um ihn noch mehr zu beschämen, fing sie an, die beiden anderen Kinder alle ihre Künste machen zu lassen. Sie fragte Emilien etwas Französisch; und die Kleine antwortete in derselben Sprache. Eben so ihr Karl. Kannst du auch schon Französisch? fragte die Mutter nun den kleinen Hennig. Ein

wenig! antwortete der Knabe. „Junge, du lügst!“ sagte der Major mit Erstaunen. — Nein, Onkel; bei Roßbach riefen sie immer: Sacre Dieu! das hat mir Hennig gesagt.

Frau von Halden seufzte, und fing nun an, die guten Eigenschaften und Geschicklichkeiten ihrer Kinder zu preisen. Die Kinder sagten, als der Onkel ihnen einen Teller mit Obst gab: ich danke Ihnen unterthänig; und küßten ihm die Hand. Von dem allen that und wußte Hennig gar nichts. Aber, mein Gott, sagte die Mutter zuletzt mit Bitterkeit zu ihm: du weißt ja nicht das Mindeste! Ein wahrer Klotz ist aus dir geworden!

Der arme Knabe stand mit Thränen in den Augen da, weil noch niemand so hart mit ihm gesprochen hatte. Er sagte leise und furchtsam: ich habe dich so lieb, Mama! und nun warf er sich laut schluchzend seinem Oheim in die Arme, legte sein Köpfchen an dessen Brust, und umfaßte seinen Hals. „Sehen Sie!“ sagte der Major; „das kann er: die Menschen von Herzen lieb haben; und ich fürchte, das können die Beiden da nicht.“ Nun küßte er den Knaben, und sagte: geh in den Garten, mein lieber

Sohn, und nimm deine Geſchwiſter mit." Er fühlte, daß er auf dem Wege war, ſeiner Schwägerin etwas Hartes zu ſagen; darum ſollten die Kinder nicht länger im Zimmer bleiben.

Im Garten war der kleine Hennig an ſeinem rechten Orte. Was iſt das? kann man das eſſen? fragten bald Karl, bald Emilie; und immer gab Hennig eine richtige Antwort. Er pflückte ſeiner Schweſter die ſchönſten Blumen; und wenn ſie eine reife Birn ſah, ſo war er geſchwind oben im Baume, und holte ſie herunter. Ach, ſagte das kleine Mädchen; wie kann der liebe Bruder klettern! Als die Kinder erſt bekannter und folglich auch geſprächiger wurden, kam der kleine Hennig auf alle ſeine Zeitvertreibe, und nannte dabei auch das Reiten. „Reiten kannſt du?" fragten ihn die beiden Kinder mit großer Verwunderung. Den Augenblick holte er ſeinen kleinen Lithauer aus dem Stalle, ſchwang ſich hinauf, und machte die ganze Reitſchule, die ſein alter Hofmeiſter ihn gelehrt hatte. Das war das Einzige, was ſeinem Bruder an ihm gefiel, und warum er ihn beneidete. Die kleine Emilie war mit Hennigen ſchon beſſer zufrieden. Höre, ſagte

sie lächelnd, als er ihr alle seine Sachen, seine Aexte, Beile, Sägen, Hobel und Pistolen gezeigt hatte: ich möchte auch wohl hier beim Onkel seyn, wenn es sich schickte. — Sich schickte! unterbrach sie der älteste; schickt es sich denn, daß ein Fräulein Wasser trägt und Blumen begießt? Das gehört für die Bauern!

„Ich bin ein Bauer!" sagte Hennig vergnügt und hüpfend; „und ein Baron und ein Mensch, meint Onkel, soll ich wohl auch noch werden!" Damit ging es wieder in vollem Springen Gang auf, Gang nieder. „Siehst du, Michen," sagte Karl, „wie ungezogen er ist? Wie ein Bauer! Mama hat es wohl gesagt!" — Recht ungezogen! antwortete das kleine Mädchen. Ach, ich möchte wohl auch einmal ungezogen seyn!

Der Bediente rief endlich die Kinder. Als sie nachher wieder abfuhren, erzählte Karl der Mutter unterweges, wie ungezogen sein Bruder gewesen wäre. Die Kleine zeigte Blumen und Obst, das er ihr gegeben hatte, und setzte hinzu: Mama, der Bruder Hennig weiß Alles, viel mehr als ich und Karl! Und recht freundlich ist er; — aber recht ungezogen! setzte sie hinzu, weil sie die Blicke ihrer Mutter bemerkte.

Während daß Mütter und Kinder ſich den ganzen Weg über von dem kleinen Hennig und ſeinen Ungezogenheiten unterhielten, waren auch der Major und ſein Freund in einem Geſpräche über ihn begriffen. „Das iſt nichts, Hennig!“ ſagte der Major. „Packe nur ruhig ein. Ich habe mich geſchämt; und hätte ich das nöthig gehabt, wenn es ganz recht wäre, was wir thun? Ja, wäre es mein eigner Sohn, ſiehſt du, ſo möchte er meinetwegen ganz ohne Strümpfe gehen; aber er iſt nicht mein. Es kann nicht ſo bleiben. Und das kommt davon, daß keine Frauensperſon im Hauſe iſt: ſo eine ordentliche, mein' ich, nicht eine Viehmagd oder Köchin. Du ſollteſt ſehen, wie reinlich der Junge ſeyn würde, wenn nur eine wackre Frau oder Jungfer im Hauſe wäre. Höre einmal, Hennig, da hab' ich an unſer Mädchen aus Böhmen gedacht. Wenn wir das hier hätten! Sieh! ſchon hundertmal iſt es mir auf's Herz gefallen, ob ich auch wohl recht thue an dem Mädchen; hundertmal! Hat ſie mir nicht das Leben gerettet? Und was thue ich dagegen? Ich ſchicke ihr, ſeitdem ich weiß, wo ſie wohnt, alle Jahre dreihundert armſelige Thaler, und ſie ſchreibt

mir dafür jedes Mal einen Brief, der allein so viel werth ist. Ja, wenn sie Eltern hätte, oder verheirathet wäre, so könnte ich denken: sie hat Jemanden, der sie liebt, und braucht dich nicht. Aber so ist sie ganz allein, ohne Verwandten! Es muß ihr weh thun, daß ich ihr für ihre Liebe nur Geld schicke, da ich ihr doch weit mehr schuldig bin. Ich denke, ich schreibe ihr, daß sie kommen soll. Dann könnte ich ihr doch zeigen, daß ich sie lieb habe."

Dagegen hatte Hennig nichts einzuwenden. Der Major schrieb; und nach vierzehn Tagen kam, anstatt der Antwort, die Jungfer Riesen selbst auf den Schloßhof gefahren. Hennig sprang zu dem Major in das Zimmer, und rief: unser Mädchen aus Böhmen! Vivat! Der Major hatte ein Frauenzimmer aus dem Wagen steigen sehen; also verstand er den Ausruf seines Hennig, und eilte mit dem Ungestüm der Leidenschaft die Treppe hinunter, dem Mädchen entgegen. Er konnte lange nicht sprechen, und sie nur in seine Arme schließen. Endlich rief er: „Hannchen, du treue Seele! Gott sey Dank, daß ich dich habe! Nun sag, was soll ich dir

seyn:

ſeyn: Brüder oder Vater? Beides, gutes Kind, wenn du mich lieb haſt; und Freund dazu!" Er führte Hannchen die breite Treppe hinan auf ſein Zimmer, und Hennig ging auf der andern Seite neben ihr. Auf einmal erblickte der Major auch den treuen Alten. „Sieh, Hannchen!" ſagte er herzlich, und faßte ſeinen Hennig in die Arme: „ſieh, ſo liebe ich dieſen Menſchen! Frag' ihn, ob ein Bruder ihn herzlicher lieben kann; er wird dir ſagen: nein. Nun ſieh, eben ſo will ich auch dich lieben. Ja, lieben, trotz der ganzen Welt! Denn was Verwandtſchaft! Sie kommt von Gott, und ich habe allen Reſpekt dafür (er nahm die Mütze ab); und Gott weiß, wie ſchwer es mir wird, wenn mein Herz ſich manchmal gegen meine Verwandten zuthut, wie eine Muſchel. Habe ich Unrecht, ſo vergebe es mir Gott! Aber ſie machen es mir danach. Und wie habt Ihr es gemacht! In Noth und Tod euch für mich hingegeben. Und in der Bibel ſteht: es iſt keine größere Liebe, denn die, wenn einer ſein Leben läßt für ſeinen Bruder. Hab' ich Unrecht? Nein!" (Er ſetzte ſeine Mütze auf.) „Ihr ſeid meine Verwandten, liebe Kinder! O, wenn ich euch nur mein ganz

TAYLOR INST. OXFORD

ges Herz zeigen könnte!" — Er umfaßte sie Beide mit nassen Augen und brechender Stimme.

Von diesem Tage an wurde das Leben in des Majors Hause ganz anders. Nur die Jungfer, oder, wie sie jetzt hieß, die Mamsell, Minna hatte dem Major gefehlt, um seine rauhen Sitten etwas abzuschleifen. Sie war eines Sächsischen Predigers Tochter, und hatte sich mit ihren Eltern gleich zu Anfange des siebenjährigen Krieges nach einem Böhmischen Dorfe geflüchtet, wo Verwandten von ihr wohnten. Hier rettete sie den Major, und verpflegte ihn, als er an seiner Wunde krank lag. Nachher wurde das Dorf von den Kroaten angezündet. Nun ging sie in die Lausitz zu einem Verwandten, und dann als Gesellschafterin, oder vielmehr als Kammerjungfer, zu einer adeligen Dame, in deren Hause sie die Hölle hatte. Hier erfuhr sie zufälliger Weise den Aufenthalt des Majors, schrieb an ihn, und machte ihm eine ganz vortheilhafte Schilderung von ihrer Lage. Sie erhielt mit einer Estafette Antwort, nebst einer artigen Summe Geldes, und die Versicherung eines lebenslänglichen Gehalts. Zwei Jahre später wurde sie von dem Major einge-

laden, die Erzieherin ſeines Neffen zu werden; und hierzu taugte ſie vortrefflich, da Noth und Elend ihre Seele ſtark, und Umgang mit Menſchen ihre Art ſich zu benehmen, ſich auszudrücken, und Menſchen zu behandeln, geſchmeidig gemacht hatte.

Sie war jetzt acht und zwanzig Jahr alt, und nicht ſchön, aber intereſſant durch holde Freundlichkeit und einen feinen Blick in ihrem Auge. Der Major drang in ſie, die beſten Zimmer im Schloſſe zu beziehen; ſie wählte aber ein kleines niedliches Stübchen nach dem Ehe hinaus. Er ſchickte ſeinen Hennig in die nächſte Stadt, und ließ ihr eine Menge der ſchönſten Zeuge zu Kleidern kommen; ſie nahm das Geſchenk an, bat ſich aber aus, in der Folge ihren Anzug ſelbſt wählen zu dürfen. Auch blieb ſie bei ihrer einfachen Kleidung, und gab ihr nur einen etwas andern Schnitt, weil der Major durchaus darauf beſtand, daß ſie mit ihm eſſen ſollte. „So ſind wir drei zuſammen," ſagte er; „denn Hennig hat es ſich nicht nehmen laſſen, bei Tiſche aufzuwarten."

Noch heute wurde der kleine Hennig Hannchen übergeben. Sie ſollte ihn, meinte der Major,

nur so ein Bischen von außen zustutzen; allein sie nahm sich seiner auch in andern Stücken an. Hierzu hatte sie Zeit genug, da sie bloß die Oberaufsicht über die innere Haushaltung führte, und auch das nur ohne Wissen des Majors, der darauf bestand, daß es schlechterdings nicht einmal so scheinen sollte, als ob sie in seinen Diensten wäre.

Hannchen hatte von ihrem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung bekommen, und war selbst recht gut unterrichtet. Sie konnte daher den Knaben lesen und schreiben lehren, was bis dahin der Schulmeister gethan hatte, der aber seine Rechnung dabei fand, den Unterricht hinzuhalten. Der kleine Hennig lernte jetzt wie im Fluge. Hannchen wußte so schöne schauerliche Geschichten von alten Rittern, von Schiffbrüchen, Kindern und Poltergeistern; aber sollte sie ihm erzählen, so mußten seine Hände, sein Gesicht, ohne den mindesten Flecken, und seine Uniform in der besten Ordnung seyn. Der Major selbst hörte Hannchens Geschichten beinahe eben so gern, wie der kleine Hennig; daher mußte dieser allemal erst die Musterung seines Oheims passiren, ehe sie Beide zu der Mamsell hinüber gingen.

Hennig und der Major ſetzten unterdeſſen die Reitſtunden mit dem Kleinen fort; der Gärtner lehrte ihn ſchon okuliren und pfropfen, und der Förſter meinte, der Junker wäre ein Wunder der Welt, weil er alle Bäume kannte und eine Nachtigall, ohne zu fehlen, von einer Droſſel zu unterſcheiden wußte. Außerdem bekam der kleine Hennig eine Menge praktiſcher Kenntniſſe in den Gewerben der Menſchen um ihn her. Er kannte alle Bauern in Sollingen, beſonders die Armen, mit denen er zuweilen ſogar in heimlichem Verkehr wegen ſeines Taſchengeldes ſtand. Das häßliche Fluchen gewöhnte er ſich ganz ab, weil Mamſell Hannchen es ihm verbot; und die beiden Alten unterließen es zur Geſellſchaft mit, weil Hannchen ſonſt eine ernſthafte Miene machte. Dabei war er ein bildſchöner Knabe, den man nicht, ohne ſich zu freuen, anſehen konnte, immer heiter, lächelnd, hüpfend, offen, immer bereit, ſein Herz mit jedermann zu theilen, ſanft mit allen Menſchen, wild und feurig in ſeinen Phantaſieen und Spielen, muthig, dreiſt, verwegen, ein Waghals, wenn Hennig ſein „Huſſah!" rief, und biegſam wie ein Weidenſchößling,

wenn Mamſell Hannchen den Finger warnend aufhob. Er las nun ſchon dem Onkel die Zeitungen vor, und nicht in einem ſchleppenden, ſingenden Tone, ſondern gut, weil der Major, der alte Hennig, und ſelbſt die Mamſell, was ſie ſagten, ſtark betonten, wie jeder Menſch, der das, was er redet, auch fühlt. In Kurzem ging er auch gerade und mit den Füßen auswärts. Das machte ihm Anfangs viele Mühe; aber dafür erzählte ihm Mamſell Hannchen, wenn ſie mit ihm zufrieden war, auch eine ſchauerliche Mordgeſchichte. Nach einem halben Jahre ſagte der Major zu Hennig: „nun Alter? was ſagſt du zu dem Jungen? Sieh, welch eine große Gabe Gottes ein vernünftiges Mädchen iſt! Und nun will ich doch meine Schwägerin auch einmal beſuchen!“

Zu dieſem Beſuche wurden — denn der Major hatte ſeine Eitelkeit ſo gut wie jeder andre Menſch — große Anſtalten getroffen. Hennig bekam eine ganz neue Uniform, und ſein Litthauer eine prächtige Schabracke. Seit Kurzem war auch ein Wagen angeſchafft: „denn,“ ſagte der Major, „wo auf dem Lande eine Frau im Hauſe iſt, da muß auch ein

Wagen seyn; und, Hennig, konnte ich einer Frau mehr zu verdanken haben, als dem vortrefflichen Hannchen?"

Der Wagen fuhr nie, daß der Kleine nicht den ganzen Weg zu reiten brauchte, was ihm doch wohl zu schwer geworden seyn möchte; und Hennig hatte den Litthauer an der Hand. Eine Stunde vor Moorberg sprang der Knabe aus dem Wagen, und setzte sich auf sein Pferd. Nun ging es im Trab auf Moorberg zu, und im Gallop sprengten die drei Reiter auf den Hof des Kammerherrn.

Die Fenster gingen auf. Der Major nickte dem alten Hennig lächelnd zu, als der Knabe mit vielem Anstande abstieg; dann nahm er seinen Neffen bei der Hand, und führte ihn mit Triumph in den Saal, brummte aber dabei dennoch: „mit den Füßen hübsch auswärts, Hennig!"

Der Saal war voll von Gästen, und alle Augen wendeten sich mit Vergnügen auf den siebenjährigen Knaben, der sehr anständig, und doch mit einem frohen, zutraulichen Gesichte, an der Seite seines Oheims daher trat. Nach einer Verbeugung, die selbst Mamsell Hannchen

geiobt haben würde, und nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, hüpfte er sogleich auf seine Schwester zu, die er seit dem Besuche der Mutter gar nicht wieder hatte vergessen können, und kramte die Schreibtasche aus, in der er Blumen, Obst und Kuchen für sie mitbrachte. Der Major trat mit stolzer Miene vor seinen Bruder hin. „Da ist dein Sohn, Bruder Toffel! . . . Ich sage dir," setzte er leise hinzu, „in dem Jungen steckt etwas!" Der Vater fiel dem Major mit ungewöhnlicher Innigkeit um den Hals, nahm dann seinen Sohn in die Arme, küßte ihn, betrachtete ihn freundlich, und küßte ihn wieder.

Alles sammelte sich um den kleinen Husaren her. Die jungen Mädchen tändelten mit den braunen Locken, die auf seinen Schultern schwammen. Eins entriß ihn dem andern, küßte ihn, und ging dann zu der Mutter, um ihr zu sagen, wie glücklich sie wäre. Sie dankte mit zierlichem Anstande, und machte dem Kinde einige Liebkosungen, doch mit auffallender Kälte. Der Major würde gewiß gerufen haben: laß sattrein, Hennig! Aber er hoffte, sein Kleiner sollte die Mutter herumbringen; und über-

dies fiel ihm ein, daß er noch gestern der Mamsell versprochen hatte, sich nicht von seinem Zorne hinreißen zu lassen. Da biß er sich denn auf die Lippen, und schwieg. Die Mutter rief Karln, und fragte ihn um etwas; der Knabe antwortete ihr mit vieler Redseligkeit. Nun wendete sie sich zu einem von der Gesellschaft, und sagte: In der That, mein Aeltester würde sich an einem Hofe sehr anständig benehmen. Sogleich eröffnete sie auch ein Examen mit dem kleinen Hennig; der sah sie mißtrauisch an, und antwortete ängstlich, oft auch verkehrt. Der Major hatte einen derben Fluch auf der Zunge; doch unterdrückte er ihn noch. Während dessen hatte der Kammerherr mit einem seiner Gäste von seinem Cabinette gesprochen, und die ganze Gesellschaft bat ihn nun einstimmig, ihr doch seine Seltenheiten zu zeigen. Man ging, und die Kinder folgten. Zuerst öffnete Halden einen Glasschrank voll ausgestopfter Vögel. Er schwieg, um sich an den Blicken der Gesellschaft zu weiden; und auch diese schwieg, als ob sie vor Erstaunen nicht reden könnte. Emilie, die ihren Bruder an der Hand hatte, zeigte ihm den Schrank, und sagte: sieh einmal!

was ist das? Das will ich dir sagen, antwortete Hennig; der erste ist ein Taubenhabicht; dann kommt ein Sperber; der mit den langen Beinen ist ein Reiher; der vierte eine große Ohreule; dann kommt ein Storch, dann eine Weihe. Sie stehen nur einfältig, Emilie. Der Reiher und der Storch gehören zusammen, und da das Wasserhuhn in der zweiten Reihe auch; denn das sind Sumpfvögel: und die Raubvögel sollten auch beisammen stehen.

Alle Köpfe drehten sich nach dem kleinen Hennig um, und er mußte nun die Vögel nach der Reihe nennen. Er kannte sie alle, bis auf einen Flamingo. Den kenne ich nicht, sagte er; aber es ist auch ein Steltzenläufer. Bruder, sagte der Kammerherr; hast du dir etwa ein Cabinet angeschafft? — „Nicht doch!" erwiederte der Major; „auch hat mein Hennig in seinem Leben noch keins gesehen." Während dessen fing der Knabe an, da ihn jemand fragte, von der Lebensart der Vögel eben so bestimmt zu sprechen; er nannte ihre Nahrung, unterschied Zugvögel von andern, und erzählte allerlei Merkwürdiges von ihrer Art zu leben.

Nun zog der Kammerherr ein Schubfach

mit Holzarten auf. Kennſt du das auch, was Papa hier hat? fragte Emilie. Der Vater hielt ihm ein Stück Holz hin: was iſt das? — „Eichenholz," antwortete Hennig. Als der Vater, um ihn irre zu machen, widerſprach, gab er ſehr beſtimmt die Kennzeichen an, und man ſah deutlich, daß er ſeiner Sache gewiß war. Er nannte nun auch die meiſten Holzarten, und ſprach — aber nie, ohne dazu aufgefordert zu ſeyn — über die Behandlung, und über den größern oder geringern Nutzen derſelben, ſo daß jeder ſogleich einſah, er ſpreche nichts Erlerntes nach, ſondern habe Alles aus eigner Erfahrung. Man zeigte ihm auch die Modelle von Maſchinen, die in dem Cabinette ſeines Vaters ſtanden. Er errieth manches von ihrer Struktur und von ihrer Beſtimmung; denn er kannte die Mahl- und Oehlmühle in Sollingen mit allen ihren Getrieben ganz genau, wie jedes Kind dieſe und ähnliche Kenntniſſe ſehr leicht bekommen könnte. Alle Anweſenden ſtaunten dieſe Kenntniſſe um ſo mehr an, da ſie ihnen gänzlich fehlten. Sie mußten ſich lange beſinnen, ehe ſie eine Eiche von einer Buche unterſcheiden konnten; und

hier unterſchied ein Kind ein bloßes Stückchen Holz von einem andern. Man flüſterte allgemein: das iſt erſtaunlich! unbegreiflich! ein Wunder von Kinde! Jede Mutter ſagte dem Major die aufrichtigſten Lobſprüche über ſeine Erziehung, und wollte die Kunſt von ihm lernen, ihre Kinder eben ſo weit zu bringen. „Es iſt gar keine Kunſt, meine Damen," ſagte der Major; „der Junge hat nur immer vier bis fünf Informatoren, die alle ihre Sache vollkommen verſtehen. Da ſteckt es. Er lernt die Naturgeſchichte, wie mein Bruder den Kram nennt, von dem Förſter im Walde, von dem Tiſchler, der das Holz verarbeitet, von dem Gärtner im Garten, von dem Verwalter in der Scheune und auf dem Felde; dazu braucht er nichts als Augen, Ohren und ein wenig Gedächtniß. Sein Oberhofmeiſter, mein alter Reitknecht Hennig, von dem der Junge den Nahmen hat, kriecht mit ihm herum in allen Mühlen, bei allen Bauen, bei dem Becker, dem Leinweber, und was wir ſonſt noch auf dem Dorfe haben. Da ſieht oder erfährt er an Ort und Stelle, was die meiſten Kinder aus Kupfern lernen, die ſie nicht begreifen."

Als man die Art und Weise erfuhr, wie der Kleine seine Kenntnisse bekommen hatte, schüttelte man doch ein wenig die Köpfe. Ein Reitknecht der Oberhofmeister! Das verderbte dem Major seinen Triumph fast gänzlich; und die Mutter, die bis jetzt sehr kleinlaut gewesen war, wurde nun wieder etwas muthiger. Nein, sagte sie; und sollten meine Kinder nie lernen, was ein Baum ist, so ließe ich doch einen Reitknecht nicht ihre Gesellschaft seyn; hier überwiegt der Schade den Vortheil. Da liegt Hennig bei allen gemeinen Leuten umher, bei Maurern und Leinwebern; und was hilft es ihm denn, wenn er weiß, wie Leinwand gemacht wird?

„Was es ihm hilft, Frau Schwester? Sehr viel! Es hat sogar mir geholfen, daß ich bei dieser Gelegenheit noch manches gesehen habe. Er lernt die Menschen lieben, weil er weiß, wie sauer es den meisten wird, ihr Brot zu erwerben; er lernt sie ehren, weil er begreift, daß diese Menschen alles thun, was nützlich ist, was das Leben angenehm macht, und wir dagegen gar nichts. Er lernt, wie viele Schweiß-, Blut- und Angsttropfen auf dem Feldchen der Armen hangen, und wird daher seine Jagd nie

durch ihre Saaten treiben. Sehen Sie, das lernt er: Gottes guten heiligen Willen in Acht nehmen, und nicht der Welt und seines Fleisches Willen!"

Man fand diese Aeußerungen des Majors ein wenig ketzerisch, ein wenig verkehrt; weil er aber mit einer Stelle aus dem Katechismus schloß, so wagte man es nicht, ihn anzugreifen. Die Herren schwiegen; die Damen schnatterten unter sich, und man unterschied nur die Worte: seinem Range nichts vergeben! Reitknecht! gemeine Leute! unanständig!

Frau von Halden lauerte nun auf die Sitten ihres kleinen Hennig; aber er hielt sich so gut, gab so freundlich nach, spielte so vernünftig mit, war so folgsam, und selbst gegen die Bedienten so höflich, daß sie vergebens lauerte, und daß der Knabe die allgemeine Gunst wieder erhielt, um welche ihn die Relation von seinen Hofmeistern beinahe gebracht hätte. Seine Mutter ließ ihn lesen. Er las zu ihrem Verdrusse so richtig und gut, daß die Gesellschaft ihn aufs neue loben mußte.

Die Bewunderung der Anwesenden brachte nichts als widrige Empfindungen bei der Mut-

ter hervor; denn ihr Liebling wurde überſehen. Karl, den die Mutter durch ihre verkehrte Erziehung ſchon ſehr eitel gemacht hatte, und der es gewohnt war, von ſeinem Bruder immer nur mit einer Art von Verachtung ſprechen zu hören, ſtand mit einem ſauren Geſichte da. Er hatte ſich, als Hennig kam, darauf gefreuet, ihn mit ſeiner Gelehrſamkeit, beſonders mit der Naturgeſchichte, zu verdunkeln; und das war ſo ſehr verunglückt. Uebrigens hörte Hennig nicht viel auf alles das Kluge, was Karl zu ſagen glaubte, ſondern ſpielte mit Emilien ruhig fort; und dieſe war unzertrennlich von dem Bruder, der ihr ſo viel mitgebracht hatte.

Die Mutter ſah Karln mit ſehr verdrießlichem Geſichte da ſtehen. Sie wollte durchaus ſeinen Wunſch befriedigen, und erzählte offenbare Unwahrheiten von ſeinen guten Eigenſchaften. Man lobte ihn ſehr laut und übertrieben; aber zu dem kleinen Huſaren hockte man ſich an den Boden, nahm ihn in die Arme, küßte ihn, und ſagte fröhlich: „welch ein Engel!“

Heute wurde der kleine Hennig ſeiner Mutter, die ohnedies ſchon starken Widerwillen gegen ihn fühlte, noch verhaßter; denn nun hatte

an ihrem Liebling, dem er die Erbschaft des Oheims entzog, auch gedemüthigt. Wäre er bei ihr geblieben, so würde er endlich ihre Liebe wieder erlangt haben; aber er ging ja mit dem groben, ungesitteten Major, der ihr so viele Wahrheiten in's Gesicht sagte! Sie sah nicht einmal hin, als der Knabe seinen Litthauer wieder bestieg, und mit seinem Onkel von dem Hofe sprengte.

Als die Gesellschaft in ein allgemeines Lob des kleinen Hennig ausbrach, standen der Mutter beinahe Thränen des Verdrusses in den Augen. Sie führte ihren Liebling auf sein Zimmer, und machte seinem Hofmeister bittre Vorwürfe darüber, daß Karl Hennigs Kenntnisse nicht hatte, die er doch nicht haben konnte, da sie ihn, ohne ihre Gesellschaft, nicht einmal allein in den Garten gehen ließ. Der Hofmeister versprach Wunderdinge, spottete über Hennigs Kenntnisse, und machte so seine Gebieterin wieder heiter. Seyn Sie nur fleißig, Junker Karl, sagte er; der soll Sie nicht überholen! Der Knabe rief mit Ungestüm: ich will auch reiten lernen. Recht gern, Karlchen, sagte die Mutter, um den eitlen Knaben nur zu beruhigen,

beruhigen, der auf diese Art in dem unnatürlichen Hasse gegen seinen Bruder immer mehr bestärkt wurde.

Emilie wußte nichts von Haß gegen irgend einen Menschen, und am wenigsten gegen ihren Bruder. Ihr guter Genius hatte ihr eine sehr verständige Gouvernante vom besten Herzen zugeführt. Man war im Hause, eben wegen dieser guten Eigenschaften, ganz und gar nicht mit der Französin zufrieden, und würde sie bald wieder weggeschickt haben, wenn sie nicht, nach dem Urtheile aller Kenner, ihre Sprache vortrefflich gesprochen hätte. Sie selbst blieb nur aus Liebe zu ihrer armen Mutter und zu Emilien in einem Hause, worin man sie die ganze Last des Ahnenstolzes fühlen ließ, in ihrer Gegenwart mit der größten Verachtung von allen Bürgerlichen sprach, und den Kindern bei jeder Gelegenheit die Lehre gab, auf ihren Rang zu halten und sich mit geringeren Menschen nicht gemein zu machen. „Es mag," schrieb sie ihrer Mutter, die nur von der Unterstützung ihrer edlen Tochter lebte; — „es mag menschlich seyn, daß der Adel die Vorzüge, deren er genießt, hervorhebt. Wer

von uns würde gern ein Vorrecht, das er einmal hätte, fahren lassen? Aber wenn das ganz natürlich ist, so finde der Adel es auch natürlich, daß der Bürgerstand ihn mit immerwährendem Widerwillen betrachtet, und ihm die Vorzüge beneidet, die er selbst so hoch in Anschlag bringt. Mir geht es durch die Seele, wenn man von einer Mesalliance wie von der Handlung eines niederträchtigen Menschen spricht; ich schweige indeß, und trinke das Gift geduldig hinunter."

Man kann leicht denken, daß die Gouvernante die Gesellschaft der Frau von Halden so viel als möglich vermied, und auch in gehöriger Entfernung von dem Hofmeister blieb, der ihr durch seine Schmeicheleien und sein kriechendes Wesen verächtlich werden mußte. Sie war größten Theils auf ihrem Zimmer oder im Garten, und Emilie fast ununterbrochen in ihrer Gesellschaft. Das kleine Mädchen lernte viel von ihrer Gouvernante, weil diese es liebte; der Knabe hingegen wenig, weil sie ihn mit einer Art von Widerwillen ansah.

Die Gouvernante zog Emilien durch alle nur

erſinnliche Mittel an ſich, um das Herz des Kindes von dem Gifte der Eitelkeit rein zu erhalten; und Frau von Halden ſah es gern, daß Emilie ſich viel bei der Gouvernante aufhielt, weil ſie auf dieſe Art größere Fortſchritte in der Franzöſiſchen Sprache machte. Ueberdies war Emilie bei weitem nicht ſo ſehr der Liebling ihrer Mutter, wie Karl. Auf dieſem beruheten ja alle Plane zu Größe, und jene war nichts als ein Mittel mehr, die Plane durchzuſetzen.

Die Mutter konnte alſo zum Glück nicht viel auf Emilien wirken, und die Gouvernante brachte nun dem Herzen des Kindes früh eine Liebe zu den Menſchen bei, die in der Folge nicht wieder auszurotten war. Mit Recht ſuchte die Gouvernante bei Emilien auch das Andenken ihres Bruders Hennig zu erhalten. Emilie hatte, als ſie in Sollingen geweſen war, der Bonne viel von Hennig erzählt, und ihr auch ganz leiſe vertrauet: „der Bruder küßte den alten ſchmutzigen Reitknecht; ich habe es aber der Mama nicht geſagt: ſie war ſo ſchon böſe genug!“

Die Gouvernante hatte den Major von der Frau von Halden oft, und nicht mit Lo-

be, nennen hören, aber ihn noch nie gesprochen. Hofmeister und Französin aßen nehmlich, wenn Fremde da waren, nicht mit am Tische; und ohnedies hatte die gnädige Frau ihre Ursachen, den Major mit Beiden nicht zusammen zu bringen. Aber die Bonne hörte hin und wieder die Leute im Hause von dem Major mit solcher Ehrfurcht sprechen, daß sie nothwendig aufmerksam auf ihn werden mußte. Heute, als der kleine Hennig mit dem Onkel hier war, führte Emilie ihn auf das Zimmer ihrer Bonne, und sagte: sieh, lieber Hennig, das ist meine Gouvernante. — „Was ist das?" fragte der Kleine; und die Französin erklärte es ihm. „Ja," sagte er; „nun weiß ich es. Du bist bei Emilien Mamsell Riesen, die mich so lieb hat, und die wir Alle, ich, Onkel, und der alte Hennig, so lieb haben."

Die Bonne erkundigte sich näher; und der Knabe beschrieb ihr genau, was die Mamsell den ganzen Tag machte, wie lieb der Onkel sie hätte, und so weiter. Er gefiel ihr mit seiner Güte, Offenheit, Ehrerbietung, mit seinem zutraulichen Wesen; und sie ihm nicht minder. Nicht lange, so lief er wieder in den Saal zu

seinem Oheim, und flisterte ihm zu: „Onkel, Emilie hat auch eine Mamsell Riesen, die ihr recht gut ist.“ Der Major hatte schon am Morgen ein wenig mit Emilien geplaudert, und zu seiner Freude gefunden, daß sie noch ein natürliches, unverderbtes Kind war. Er fragte; und sie erzählte ihm von ihrer Bonne so viel Gutes, daß er sich vornahm, das Mädchen kennen zu lernen. Als nun der kleine Hennig kam, und ihm zuflisterte, ging er zu der Bonne hinüber. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein; und nach einer Viertelstunde gab er ihr die Hand, drückte die ihrige, und sagte: „Sie sind ein gutes Kind, liebe Mamsell, und ich freue mich, daß ich Ihnen meine Hochachtung dafür bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hause fort?“ — Sie zuckte die Achseln. — „Nicht wahr, Sie sind hier in der Aegyptischen Dienstbarkeit? . . . Hören Sie, liebe Mamsell, ich habe an Emilien gesehen, daß Sie nicht ohne Segen hier sind. Rechnen Sie Eins ins Andere. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das ist auch Freude. Und sehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir. Ich

glaube, die Mutter hat keine Liebe zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emilien und Karln eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder sich hassen, da hat der Teufel sein Spiel, und der Jammer seinen Thron. Liebe Mamsell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei seinen Geschwistern, wenn auch nicht bei der Mutter. Lassen Sie die Kinder nicht vergessen, daß Hennig da ihr Bruder ist; so wie er bei mir nicht vergessen soll, daß sein Herz eigentlich hier seine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört habe, liebe Mamsell, — daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand drücke — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Wasser kommt mir in die Augen. Ich habe auch Eltern gehabt, und weiß, wie glücklich Sie sind, daß sie das können! . . . Was wollt' ich doch sagen? . . . Ja so! In meiner Familie ist ein Vermächtniß für Witwen, das, nehmlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante sah ihn scharf an, doch

nur aus Neugierde, weil sie nicht wußte, wo er hinaus wollte.

Er fuhr fort: „Sie sehen mich darauf an, liebe Mamsell, ob ich läge. Schlimm genug, daß man nicht sagen kann, was man fühlt!“ Sie verstand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf die Brust, und sagte: „Gerade heraus! In meinem Herzen ist das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer so guten Tochter muß sich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun suche? Sie thun ja so viel für meines Bruders Kinder!“ (Mit diesen Worten legte er, in Verwirrung und erröthend, etwa zwanzig Louisd'or auf den Tisch.) „Ich bitte Sie, liebe Mamsell, nehmen Sie das an. Mein Bruder hat mir gesagt, wie viel Sie hier im Hause bekommen; und das ist ja, auf Ehre, kaum genug zu den Kleidern, die Sie zerreißen. Sehen Sie das als eine Zulage an.“

Das Mädchen nahm des Majors Geschenk mit vieler Rührung, und sagte mit dankbaren Blicken: o meine Mutter! Der Major hat sie,

in jeder Art von Verlegenheit sich an ihn zu wenden, und verließ sie dann wieder.

Jetzt konnte der Keim von Bruderliebe, der in Emiliens Herzen aufgegangen war, um so weniger ausgerottet werden; denn die Bonne mischte geflissentlich in alle die freundlichen Hoffnungen, die das kleine Mädchen sich von der Zukunft machte, das Bild des guten Hennig. Sie unterhielt Emilien oft von ihm; und wenn diese bisweilen über ihren Bruder Karl klagte, so meinte die Bonne: so etwas würde Hennig gewiß nicht gethan haben. Kam der Major, so brachte er Emilien jedes Mal etwas Angenehmes von dem Bruder Hennig mit, und eben so hatte er nach einem Besuche in Moorberg immer etwas für seinen Hennig, das seine Eltern und seine Geschwister ihm schickten. Emilie liebte nun ihren Bruder recht herzlich, ob sie gleich — denn Kinder sind ja aufmerksamer auf das Betragen der Erwachsenen, als man gemeiniglich denkt — bald merkte, daß diese Liebe in den Augen ihrer Mutter gar kein Verdienst war. Einmal fragte sie in ihrer Unschuld: aber warum sind Sie denn böse auf den Bruder Hennig, liebe Mama?

und ſie bekam zur Antwort: weil er ein ungezogener Bauerjunge iſt, der nichts lernt! Die Bonne ſprach insgeheim anders, ob ſie gleich das Kind zu überzeugen ſuchte, daß die Mutter auch den Bruder Hennig liebe. Emilie ſah wohl, daß man ihn haßte; doch erfuhr ſie nicht, warum.

Als er wieder einmal in Moorberg geweſen war, übernahm ſie ſeine Vertheidigung; allein ſie zog ſich dadurch einen ſtarken Verweis von der Mama zu. Von jetzt an ſchwieg ſie, und, wie das bei Kindern faſt immer der Fall iſt, freuete ſich, etwas thun zu können, das man nicht haben wollte, und das man doch nicht verbot. Sie bildete ſich ein, Henningen deſto zärtlicher zu lieben; und ſie that das wirklich, weil ſie ſich in ihrem Herzen jetzt mehr mit ihm beſchäftigte.

Zwiſchen Karln und Hennig war das gute Verhältniß nicht wieder herzuſtellen, obgleich der Major ſich deshalb viele Mühe gab. Karl hatte ſich ein kleines Pferd gewünſcht. Der Major brachte ihm eins mit; allein der Knabe nahm es ziemlich kalt auf, weil der Major ihm ſagte, ſein Bruder Hennig ſchicke es.

Hennig liebte seine Eltern, seinen Bruder, und besonders seine Schwester, sprach alle Tage von ihnen, und freute sich, wenn er hörte, daß er bald einmal wieder nach Moorberg reiten sollte. Bis jetzt dachte er mit keinem Gedanken daran, daß seine Mutter ihn gegen ihre andern Kinder zurücksetzte; auch konnte er das um so weniger denken, da alle Menschen in Sollingen ihn so herzlich liebten. Neben den alten Beschäftigungen lernte er nun Gellerts Fabeln auswendig, und auch so viele Französische Wörter, als Mamsell Hannchen und der Major wußten. Er schrieb so gut, wie Hannchen selbst, und rechnete an den Fingern oder auf dem Papiere beinahe so fertig, wie der Verwalter, der es ihn lehrte. Mamsell Hannchen wußte in der That nichts mehr mit ihm anzufangen, und hielt sich jetzt nur an eine Regel ihres Vaters: Kinder müssen jeden Tag etwas auswendig lernen. Aber, was sie ihm aufgab, wußte er bei seinem glücklichen Gedächtnisse in einer halben Stunde auswendig; und dann war er wieder unbeschäftigt.

Der alte Hennig hätte schon oft über das viele Lernen seines Lieblings gemurrt. Jetzt

bekam er nun wieder freiere Hand mit ihm; und nicht lange, so ritt, hieb und schoß der Knabe mit seinem Lehrmeister um die Wette. Zwar hörte der Alte wohl mit Thränen in den Augen zu, wenn sein Liebling vor ihm stand, und ihm mit lauter Stimme die Gellertsche Erzählung: „Um das Rhinoceros zu sehn, erzählte mir mein Freund," ꝛc. vordeklamirte; aber dennoch sagte er, wenn die Freude vorüber war: das Papeln hilft zu nichts in der Welt! So 'was kann einer hersagen, daß einem die Thränen in die Augen kommen; und dabei hat er vielleicht ein Katzenherz. Ich habe alle meine Lebetage gesehen, daß Leute, die am besten schwatzen können, am wenigsten thun. Sie sprechen von Mitleiden, und die Pfennige sind ihnen an's Herz gewachsen. — Aber was soll man denn machen, guter Hennig? fragte Hannchen. Das wußte nun der Alte nicht; und so blieb es, wie bisher: die Mamsell gab auf; der Kleine lernte auswendig; Hennig überhörte ihn, und lernte Gellerts Fabeln mit auswendig.

Der Major schien sich jetzt nicht recht mehr um den Kleinen zu bekümmern. Er ging öfter

als je allein; saß öfter als je am seinem Fenster, und blies dem Tabaksrauch nachdenkend vor sich hin. Weder Hennig noch Hannchen konnten ihn aus seinem trüben Schweigen bringen. Ehemals war es seine größte Freude, wenn der kleine Hennig ihm Verse vordeklamirte; er pflegte lächelnd zuzuhören und dann eine Nutzanwendung in sehr kräftigen Ausdrücken zu machen. Jetzt hörte er, mit der Tabakspfeife im Munde, dem Kleinen zu, wendete in der Hälfte der Erzählung die Augen von ihm ab auf irgend eine Blume in der Tapete, und zog die Stirn in düstre Falten. Offenbar hörte er die zweite Hälfte nicht, und dann setzte er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an sein Fenster.

Hannchen fragte den alten Hennig: was fehlt denn unserm Herrn Major? und Hennig wußte ihr nicht zu antworten. Das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Der Major brannte zehnmal seine Pfeife an, und immer ging sie ihm wieder aus, weil er nicht an das Rauchen dachte. Ehemals war, sobald er im Sattel saß, alles Unangenehme vergessen; die Runzeln auf seiner Stirn verloren sich dann, und niemand

durfte, so leicht eine abschlägige Antwort von ihm befürchten. Jetzt aber legte er seinem Fuchse den Zügel auf den Hals; und kaum war er vor dem Dorfe, so sagte er: „Hennig, laß uns nur umkehren; die Luft ist zu rauh.“ — Heute ging es wieder nach Hause, sagte Hennig zu Mamsell Hannchen, als wenn wir ehemals ritten, in einem Dorfe Lieferungen anzusagen; da konnten die Gäule auch die Füße nicht heben!

Soll der Wagen fort, lieber Herr Oberstwachtmeister, und den Doktor holen? fragte Hennig endlich.

„Den Doktor?“ erwiederte der Major, und stand vom Fenster auf; „ist jemand krank? Doch nicht etwa Hannchen?“

Hannchen? Ei, ich wollte, Alles im Hause wäre so frisch und gesund, wie die! Die blüht ja wie eine Rose!

„Da hast du Recht! wie eine Rose, Hennig! . . . Aber wer ist denn sonst krank?“

Sie selbst, lieber Herr Oberstwachtmeister. Sagen Sie doch, was fehlt Ihnen? Sie quälen Sich, und uns dazu!

„Hennig, thu' ich das? Nun, so vergeht

es mir. Ich dachte, Ihr ſolltet es nicht merken."

Nicht merken? Der Kleine ſogar merkt es, und iſt betrübt, wenn Sie ihm ſeinen Spruch nicht ganz überhören. Das iſt nichts, Herr Oberſtwachtmeiſter. Sie müſſen ſagen, was Sie auf dem Herzen haben; es wird ja wohl noch Hülfe ſeyn! Ich grämme mich, und Mamſell Hannchen grämt ſich auch. Sehen Sie, nun ſtehen Sie ſchon wieder da, wie ein General, der ſich hat vom Feinde überrumpeln laſſen, und den Degen abgeben ſoll. Friſch, Herr Oberſtwachtmeiſter! Den Säbel heraus, und ſich durchgeſchlagen!

„Du haſt gut reden, Hennig! Mich durchſchlagen kann ich, das weißt du wohl. Aber . . . Ja, wenn's nur Kugeln wären: ich wollte hier nicht am Fenſter ſitzen und mit der Hand über das Geſicht fahren, wie jetzt ſo oft, weil ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht."

Nun, was iſt es denn? — Der Major ſchüttelte den Kopf. — Herr Oberſtwachtmeiſter, fuhr Hennig bewegt fort; denken Sie nur, wie die verdammten Kroaten Ihnen eins verſetzt hatten; da ſagten Sie auch: reite nur,

Hennig; ich habe mein Theil. Ich ritt nicht, und brachte Sie mit Gottes und Hannchens Hülfe durch. Jetzt schütteln Sie den Kopf, als ob Sie wieder sagten, reite nur, Hennig! Aber ich reite nun einmal nicht. Sagen Sie doch, was ist es!

„Dies Mal hat der Feind besser getroffen. Die Kugel sitzt hier." (Er legte die Hand auf das Herz; und Hennig sah ihn starr an.) „Laß das, alter Hennig; es wird wieder gut werden."

Aber Hennig ließ nicht nach. Er nahm seine Mütze ab, und sagte: Herr Oberstwachtmeister, ich bitte, vertrauen Sie es mir an. Und wenn Ihnen denn gar nicht zu helfen wäre, so könnte ich mir doch auch ein Fenster suchen, und . . . Herr Oberstwachtmeister, die Thränen kommen mir in die Augen. Ich bitte Sie, sagen Sie es mir.

Der Major ging unruhig im Zimmer auf und nieder, weil er sich noch immer nicht recht entschließen konnte. Endlich sagte er: „Aber Hennig, kannst du schweigen?"

Als ob mir ein Vier- und Zwanzigpfünder uen Mund gestopft hätte.

„Es ist ein dummer Streich von mir, Hennig, daß ich meines Bruders Sohn zu mir genommen habe."

Hennig starrte ihn an, und es lief ihm eiskalt über den Rücken; denn er liebte den Kleinen gewiß eben so zärtlich, wie den Major, und würde mit Freuden sein Leben für ihn gelassen haben. — Der Major fuhr fort: „Zwar weiß ich nicht, wie ich es anders hätte machen sollen; denn die Mutter hat keine Liebe zu dem Jungen, und dem Vater ist ein ausgestopfter Adler oder ein Dompfaffe mehr werth, als alle seine Kinder. Ja, ich mußt' es thun; und Gott hat es auch gesegnet: die ganze Welt freuet sich ja über den Jungen. Aber einen dummen Streich hab' ich dabei begangen. Du weißt, ich hielt es immer für hochmüthig, ein Testament zu machen. Es ahnete mir, daß das mein Unglück seyn würde. — Der Kleine ist Erbe meines ganzen Vermögens. Verstehst du nun, Hennig?"

Nein, nicht ein Wort; denn wenn ein Anderer, als der Kleine, Sollingen haben sollte, und Ihren Schweißfuchs, und den Polaken, und den Türken — sehen Sie, ich könnte das

Nest

Nest bis auf den Grund abbrennen, und die Pferde vor den Kopf schießen. Dann möchte es meinetwegen der Teufel nehmen, und böse Geister hier hausen. Das könnt' ich! abbrennen!

„Auch wenn es meine Kinder bekommen sollten, Hennig? Denen könntest du es über dem Kopf anstecken?"

Ihren Kindern? Hennig blieb mit offnem Munde stehen, und konnte lange nicht ein Wort mehr sagen. — Ihren Kindern? frägte er noch einmal. Ja, das ist ein andres! Nun, ich bleibe bei Ihnen bis in den Tod; und sollt' ich Sie überleben, Herr Oberstwachtmeister, so mag Sollingen und die Pferde — doch will's Gott, haben die dann wohl schon ausgedient — nehmen, wer Lust hat. Aber mich, Herr Oberstwachtmeister, mich bekommt der Kleine. Kinder hin, Kinder her! Ich kenne sie nicht. Sie haben noch neulich gesagt, Liebe wäre die rechte Blutsfreundschaft; und so ist es auch. Wenn ich Ihnen die Augen zugedrückt habe, so gehe ich mit dem Kleinen, und ging' es in die Hölle.

„Und meine Kinder, alter guter Hennig."

fragte der Major, und hielt ihm die Hand hin; — „meine Kinder könnteſt du mir laſſen?"

Seh einer, rief Hennig, bitter böſe den Kopf ſchüttelnd, in was für Noth ein Menſch gerathen kann! Sonſt wußt' ich noch immer, wie ein Blitz, was ich ſagen, was ich thun ſollte. Und hier? Ich will mich beſinnen, Herr Oberſtwachtmeiſter. Verſprechen kann ich's nicht, das ſchwör' ich Ihnen bei meiner Seele: denn thäte ich das, ſo müßte ich Wort halten; und den Kleinen hab' ich gar zu lieb. Großer Gott, Herr Oberſtwachtmeiſter! Nun begreif' ich wohl, warum Sie da ſaßen und ſeufzten. Steh' ich doch ſelbſt da, und die Augen ſind mir voll Waſſer. Aber, ſagen Sie mir nur, warum haben Sie denn daran nicht früher gedacht?

„Ich wußte es ja nicht früher!" antwortete der Major erröthend.

Sie wußten es nicht früher? Aber, in aller Welt, wie haben Sie es denn nun auf einmal erfahren?

„Gar nicht auf einmal, Hennig; erſt nach und nach, alle Tage nur ein wenig mehr: wenn wir am Tiſche waren, ein wenig, wenn

ich hier am Fenster saß, ein wenig, bis ich es zuletzt ganz wußte."

Gott behüte, Herr Oberstwachtmeister! Sie machen einen ganz bange mit Ihrem Reden. So 'was muß man ja wohl auf einmal erfahren. (Er sah seinen Herrn furchtsam und theilnehmend an.) Wo sind denn Ihre Kinder?

„Kinder? Jetzt habe ich noch keine; aber, Hennig, — ich könnte ja heirathen."

Könnte! Haben Sie mich doch fast eisskalt gemacht vor Schrecken! Ich dachte wahrhaftig, die Kinder wären schon an der Thüre. Ja, könnten! aber Sie werden nicht.

„Nun ja doch, Hennig; eben deswegen, weil ich's nicht thun werde, . . ."

Nun was denn? Eben deswegen? Was eben deswegen?

„. . . sitze ich da so am Fenster, und vergehe wie ein Schatten. Das ist ja eben die Kugel im Herzen."

Da mag ein Andrer klug werden! Sie wollen nicht heirathen, und darum eben sitzen Sie am Fenster? Wer zwingt Sie denn?

„Hennig, hab' ich's dir denn noch nicht

deutlich genug gesagt? Ich möchte wohl heirathen; aber ich darf nicht."

Und das . . . Ha! ha! nun geht mir ein Licht auf! . . . und das haben Sie alle Tage so ein wenig mehr gemerkt? Ei! der Teufel! Herr Oberstwachtmeister, nun geht mir noch ein Licht auf. Am Tische haben Sie es ein Bißchen gemerkt? Darum saßen Sie auch so, und sahen Mamsell Hannchen an, und wußten kein Wort zu sprechen, und saßen doch da, so lange, daß mir die Fußsohlen weh thaten, und ich mich setzen mußte. Also Mamsell Hannchen möchten Sie heirathen?

Der Major erröthete und schlug die Augen nieder.

Viktoria! rief Hennig, warf die Mütze in die Höhe, und wollte den Augenblick zur Thür hinaus.

Der Major hielt ihn auf. „Hennig, du hast mir versprochen zu schweigen. Höre doch, Hennig! Du siehst ja, ich darf nicht. Hab' ich denn nicht den dummen Streich gemacht mit dem Testamente? Die Hände sind mir gebunden."

Hennig fing endlich an, das einzusehen.

Man überlegte nun; aber das Ding wollte ſich auf keiner Seite angreifen laſſen. Das Teſtament umzuſtoßen und Hennigen bloß Kindestheil zu geben, (denn auf die Klauſel im Teſtamente mochte ſich keiner von Beiden berufen) ſchien Beiden unrecht, ſo edelmüthig es auch ein Andrer hätte finden können; „denn,“ ſagte der Major, „ich habe mein Wort gegeben.“

Aber, wenn es nicht geht, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſo ſchlagen Sie es Sich aus dem Sinne!

„Ja, ſiehſt du Hennig, das kann ich eben nicht, ob ich gleich nicht weiß, warum. Als mein Vater ſtarb, da machte meine Schwägerin ſo allerlei Dinge, die ich wohl ſah und die mein Conſulent wohl wußte. Ich ſollte prozeſſiren mit meinem Bruder; und auf meines Vaters Grabe war noch nicht einmal Gras gewachſen. Davor ſchämt' ich mich. Ich hatte wohl Luſt dazu, große Luſt, beſonders wenn meine Schwägerin ſo ehrlich that; aber ſieh! ich ſchlug es mir aus dem Sinne, nahm Sallingen, und ließ es gut ſeyn. So hab' ich mir manches aus dem Sinne geſchlagen, was du

nicht weißt, und was kein Mensch wissen soll; hier aber ist es nicht möglich. Wenn ich Hannchen ansehe, so wird mir so wunderlich; das Herz ist mir so voll, und ich kann nicht sagen, ob ich traurig oder vergnügt bin. Schlug ich bei Tische die Augen nieder, — auch das that ich; denn ich dachte: alter Narr, was hast du sie anzusehen! — so hörete ich sie sprechen; und da war es nicht besser. Ich antwortete nicht ein Wörtchen, damit sie still seyn sollte; aber dann hörte ich doch ihren Athem, und da mußte ich sie wieder ansehen, ich mochte wollen oder nicht. Endlich ging ich. Ja, da war sie überall, wohin ich sah. Hörte ich ihre Stimme draußen, so flog mir das Herz, als hätte ich eben auf eine Batterie einhauen sollen. Ich wußte nicht so recht, was das war, und dachte immer: ei nun! es kommt davon her, daß du das Mädchen so lieb hast. Das war es auch wohl, aber nur auf andere Art, als ich glaubte. Zuletzt merkte ich denn ganz deutlich, daß ich verliebt in sie bin. Vorher war ich ihr gut, weil sie so treu, so sanft, so wohlthätig ist; jetzt aber? — jetzt möchte ich ihr die Hand küssen, mit der sie bei Tische vorlegt. Ich kann

mit ordentlicher Luſt ihre ſchlanke Geſtalt betrachten, und den kleinen Fuß, der unter dem Rocke hervorſieht. Giebt ſie mir die Hand, ſo zittre ich, wie ein armer Sünder. Kurz, Hennig, ich bin verliebt in ſie. Sonſt lachte ich immer, wenn man ſagte: er iſt zum Sterben verliebt; und nun muß ich alter, beinahe funfzigjähriger Schnurbart noch lernen, daß das ein wahres Wort iſt! — Ich habe es überlegt, Hennig, hinten und vorn; aber ich kann nichts heraus denken. Recht gern wollte ich dem Jungen alles das Meinige laſſen, und wieder vom Cornet an dienen, wenn ich Hannchen dafür bekommen könnte. Siehſt du? nun kann ich ſagen: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil! Den Jungen, Hennig, laſſ' ich nicht fahren; der wird mein Erbe, und es iſt mir, Gott Lob! noch nie in den Sinn gekommen, das abzuändern: aber wohl manches Andre, was ich mich zu ſagen ſchäme, weil es ſo ein Handel iſt, den man ſogar einem jungen zwanzigjährigen Wildfange übel nimmt; und nun vollends mir Grasbart! Ich habe hundertmal gedacht, laß den Plunder dem Jungen; haſt du doch eine ſchöne Summe baar

und in Sachen. Zieh mit Hennig und Hannchen in ein Land, wo dich keiner kennt, und lebe da glücklich und ruhig. Hintendrein schämte ich mich eher. Was sollte der Junge im zwanzigsten Jahre thun, wenn der Onkel im funfzigsten mit einem Mädchen durchginge? Nein, lieber vor Herzeleid gestorben, als daß der Junge, der Hennig, wenn er einen dummen Streich begienge, hintreten und sagen könnte: mein Onkel hat es nicht besser gemacht. Ja, könnte ich den Jungen mit mir nehmen — wer müßte doch, was ich thäte! Ihn habe ich herzlich lieb, und von dem Mädchen kann ich mein Herz nicht losreißen. Siehst du, Hennig? zuweilen wünsche ich, die Kroaten wären damals über mich gekommen; wer weiß, welchen dummen Streich sie verhindert hätten! So steht es mit mir. Was sagst du nun?"

Hennig legte den Finger an die Nase: Sünde ist es nicht, Herr Obermachtmeister, das weiß ich; denn sonst stecke es nicht in der Natur. Daß man sich davor schämt, wie Sie sagen, das ist nichts; denn der Armuth schämt man sich auch, und sie ist doch weder Sünde noch Schande. Also, Herr Obermachtmeister,

seh' ich nicht ein, warum ich hätte die Kroaten über Sie lassen sollen. Wie es sich mit dem Testamente machen läßt, weiß ich freilich nicht; aber wenn ein Mensch in der Welt Rath geben kann, so ist es Hannchen.

Der Major überzeugte den alten Husaren bald, daß Hannchen gar nichts wissen dürfte. Auch das! sagte Hennig. Aber heirathen müssen Sie Mamsell Hannchen; denn es ist, Gott weiß, nichts Böses dabei. Und möglich muß es werden, da setz' ich unsere beiden braunen Kutschpferde an ihres Herrn Bruders Kracken. Wenn wir nur Mamsell Hannchen einmal fragen dürften! Die würde bald einen Pfiff finden, wie wir an dem Testamente ein wenig rücken könnten.

„Einen Pfiff, Hennig?" fuhr der Major auf. „Das ist nun," setzte er sanfter hinzu, „Gott weiß, nichts. Wozu soll das hinten herum Schleichen, als zum Betriegen? In einer Sache, wo es auf Worthalten ankommt, hat man mit seinem Gewissen zu thun, und mit dem lieben Gott; da helfen aber keine Pfiffe. Ja, wäre ich mit Gott und meinem Gewissen auf's Reine, und dann — was noch

ein schwerer Stand seyn wird — mit Mannsfeld Hannchen: so möchten die Leute reden, was sie wollten. Siehst du, das wäre gerade, wie meine Schwägerin sagt: seines Vortheils halben kann man wohl einmal etwas verschweigen oder mit einem Mäntelchen behängen. Ich bin zwar verliebt, aber ein ehrlicher Mann; und das will ich bleiben, so lange ich lebe."

In diesem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und rief zu Tische. Der Major schlug erröthend die Augen nieder, und Hennig betrachtete Hannchen mit Wohlgefallen. Bei Tische war Hennig immer in tiefen Gedanken, und setzte weder Teller, noch sonst etwas, ordentlich hin. Wenn er seiner Meinung nach ein Mittel gefunden hatte, den Major aus der Verlegenheit zu ziehen, so sprang er hinter Hannchens Stuhl, und winkte ihm freundlich zu. Dann wurde der Major jedes Mal roth. Hannchen bemerkte im Spiegel die Geberden des alten Husaren, und sein Zuwinken; auch sah sie des Majors Erröthen, und konnte also leicht merken, daß die beiden Männer etwas unter einander hatten, das sie nicht wissen sollte. Man stand endlich vom

Küche auf, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Der Major ging still auf sein Zimmer, und Hennig in den Stall, um zwischen den Pferden recht reiflich nachzudenken, wie seinem Herrn zu helfen wäre.

Er sann bis um Mitternacht, rechnete, und brachte endlich den ganzen Plan in Ordnung. Nun sprang er freudig auf, und rief: der Teufel! das hat mir mehr Angst und Noth gemacht, als damals die Kroaten. Aber durch hab' ich ihn! — Er lief zu seinem Herrn, der so eben voll Sorge die Augen geschlossen hatte, schüttelte ihn, und sagte: Herr Oberstwachtmeister, Hannchen ist Ihres; und um dem Testamente wollen wir nicht ein Haar rücken! — Der Major richtete sich im Bette hoch auf, und Hennig fing an: Das Gut bringt Ihnen jährlich zehntausend Thaler ein, das ist klar; und die sind bisher Jahraus Jahrein d'rauf gegangen. Brächte es auch zwanzigtausend ein, sie stürzten noch Witwen und Waisen auf, daß alles drauf ginge. Nun, sehen Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, künftig geben wir jährlich etwa siebentausend aus, und legen drei

„Hennig, die Wittwen und Waisen laſſ' ich keine Noth leiden. Das iſt nichts.“

Nun ja doch. Dieſe dreitauſend Thaler, die mir jährlich beilegen, ſollen eben für meine Wittwe und für Waiſen ſeyn, die Sie auf der Welt am liebſten haben. Sie heirathen Mamſell Hannchen. Jetzt ſind Sie beinahe ein Fünfziger; und gehe es nach der Bibel, ſo haben Sie noch zwanzig Jahre auch wohl länger, vor ſich. Dreimal zwanzig, das ſind ſechzig tauſend Thaler. Aber geſetzt auch, Sie lebten nur noch zehn Jahre, ſo ſind es doch dreißig tauſend Thaler. Hätten Sie dann etwa drei Kinder, ſo bekäme jedes einmal zehntauſend. Das wäre doch aller Ehren werth. Und glauben Sie denn, der kleine Hennig würde Ihre Kinder Noth leiden laſſen?“

„Aber wenn ich nun gleich nach der Hochzeit ſtürbe, Hennig, und ließe Wittwe und Kind zurück!“

„Da habe ich jährlich vierhundert Thaler. Und meinen Sie denn, ich hätte mir gar nichts geſammelt? Wo ſollt' ich denn mit allem dem Kuchen hin, das Sie mir faſt jeden Monath ſchenken? Und dann die Summe, von der

Sie hinzu sagten, und Gottes Segen dazu, und so eine sparsame Mutter, wie Hannchen; mich selbst nicht zu vergessen. Sind mir denn die Arme an die Schultern gewachsen, daß ich damit nur in der Luft herumfechten soll, wie der Kleine, wenn er seinen Spruch aufsagt? Es geht! wahrhaftigen Gott, es geht! Morgen können Sie Sich trauen lassen.

Der Major richtete sich hoch im Bette auf, weil die dreiste Versicherung seines Hennig ihm mit neuem Muthe belebte. Auch er hatte diesen Plan schon gehabt. Es fehlte nur an einem ehrlichen Manne, der ihm Beifall gab; und jetzt war der ehrlichste in der Welt von selbst darauf gefallen. Der Major stand auf. Man zündete Licht an, rechnete noch einmal, und zählte die Summe in der Chatulle. Es waren ungefähr vier tausend Thaler. „Ein Nothpfennig!" sagte der Major. „Ja wohl!" erwiederte Hennig; und ein Liebes-Nothpfennig. Aber, Sie haben ja auch Hannchen schon drei hundert Thaler jährlich vermacht. Oho! Geld genug! Gott gebe nur so viele Tausen, als wir Hunderte haben!

„Was wird meine Schwägerin sagen!"

brachte der Major zuletzt auch mit tiefsinnigen hervor.

Mag sie sagen, was sie Lust hat! Wir haben uns ja an das Testament. Heirathen müssen Sie; und, ich dummer Hans, so lange Mamsell Hannchen im Hause ist, habe ich noch nie daran gedacht! Ich möchte Mamsell Hannchen noch wecken! so vergnügt bin ich!

Der Major seufzte tief, strich langsam das Geld zusammen, und sagte: was hilft unser Zählen und Rechnen? Wenn nun Hannchen nicht will! Siehst du, da kommt noch ein Kroat, Hennig! Ja, wenn der weg wäre! Es ist ein junges, hübsches Mädchen, und ich nachgerade ein alter Mann. Meine Hitze dazu, und das Tuckmäusern die letzten Monathe über, mögen mich auch schlecht bei ihr rekommandirt haben. Weiß Gott aber, das kam bloß von meiner Liebe zu dem guten Kinde her. Wenn sie mir nur ihre Hand gäbe, so könnte ich ihr wohl versprechen, daß nie wieder ein böses Wort aus meinem Munde kommen sollte."

Ach, reden Sie doch! Als ob ich es nicht längst besser wüßte! Das ist nun gar nichts.

„Was weißt du denn, Hennig? Sag einmal. Du sollst sehen, daß ich Recht habe."

„Ich weiß, daß Hannchen Sie lieb hat, wie einen Vater, und immer mit naſſen Augen von Ihnen ſpricht. Noch neulich ſagte ſie: der Herr Major ſitzt zu Pferde, wie ein junger Menſch.

„Wie? Was ſagte ſie? Iſt das wahr, lieber Hennig? ſagte das gute Kind ſo?"

Ei, wohl hundertmal hat ſie das geſagt. Laſſen Sie doch die Grillen fahren. Genug, Hannchen will.

„Aber, Hennig, wenn ſie nun doch nicht wollte! Großer Gott, ich habe ſie ſo lieb, ſo unausſprechlich lieb!"

Ei, Herr Oberſtwachtmeiſter, ich will ſie morgen ſchon ausholen. Aber ich ſage Ihnen, ſie will.

„Das Ausholen iſt nichts. Ich denke, man muß da ehrlich zu Werke gehen. Wir legen es ja, Gott Lob, nicht auf ihr Unglück an. Ich will das dieſe Nacht überlegen. Morgen mehr, Hennig." — Hennig ging. Der Major rechnete nun wieder, und ſchlief, zum erſten Mal in ſeinem Leben, mitten unter Zahlen ein.

Am folgenden Morgen war Hennig früh auf, und holte die Staatsuniform. Der Major erröthete, als er das ſah, und fragte: „Hen-

nig, was hast du vor?" — Nun, erwiderte Hennig, Sie müssen doch Ihr Wort einbringen; und je schneller, je besser.

Der Major schüttelte bedächtig den Kopf. „Hm!" sagte er; „ich sollte meinen, es wäre rathsam, daß wir noch ein Paar Tage schwiegen."

Lange schweigen, wenn man nun doch einmal sprechen muß — davon habe ich mein Lebtage nichts gehalten. Das sieht aus, als ob man einen Schurkenstreich vorhätte. — Er bewies in einer langen Rede, daß der Major jetzt auf der Stelle zu Hannchen hinüber gehen müsse; und endlich willigte der Major, doch nur mit vielen Seufzern, ein. Nun ging Hennig zu Hannchen, bat sie um Puder, und lachte heimlich, als er ihn bekam. Sehen Sie nur, sagte er dann zu dem Major, auf den Puderbeutel zeigend; der Feind hat uns selbst die Munition geliefert, mit der wir ihn beschießen wollen.

Der Major weigerte sich Anfangs; er meinte, es müßte ehrlich zugehen. Indeß, da sein Hennig darauf drang, so ließ er sich pudern, zog die beste Uniform und die gelben Stiefeln an, band die Tasche um, und strich

sich

sich den Knebelbart. — Und nun, sagte Hennig, können Sie dreist einhauen!

Hennig öffnete die Thür. Der Major holte einen tiefen Seufzer, sah verlegen hinaus, ohne zu gehen, hob, als Hennig ihn mit seinem „Nun! fort doch!" trieb, den Fuß, zog ihn aber sogleich wieder zurück. „Es ist ein närrisches Ding um so einen Gang," murmelte der Major. „Was kann mir nun geschehen, als daß das gute Kind Nein sagt?" — Sie wird Ja sagen, erwiederte Hennig. Aber machen Sie doch; sie geht sonst wahrhaftig in den Garten hinunter.

„Es ist doch wohl Niemand bei ihr, Hennig? Weißt du das auch gewiß? Und horche mir nicht, Hennig! hörst du?"

Der Kleine ist im Felde. Ich habe ihm gesagt, er soll sich vor Tische nicht sehen lassen; sonst könnt' er Ihnen in die Flanken fallen.

„Ich weiß ja wahrhaftig noch nicht einmal, was ich sagen soll, Hennig. Ein Viertelstündchen muß ich mich doch erst besinnen."

Sie müssen sich nicht besinnen, sondern sagen, was Ihnen das Herz eingiebt.

Der Major schritt langsam über die

Schwelle, und ging den Gang hinunter nach Hannchens Zimmer. Hennig blieb in der Thür stehen, und sah ihm freundlich nach. Je näher der Major der Thüre kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Er krümmte schon den Finger, um anzuklopfen, besann sich aber, und kam den Gang wieder herauf zu Hennig, der nicht aufhörte, ihm mit dem Kopfe und den Händen zu winken. „Wenn sie nun Nein sagt!" Hennig fluchte seit langer Zeit zum ersten Male wieder. „Höre Hennig," sagte der Major, und setzte sich auf einen Stuhl; „ich wollte, daß ich erst ein wenig auf den Busch geklopft hätte: nicht meinet-, sondern des guten Kindes wegen. Wir gehen ja mit ihr um, wie mit einem offenbaren Feinde. Wenn sie es so ein wenig vorher merkte, so könnte sie sich doch besinnen, sich in Positur setzen, und dergleichen. Sie könnte ja einen Schreck davon haben, wenn ich so in ihr Zimmer hinein fiele, wie in Feindes Land."

Ei, sie wird es wohl merken, wenn Sie nur so zu ihr kommen. Und Hannchen weiß allemal, was sie sagen soll, weil sie immer die Wahrheit sagt. So gehen Sie doch! Da verlieren Sie nun die schöne Zeit!

Beide überlegten so noch eine halbe Stunde lang. Der Major stand auf, und setzte sich wieder. Als er endlich entschlossen war zu gehen, hörte er Hannchens Stimme. Sie hüpfte den Gang herauf, an des Majors Zimmer vorüber, die Treppe hinunter, und in den Garten zu den Arbeitern. — Habe ich es nicht gesagt? Nun ist es heute nichts. Den Nachmittag geht ihr der Kleine nicht von der Seite. Jetzt könnte schon alles richtig seyn, und Sie säßen da nicht mehr, wie ein Jammerbild.

„Morgen ist es mir lieber, Hennig. Ich will dir sagen, warum. Da habe ich den Schmuck meiner Mutter noch halb; die andere Hälfte hat meine Schwägerin. Jetzt ärgert es mich erst, daß ich mir das Beste habe abschwatzen lassen; ich könnte es selbst gebrauchen. Sie wird die Geschenke nicht ansehen, das weiß ich wohl. Aber es ist doch besser; ich kann damit anfangen, und so giebt ein Wort das andere. Sie muß doch fragen: warum ich ihr das gebe." Der Major holte den Schmuck hervor, und er sowohl als Hennig putzten nun daran mit großer Emsigkeit. In dem Augenblicke kam Hannchen, um dem Major etwas zu sa-

gen, und wunderte sich nicht wenig, ihn heute in der Staatsuniform zu finden. Hennig legte die Juwelen auf den Tisch, ging zum Zimmer hinaus, damit Beide allein wären, und stellte sich ein Paar Schritte weit von der Thür, weil er nicht hören sollte.

Der Major erröthete, so oft Hannchen ihn ansah, und hatte nicht das Herz, ihr sein Anliegen zu sagen. Als Hannchen nach einigen Minuten wieder heraus kam, sah Hennig ihr ängstlich, neugierig in das Gesicht. Er bemerkte darin eine sehr gleichgültige Miene, brummte mit großem Unwillen: nun so schlage das Wetter drein! und sprang zu seinem Herrn in das Zimmer.

Hannchen schüttelte den Kopf vor sich, und dachte: was mögen die Beiden haben! Der Major in seiner Staatsuniform, und, zum ersten Mal so lange sie im Hause war, gepudert; sein Erröthen gestern am Tische; heute Hennigs Winken und Wegschleichen, und dann das Putzen der Ringe, der Armbänder: das alles schien Hannchen sehr seltsam. Mittags kam der Major mit Spitzenmanschetten und sehr sorgfältig gekämmt zu Tische. Während des

Mahlzeit ereifchete er wieder Einmal über das andere, und Hennig hörte gar nicht auf zu lächeln und ihm zu winken. Nach Tiſche erzählte der Kleine ſeiner lieben Mamſell: Hennig hätte ihm verboten, dieſen Vormittag auf ihr Zimmer zu kommen. Als Hannchen das alles zuſammen nahm, und nach des Majors ſeltſame Unruhe während der letzten Wochen hinzu rechnete, mußte ſie nothwendig auf den Gedanken fallen, daß er einen Anſchlag auf ſie hätte. Sie wurde ſehr beſtürzt, und in ihrem Kopfe war eine ſolche Verwirrung, daß ſie ſchlechterdings nicht überlegen konnte, was ſie thun müßte. Den Nachmittag ging ſie dem Major und Hennigen abſichtlich aus dem Wege; am folgenden Morgen kleidete ſie ſich ſchnell an, ſchlich ſich unbemerkt die Treppe hinunter, und machte einen weiten Gang in das Feld.

Der Major mußte geſtern Hennigen ſehr ſtark darüber brummen hören, daß er den günſtigen Augenblick ſo ungenützt hatte vorüber gehen laſſen; heute verſprach er aber, deſto beſſer zu ſeyn. Er war ſehr bald angekleidet, ging nun ebenfalls den Gang hinunter, ſagte leiſe vor ſich eine kleine Anrede her, und pochte herz-

haft an Hannchens Thür. Als niemand antwortete, pochte er wieder, und noch einmal. Endlich machte er die Thür auf, und das Zimmer war leer. Nun kehrte er langsam wieder um, und sagte mit Kopfschütteln: „Hennig, es ist, als ob es nicht seyn sollte! Ich habe doch alles erſinnliche Unglück dabei.“

Was Unglück! Glück haben Sie, sag' ich; alles erſinnliche Glück! Sie ist nicht im Zimmer? Nun, sonst pflegt sie doch alle Tage bis um zehn Uhr zu singen, zu lesen, oder zu nähen. Haha, Mamsell Hannchen! Herr Oberſtwachtmeiſter, sehen Sie denn nicht, daß Sie schon gewonnen haben? Gestern Abend bei Tiſche wurde sie immer roth, wenn Sie roth wurden, und konnte Ihnen vor Zittern den Teller kaum hinreichen; heute läuft sie nun gar davon.

„Das nennst du gewinnen, Hennig, wenn sie zittert und davon läuft? Sagte ich nicht, sie würde nicht wollen? Du siehst es ja, sie fürchtet sich, daß sie Nein zu mir sagen soll: darum geht sie mir aus dem Wege. Warum sonst?“

Sie zittern wohl nicht? und Sie sind wohl so dreist zu ihr zu gehen? Ich habe Ihnen ja zureden müſſen, wie ein Vater seinem

Sohne, daß Sie nur den kurzen Weg dahin machten. Aber, thun Sie, was Sie wollen; ich will auch thun, was ich will! — Mit diesen Worten verließ Hennig das Zimmer, und ging hinunter, so laut und oft der Major ihm auch nachrief, daß er bleiben sollte.

Als Hannchen aus dem Felde zurückkam, trat Hennig ernsthaft auf sie zu, und sagte: Mamsell Hannchen, Sie sollen gleich zu unserm Herrn Major kommen; er hat Ihnen etwas zu sagen. — Dieser Ton brachte Hannchen noch in eine andere Verlegenheit. So konnte der Major nicht mit ihr sprechen, wenn der Anschlag ihr galt; und doch — auf wen anders sollte das alles gehen?

„Weiß er nicht, Hennig, was der Herr Major von mir will?" fragte sie ein wenig ängstlich, und ging zögernd mit ihm die Treppe hinauf.

Was er will, mein guter, lieber, braver Herr? Mamsell Hannchen, wenn ich doch wüßte, ob Sie den Herrn Major nur halb so lieb hätten, als er Sie! Ich bitte Sie, liebe Mamsell, geben Sie ihm eine gute Antwort. Sie haben ihm das Leben gerettet; machen

Sie nun auch, daß ihm das Leben lieb wird. Mit Einem Worte: er will um Sie anhalten.

„Mein Gott, Hennig, da kann ich unmöglich zu ihm gehen! unmöglich! Das hat der Herr nicht befohlen, Hennig!"

Nun, meinetwegen. So gehen Sie auf Ihr Zimmer, und eſchappiren Sie nicht wieder! Dann ſoll der Herr zu Ihnen kommen, wie es auch wohl recht iſt. Aber ſitzen muß er nicht mehr da, und ſeufzen, und ſich ſein Leben abkümmern; das ſoll er nicht länger! weiß Gott, nicht eine Stunde länger! Dazu iſt er zu gut. Und wenn Sie ein Herz für ihn haben, liebe Mamſell (was Gott geben mag), ſo halten Sie ihn nicht lange hin mit dem Jaworte. Sie werden wahrhaftig eine glückliche Frau.

Nun ging Hennig zu dem Major, und ſagte ihm ganz kurz: Mamſell Hannchen iſt zu Hauſe, und wartet auf Sie. Gehen Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, und Gott ſey mit Ihnen! Er zog den Major auf den Gang, führte ihn hinunter, und pochte an Hannchens Zimmer. Der Major ging hinein, und fand Hannchen in Thränen. Dieſer Anblick machte ihn ſehr beſtürzt, gab ihm aber auch allen

seinen Muth wieder. „Liebes, gutes Kind,“ sagte er, faßte ihre Hand, und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Augen: „nein, weinen sollen Sie nicht. Noch nie ist ein Auge durch mich naß geworden, ausgenommen vor Freude. Ihr Auge soll nicht das erste seyn, das Thränen des Kummers über mich vergießt. Nein, liebes Kind, an Zwang denke ich nicht: das weiß Gott. Ich möchte Sie nicht einmal überreden, und wenn ich auch könnte. Sehen Sie, ich lasse alle meine Hoffnungen fahren. Vergeben Sie mir. So ein reizendes, angenehmes Frauenzimmer, wie Sie, mag sich freilich wundern, wenn ein Mann in meinen Jahren, und mit meinem Wesen, um Ihre Hand anhält. Ohne meinen alten Hannig hätt' ich es auch still weg getragen, und Sie würden erst mit meinem letzten Athemzuge erfahren haben, wie herzlich der alte Major Sie lieb hatte. Trocknen Sie diese Thränen freundlichen Augen, liebes Kind. Sie sollen ungestört bleiben; verachten Sie mich nur darum nicht, weil ich Sie lieb habe.“

Hannchen weinte noch stärker. Des Majors Auge stand voll Thränen, und er wollte gehen. Hannchen hielt ihn, und seufzte tief,

um sich Athem zu schaffen. Herr Oberstwachtmeister, sagte sie endlich leise; wissen Sie zuverlässig, daß Sie mit mir glücklich seyn werden?

„Liebes Kind," erwiederte der Major, „das ist keine hübsche Frage, wenn ein Mann von meinem aufrichtigen Herzen um Sie anhält."

Herr Major, haben Sie alles überlegt? Haben Sie an Ihre Verwandten gedacht? an den kleinen Hennig? an Ihr Testament?

„An alles, liebes Kind. Ohne Vernunft bin ich nicht daran gegangen. Wie, ich und Hennig, haben es eine ganze Nacht überlegt, und ich schon ganze Monathe vorher allein. Aber daran kehren Sie Sich nicht. Seiner Neigung kann Niemand gebieten, und Sie müssen Ihrem Herzen folgen, liebes Kind. Lassen Sie es gut seyn. Weinen sollen Sie nicht wieder."

Nun, so will ich denn meiner Neigung folgen, Herr Major. Ich kann nie einem edleren Manne meine Hand geben, als Ihnen, und auch nie einem Manne, den ich mehr liebte, als Sie. Ja, lieber Herr Major, ich bin die Ihrige, und mit einem ungetheilten Herzen die Ihrige. — Sie reichte ihm die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

Das kam dem Major so höchst unerwartet, daß er wie betäubt stehen blieb. Er wurde blaß, dann wieder glühend roth, und seine Hand zitterte. Sie führte ihn an einen Stuhl. „Ist es so?" sagte er endlich, und drückte seine Lippen auf ihre Hand; „hab' ich Sie recht verstanden? . . . Lieber guter Gott! . . . nehmlich, daß Sie meine Frau werden wollen: haben Sie das gemeint?"

Ja, ich will Ihre Frau werden, weil ich Sie von ganzer Seele liebe; ich will Sie glücklich zu machen suchen, und in Ihren Armen glücklich seyn. — „In meinen Armen, liebes Mädchen?" rief der Major, und drückte sie an sein Herz; „in meinen Armen? ist das wahr?" — Hannchen schlang ihren Arm um seine Schultern, und Beide hielten sich innig umfaßt.

Jetzt steckte Hennig, der dies Mal doch gehorcht hatte, den Kopf vorsichtig in die Thür. Als er die Umarmung sah, stürzte er herein, küßte Hannchen die Hand, und rief: Gott Lob, meine gnädige Frau Majorin! Gott Lob, mein lieber, glücklicher Herr Oberstwachtmeister! Der alte Mann hüpfte vor Freude, warf

seine Augen in die Höhe, und begieng tausend andre Thorheiten. Auf einmal lief es weg, kam bald mit dem Juwelenkästchen wieder, und streckte es dem Major in die Hand. Der Major sah es an, lächelte und sagte: „Trage das nur wieder hin, Hennig; es ist nicht nöthig. Hennig, ich fürchtete mich, und darum war ich ein Kind. Jetzt bin ich wieder der Major Halden. Das da wird Hannchen einmal nehmen, wenn wir sonst nichts zu sprechen haben. Trag' es nur ruhig wieder weg. Ich wollte, ich wäre hier in meinem Ueberrocke. Wir waren Kinder, Hennig und ich, liebes edles Hannchen, so alt wir auch sind. Sehen Sie, habe ich nicht die Staatsjacke angezogen, und Puder in die Haare gestreuet, als wollt' ich Sie blenden? Gott Lob, daß es so gekommen ist! Sie haben den Firlefanz nicht bemerkt; und ich, als Sie mir da die kleine Hand gaben, ich dachte, ich stünde mitten im Himmel unter den lieben Engeln, und hätte Strahlen rings um mich her. Bring den Tand weg, Hennig!"

Hannchen lächelte. Bald aber ging es zu sehr ernsthaften Untersuchungen, welche des Majors Testament betrafen. Der Plan, den

ſeine Liebe erfunden hatte, ſchien Hannchen zwar ein wenig romantiſch; allein da der Major aus zarter Empfindung nichts von den zu hoffenden Kindern erwähnte, ſo ging ſie lächelnd über die Schwierigkeiten weg. Auch fand ſie dieſe bei weitem nicht ſo groß; viel peinlicher war ihr der Gedanke, was die Schwägerin des Majors zu ſeiner Heirath ſagen würde. Darüber ging nun wieder der Major lachend weg; und ſo fand man am Ende gar keine Schwierigkeit mehr bei dem Handel.

Henning ging unterdeſſen hinunter, und ſeine Freude konnte nicht ſchweigen. In einer halben Stunde wußte das Haus, in einer Stunde das ganze Dorf: die Mamſell Rieſen und der Herr Major ſind Braut und Bräutigam. Jedermann freuete ſich über dieſe Heirath. So wie Mamſell Hannchen ſich unter im Hauſe ſehen ließ, ſtarrte man ſie freundlich an, und die Hausbälterin wünſchte ihr ſogar ſchon Glück. Hannchen bat nun den Major, nach Moosberg zu reiten, daß nicht die Nachricht durch einen Andern zuerſt dahin käme.

Schon in einer Stunde ſaß er mit ſeinem alten Henning zu Pferde, und ritt, noch immer

überlegend, wie glücklich er wäre, den Weg nach Moorberg. Als er von einer Anhöhe den Thurm erblickte, sagte er: „wir sind ja bald da, Hennig! Wie die Zeit hingegangen ist! Mich soll nur wundern, was meine Schwägerin sagen wird.“ Aber nun sprach er auf dem noch übrigen Wege kein Wort mehr. Er faßte das, worüber man ihn fragen würde, jetzt schärfer in's Auge, und konnte nicht leugnen, daß er auf alles nur sehr unbestimmte Antworten zu geben hatte. Von allen Seiten sah er nun wieder Schwierigkeiten. „Höre,“ sagte er zuletzt ganz betreten zu Hennig; „es ist mir, als sollt' ich in die Hölle reiten. Der Teufel! hat man doch Jahrelang an einem einfältigen Streiche zu käuen. Gieb Acht, meine Schwägerin wird mich tüchtig martern; und das Schlimmste ist, ich werde weiter nichts zu antworten haben, als was jeder Schurke sagen würde. Freilich könnte ich mich darauf berufen, daß in den Akten steht: „wenn anders der Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt;“ aber damals versprach ich doch meinem Bruder, keine Frau zu nehmen. Sag' ich ihr: Hennig soll Erbe des Gutes seyn und

bleiben; ſieh! ſo glaubt ſie das nicht, und ich kann es ihr nicht verdenken; denn hat ſie nicht Recht zu ſagen: wer Einmal gelogen hat, lügt immer? Und was ſoll ich ihr dann antworten?"

Was Sie wollen. Ihrer Frau Schwägerin wird alles nicht recht ſeyn; denn, haben Sie ihr ſchon je etwas zu Danke geſagt? Aber den Jungen laſſen Sie Sich nur nicht abſchwatzen! Den geb' ich nicht heraus, das ſag' ich Ihnen.

So kam der Major immer näher nach Moorberg. Dieſes Mal ritt er, gegen ſeine Gewohnheit, ſehr langſam über die Zugbrücke, und ſagte nicht ein Wort von den Griechiſchen Jungfern über dem Thore.

Was würde der Major gedacht haben, wenn er gewußt hätte, in welchen Hoffnungen ſeine Schwägerin ſich ſchon ſeit mehreren Wochen freute! Sie hatte unter den Domeſtiken in Solingen einen Spion, der ihr jetzt hinterbrachte: der Major iſt krank; er reitet nicht mehr, geht nicht vom Zimmer, und ſitzt am Tiſche, ohne zu eſſen, ohne ein Wort zu reden. Hennig und die Mamſell ſind in der größten Sorge, und einen Arzt will der alte Herr nicht haben. Das alles verhielt ſich wirklich ſo. Aber daran, daß nun

die Frau vom Halden zu jedermann mit klagendem Tone und lauernden Augen sagte: „mein Schwager in Hollingen ist krank. Er ißt nicht mehr, er spricht kein Wort. Lieber Gott! die Kriegesstrapazen können auch die stärkste Gesundheit aufreiben. Er wird wohl mit dem Laube im Herbste fallen!" — daran waren ihre geheimen Hoffnungen Schuld, und nicht der Erzähler. Sie bekam, wenn der Major starb, Hollingen bis zu Hennigs Mündigkeit in die Hände, und die Einkünfte des Gutes zehn Jahre lang konnte ihr dann doch niemand nehmen. Diese Hoffnung war bei ihr schon so gewiß, daß ihr Mann sich nicht mehr unterstand, zu sagen, was er dachte: mein Bruder überlebt uns Alle. Einige Wochen früher äußerte er einmal so etwas; aber die gnädige Frau erwiederte, mit glühend rothem Gesichte: rede doch nicht so unvernünftig in den Tag hinein! Ich sage dir, er kommt nicht durch den Herbst. Und die Möbel laß ich hieher bringen, und nicht einen Pfennig wende ich auf das alte Schloß. Meinetwegen mag es zusammenfallen. Will Hennig da wohnen, so kann er es wieder aufbauen lassen, wann er mündig ist.

Der

Der Junge erbt ja ohnedies mehr, als sein Bruder. — Mehr, liebe Frau? Wie du doch reden kannst! Du weißt ja bei Heller und Pfennig, was Moorberg, und was Sollingen einbringt. — Sie fuhr mit Hitze auf, und ihr Mann schwieg, wie er von jeher gewohnt gewesen war.

Heute stand sie nun am Fenster; und auf einmal ritt eben der Mann, von dem sie glaubte, er läge auf dem Todbette, frisch und gesund auf den Hof. Sie wendete sich erschrocken vom Fenster ab zu ihrem Manne, und sagte, vor Aerger beinahe weinend: dein Bruder ist da! . . . Gott vergebe mir die Sünde! Aber er wird mich noch unter die Erde bringen!

„Liebe Frau, was in aller Welt hat er dir denn nun wieder gethan?"

Gethan? Geh' ihm nur entgegen. Er kommt schon die Treppe herauf. Ich mag ihn nicht sehen.

In diesem Augenblicke trat der Major in das Zimmer, aber gar nicht mit seiner gewöhnlichen Eil, sondern bedächtig, vor Verlegenheit hustend. Die gnädige Frau blieb, und ihre erste Frage war: wie befinden Sie Sich denn, Herr Bruder? Der Major antwortete mit

einigen Hm! hm! schüttelte den Kopf, setzte sich, und sah finster vor sich nieder. Er wußte nicht anzufangen, und nahm einen Umweg.

„Hören Sie, Frau Schwester, ich habe mir das mit dem Steinbruche überlegt. Mir liegt er zu weit ab, Ihnen aber gelegener. Ich weiß, Sie hätten ihn schon längst gern gehabt; und da Karl's Geburtstag bald einfällt, so will ich den Jungen mit dem Steinbruche anbinden."

Auf einmal verschwanden alle Falten in dem Gesichte der gnädigen Frau; die Augen wurden hell, und der Mund lächelnd. Ach, Sie guter Herr Bruder! Ihre Natur können Sie doch gar nicht verleugnen; Sie müssen immer geben!

„Geben? O ja, von Herzen gern thu' ich das, Frau Schwester. Was wollte ich nicht thun, wenn ich wüßte, daß Sie Theil an meiner Zufriedenheit nähmen!"

Liebster Herr Bruder, fragen Sie nur meinen Mann, wie ich mich nach Ihrer Gesundheit erkundigt habe!

„Ei, krank bin ich nicht gewesen. Hören Sie, das war ein besonderer Casus, Frau Schwester." (Er strich sich ängstlich über das Gesicht.) „Nun, ich denke, Sie werden Theil nehmen,

wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt vollkommen glücklich bin. Sehen Sie, ich alter Sünder habe mir noch einfallen lassen, Bräutigam zu werden." — Zum Glück sah der Major vor sich hin auf den Boden; sonst würde er an der Todtenblässe seiner Schwägerin bemerkt haben, welchen Theil sie an ihm nahm. — „Aber," setzte er nun sogleich hinzu; „der Hennig sowohl, als Ihre andren Kinder sollen nicht darunter leiden. Es bleibt beim Alten."

Das war doch ein Trost für die gnädige Frau; ihr Mann zerstörte ihn indeß sogleich wieder durch die Frage: wie ist das möglich, Bruder, wenn du selbst Kinder bekommst? Sag einmal: wie ist das möglich?

„Wie das möglich ist? Höre, lieber Bruder Kammerherr, hast du wohl schon einmal erlebt, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?"

O ja! rief die Schwägerin jetzt erbittert; leider! Haben Sie nicht hoch und theuer versprochen, nicht zu heirathen?

„Das habe ich; da bekenne ich meiner Sünden Schuld. Aber das war gegen Gottes Gebot, sehen Sie."

Und auch das ist gegen Gottes Gebot, werden Sie sagen, Ihre Kinder zu verstoßen.

„Verstoßen? Wer redet davon! Ich möchte nicht einen Hund verstoßen. Aber wenn ich auch zehn Kinder bekäme, so sollte doch keines Noth leiden, und Hennig Sollingen von mir erben."

In diesem Augenblicke kam Karl in das Zimmer. Die Mutter flog auf ihn zu, umarmte ihn mit wirklich bittern Thränen, und sagte: großer Gott! du armes Kind! du unglückliches Kind! Was wird nun aus dir werden? Dein eigener Onkel macht dich unglücklich!

„Alle Höllenteufel!" fuhr der Major auf; „Frau! Gott erbarme sich! Sieh, Bruder, ich zittre vor Aerger an allen Gliedern! Wie? ich machte den Jungen da unglücklich? Der Junge wird ja einmal, Gott straf mich! reicher als ich; Ihr scharrt ja genug für ihn zusammen! Meint Ihr denn, ich wüßte nicht, was euer Ziel und Streben hier ist? Ich soll nicht heirathen, damit der Junge da schlemmen oder geitzen kann; denn weiter — Gott erbarme sich, aber es ist die Wahrheit! — weiter zieht die Mutter ja nichts aus dem Jungen. Da sitzt ihr Ihr hier den ganzen lieben Tag, und schindet Gesinde,

Unterthanen, Kirchendiener und Hofmeister; laßt um euch her Hagelschlag, Mißwachs, Viehsterben und Feuerschaden wüthen und toben, ohne euch darum zu bekümmern. Den Segen, den Gott euch giebt, kehrt Ihr in baaren Fluch um; das Gewinsel der Hungrigen um euren verdammten Geldsack her könnt Ihr anhören, ohne daß euch das Herz weh thut. Und das alles darum, weil der Junge, der morgen schon auf dem Strohe liegen kann, weil der Ihro Excellenz heißen soll! — Darum — o, ich weiß es! — darum war der Hennig euch ein Dorn im Auge. Barmherziger Gott! darum verleugnete die Mutter . . ." Er sprang wüthend auf den Knaben los: „geh auf deine Stube, Junge! du hast hier nichts zu suchen!"

Der Knabe sprang zur Thür hinaus; und der Major ließ seinen Ton sinken. „Der Teufel! ich hatte den Jungen vergessen. Gott vergeb' es mir! Ein Kind soll nicht wissen die Schuld seiner Eltern. Aber wahr ist es, sag' ich. Und wäre ich der liebe Gott, ich Wurm, ich wollte den Säbel ziehen und euch fuchteln; das Geitzen, die Habsucht, der Hochmuth sollt' euch wohl vergehen. Darum war kein Mädchen für mich

recht; darum hieß es, meine Hitze würde jede Frau unglücklich machen. Jetzt weiß ich es beſſer. Hier bin ich hitzig, hier; gegen meine Braut bin ich, Gott Lob! ein Lamm, und gegen jeden Unglücklichen auch. Ja, könntet Ihr mich todt beten, Ihr ſtändet nicht auf von der Betbank; den Geldſack ſtelltet Ihr vor euch hin, die Bank ließt Ihr mit Gold beſchlagen, und euer hochadeliges Wapen daran ſetzen, damit der liebe Gott doch wüßte, daß Leute von Familie vor ihm knieeten. Meint Ihr, das kann gut gehen? Wahrhaftig nicht, oder es müßte kein Gott im Himmel ſeyn! Der Junge wird ein hochmüthiger Narr mit ſeinen Haarbeuteln, Treſſen und Steinſchnallen! ein Fluch für ſeine Unterthanen! das wird er! Und wenn wir einmal nackend und bloß vor Gottes Gerichte ſtehen; wenn nicht mehr von Kammerherrnſchlüſſeln, Grafentiteln und Landgütern, ſondern von guten Thaten die Rede iſt, und ſeine Unterthanen, die Gott an ihn gewieſen hat, wie an den Verwalter ſeines Segens, Ach und Weh über ihn rufen . . . Nein, Gott behüte, daß dies nicht wahr wird! Er iſt meines guten Vaters Enkel. Herzensbruder Toffel! wenn der ſelige Vater,

der die Armen nicht konnte ohne Hülfe gehen lassen, wenn der hier herein sähe, wie du Vögel ausstopfest, und deine Moorberger aushöhlst, wie du Finken blendest, worauf die unvernünftigen Heiden die Todesstrafe gesetzt hatten, wie der kleine Hennig mir neulich vorlas: großer Gott, was würde der Vater dazu sagen!"

Hier ließ der Major den Ton gänzlich sinken. Der Gedanke an seinen Vater söhnte ihn mit dem Bruder und dem Neffen wieder aus. „Ich bitte dich, lieber Bruder," fuhr er fort, und hielt ihm die Hand hin; „trau' es mir zu, daß ich es herzlich gut mit euch Allen meine. Und, wie gesagt, Hennig behält Sollingen. Das steht fest, wie die Welt, und wenn ich so viele Kinder bekäme, als Tage im Jahre sind."

Diese Versicherung setzte die gnädige Frau in Erstaunen. Nach einem solchen Donnerwetter hatte sie erwartet, daß der Major den ganzen Vertrag gänzlich aufheben würde; und jetzt wollte er ihn unverletzt bestehen lassen! Nun mochte es werden, wie es wollte — Hennig erhielt doch wenigstens Kindestheil; diesen Theil aber konnte sie ihm von der väterlichen Erbschaft abziehen, und ihrem geliebten Karl zulegen.

In dieſer Hinſicht zog auch ſie, als der Major ſeinen Ton milderte, gelindere Saiten auf. Mein Gott, Bruder Fritz! ſagte ſie; müſſen Sie denn auf eine halbkranke Frau ſo losſtürmen, die aus Zärtlichkeit für ihre Kinder ein wenig zu viel ſagt? Es iſt doch ſo natürlich, daß eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder ſorgt!

Das hätte können zu einer neuen Rede des Majors Anlaß geben; aber die Worte: „halbkranke Frau," hatten ihn ſchon entwaffnet. „Halb krank?" ſagte er mitleidig. „Nun, ſo vergeben Sie mir. Das hab' ich nicht gewußt. Zwar jetzt ſehe ich, daß Sie ganz grüngelb im Geſichte ausſehen. Was fehlt Ihnen denn?"

Man fing wieder an ſich zu vertragen. — Und wer iſt denn Ihre Braut, Herr Bruder? fragte die Schwägerin endlich. — „Die Mamſell Rieſen; eben das Mädchen, das mir in Böhmen das Leben rettete: ein ſchönes, gutes, verſtändiges Frauenzimmer, das wahrhaftig zehnmal beſſer iſt, als ich."

Frau von Halden wurde jetzt wieder bleich. Nun gar eine Bürgerliche; und ein armes Mädchen dazu! Sie ſah ihren Karl ſchon wieder um die Hälfte des Vermögens betrogen;

dem) wie sollte diese Bettlerin, dachte sie, je auf den Gedanken kommen, einen Fremden miterben zu lassen? Ein gemeines Mädchen, eine Haushälterin, eine Magd, (als mehr hatte sie Mamsell Riesen nie betrachtet) sollte nun, wie sie, Frau von Halden heißen, und konnte sich wohl gar unterstehen, sie Schwester zu nennen! Ihr Blut kochte, und die bläulichen Lippen bebten vor Begierde zu sprechen. Aber dennoch schwieg sie, weil sie ihres Schwagers Grundsätze über diesen Punkt zu gut kannte, als daß sie hätte hoffen dürfen, nur zu Worte zu kommen; und wirklich hatte der Major gar nicht einmal daran gedacht, daß die bürgerliche Herkunft seiner Braut ein Hinderniß seyn könnte. Zu gleicher Zeit fiel der Frau von Halden auch ein, daß dieses Mädchen, um gnädige Frau zu werden, gern alles, was man zu Hennigs Vortheil abmachte, bewilligen, und daß ihre Kinder, als Halbschläge, in ihren Ansprüchen auf die Erbschaft wohl bescheidener seyn würden, als die Kinder einer Adeligen.

Gänzlich zu schweigen, war ihr indeß unmöglich. Es ist ja doch wohl Ihre Hausjungfer? fragte sie hämisch.

„Behüte Gott!“ sagte der Major treuherzig; „sie hat mir der Haushaltung nichts zu thun gehabt.“ Und nun hielt er Hannchen eine lange Lobrede; er sprach von ihrer Liebe zu Hennigen, von ihrer Güte, ihrer Bescheidenheit, und erzählte dann die Art und Weise, wie er in sie verliebt geworden wäre, wie er um sie angehalten, und wie er sich gefürchtet hätte, daß sie ihm ihre Hand abschlagen möchte.

Die Furcht war überflüßig! sagte Frau von Halden, höhnisch lächelnd.

Der Major verstand seine Schwägerin nicht, und erwiederte nur: „das war sie, wie ich jetzt recht wohl weiß. Aber wer hätte auch denken sollen, daß ein so gutes schönes Kind Gefallen an mir finden würde!“

Nun ließ Frau von Halden sich noch einmal das Versprechen ablegen, daß Hennig nicht durch diese Heirath leiden sollte. Der Major hätte mehr erhalten können, als er wollte; denn Frau von Halden dachte nur an Kindestheil für Hennig. Er bat zur Hochzeit; die Schwägerin nahm seine Einladung an, und war so artig, ihm zu sagen: nächsten Tage besuche ich Sie in Hollingen. Ich muß Ihre Braut doch kennen lernen.

Der Major war ſehr vergnügt, küßte ſeine Schwägerin, ging lachend die Treppe hinunter, und ſagte, als er zu Pferde ſtieg: „Hennig, ſie ſind vernünftiger und billiger, als ich dachte.“ Nun ritt er auch in vollem Trabe über die Zugbrücke nach Ballingen zu, um Hannchen deſto früher beruhigen zu können.

Nach einigen Tagen machte Frau von Halden den verſprochenen Beſuch wirklich. Man ſah es ihrem Gange, ihrer Miene und ihrer prächtigen Kleidung an, daß ſie imponiren wollte. Sie hatte, nach ihrem eigenen Charakter, geglaubt, daß auch Hannchen ſehr geputzt ſeyn würde; und nun kam dieſe in dem einfachſten häuslichen Anzuge. Eine ſolche Demuth, eine ſolche Furcht, wie Frau von Halden dieſe Beſcheidenheit nannte, gab ihr Hoffnung, deſto leichteres Spiel zu haben. Sie redete daher Hannchen, zwar ſteif, doch artig, an; allein ſie hatte ſich in dem Mädchen geirrt, und mußte ſchon nach einer halben Stunde die Hälfte ihrer Erwartungen aufgeben. Hannchen war höflich, ohne kriechend zu ſeyn; ſie antwortete auf alles, was die gnädige Frau ihr rieth, zwar mit holder Freundlichkeit, aber doch ohne alle Scheu:

„das wird ſich ja finden. Ich bin mit der jetzigen Einrichtung im Hauſe vollkommen zufrieden, und hoffe, es ſoll alles ſo fortgehen, wie bisher.“ So ſanft und beſcheiden dieſe Worte auch geſagt wurden, ſo verdroſſen ſie die gnädige Frau dennoch; aber der fürchterliche Major war zugegen, und ſie mußte ſchweigen.

In einem Augenblicke, da Frau von Halden mit ihrer künftigen Schwägerin allein war, brachte ſie das Geſpräch auf Hennig und das Teſtament. Hannchen ſagte ruhig: dabei habe ich nichts mitzureden; es iſt des Herrn Majors Sache. Aber auch das wird ſich finden. Ich verſichre Ihnen nur, daß Sie den Kleinen nicht zärtlicher lieben können, als ich.

Frau von Halden fuhr zurück, ohne im mindeſten ihrer Sache gewiſſer zu ſeyn. Sie ſchimpfte, als ſie wieder zu Hauſe war, mit verbiſſenem Grimme auf das Mädchen, das weder die Ehre fühlte, die Frau eines Adeligen zu werden, noch furchtſam genug zu ſeyn ſchien, ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Alle Opfer, die ſie gebracht hatte, halfen nun zu nichts. Was war von einem Mädchen zu erwarten, das nicht einmal einen Blick auf ihre Brillanten

Ringe warf, das ganz ruhig, ohne alle Verlegenheit, auf sie zu ging, und dessen hinterlistige Antwort auf alles, „das wird sich finden," gewesen war! Sie bereuete es jetzt tausendmal, daß sie die Bettlerin nicht wenigstens das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes hatte fühlen lassen, da ihr ganzer Plan nun doch einmal zerstört schien. Hannchen und der alte Hennig waren, wie sie bemerkt hatte, sehr vertraut mit einander; und was konnte sie von Beiden anders erwarten, als daß sie damit umgingen, den Major an sich zu ziehen, um ihrer Familie sein Vermögen zu entreißen? Ihr Haß gegen Beide und gegen den Major wurde äußerst giftig. O, sagte sie mit bittrem Verdrusse: wenn ich nur die Bettlerin nicht besucht hätte! wie wird sie triumphiren! und wie wird der alte grobe Reitknecht über mich spotten!

Sie hatte gesehen, daß ihr Sohn mit inniger Liebe an Hannchen hing; und gerade diese Liebe — wie sie glaubte, zu ihrer bittersten Feindin — tödtete in ihrem Herzen den letzten Ueberrest von mütterlichem Gefühle für den Knaben. Ihn haßte sie jetzt fast noch stärker, als die andern Personen in Sollingen,

welche die beiden Lebenskeime ihrer Empfindung, Ehr- und Habſucht, ſo ſtark verletzten. Sie ſah ſich beinahe mit Gewißheit um des Majors Vermögen betrogen, und würde völlig mit ihm gebrochen haben, wenn nicht die Hoffnung, daß er vielleicht ohne Kinder bleiben könnte, ſie noch davon abgehalten hätte.

Zur Hochzeit kam ſie nicht, weil ſie ſich krank ſtellte. Ihre neue Schwägerin machte ihr bald nachher einen Beſuch, wurde aber von ihr ſo merklich kalt empfangen, daß der Major wohl zehnmal den Deſſauer Marſch pfiff und Gott dankte, als er mit ſeiner Frau wieder im Wagen ſaß. „So bald ſehen ſie mich nicht wieder!“ murmelte er vor ſich; und er hielt Wort. Er ritt ſeltener nach Moorberg, und jedes Mal nur auf einige Stunden.

Mit der Erziehung des kleinen Hennig ging jetzt eine große Veränderung vor; er bekam, auf Hannchens Rath, einen Hofmeiſter. Die ganze Familie ging dem Manne, dem man den geliebten Knaben anvertrauen wollte, mit Liebe entgegen. Der Major umarmte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit; die gnädige Frau reichte ihm die Hand, und bat um ſeine Freund-

schaft. Mit glücklicheren Aussichten hat wohl nicht leicht ein Hofmeister sein Geschäft angefangen. Der Major und Hannchen wären oft bei seinem Unterrichte zugegen, bezeigten ihm die ungeheucheltste Achtung, und behandelten ihn als ihren Freund. Der junge Mann dankte seinem Genius, der ihn in dieses Haus geführt hatte, worin man allen seinen Wünschen zuvor kam. Er erhielt ein eigenes Reitpferd; außerdem machte der Major ihm auf die feinste Weise sehr ansehnliche Geschenke, und gab ihm freiwillig die Versicherung, daß er nach dem Tode des alten Predigers die sehr gute Pfarre in Sollingen haben sollte.

Der Hofmeister glaubte dem Major nothwendig geworden zu seyn, weil dieser gern in seiner Gesellschaft war. Er sprach oft davon, daß er den Knaben auch dann noch unterrichten könnte, wenn er Pfarrer wäre; und der Major gab das zu. Endlich rückte der junge Mann, dem der Prediger zu lange lebte, mit dem Wunsche hervor, dessen Adjunktus zu werden. Der Major hatte nichts dawider, und versprach, mit dem Prediger zu reden. Der alte Mann erschrak bei diesem Vorschlage; er

glaube, ein Adjunktus sey, wie ein Testament, der Vorbote eines nahen Todes, und bat den Major inständig, ihn seine wenigen noch übrigen Tage unbekümmert leben zu lassen. Der Major gab die Idee sogleich auf, und sagte dann zu dem Hofmeister: „es ist zwar ein Aberglaube, den der alte Mann da hat; indeß auch wir haben unsre schwachen Seiten, und beten ja: vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben, und so weiter. Kurz, der alte Mann will nicht."

Aber, Herr Major, erwiederte der Hofmeister; der Alte muß wollen, sobald Sie befehlen. Sie sind Patron.

„Das ist wohl wahr; aber Sie hören ja, es würde die letzten Tage des alten Mannes verbittern."

Was geht es uns an, Herr Oberstwachtmeister, wenn er so abergläubisch ist!

Der Major sah ihn mit großen Augen in's Gesicht; doch hielt er sich zurück, weil er gut von dem jungen Manne dachte. „Wie wäre es denn aber anzufangen, wenn der alte Mann nun einmal nicht will?"

Sie dürfen ja nur dem Consistorium anzeigen,

gen, daß er unfähig ist, seinen Dienst zu versehen.

„Dein Henker auch!" sagte der Major; „das wäre ja gelogen! Und der alte Mann stürbe ja vor Gram!"

Was sterben, Herr Oberstwachtmeister! Er behält ja die Einkünfte der Pfarre; und alt genug ist er überdies.

Der Major wurde feuerroth im Gesichte. Er nahm den kleinen Hennig bei der Schulter, und rief ihm zornig zu: „geh zu der Tante, Junge!" Dann wendete er sich mit einem furchtbar ernsten Gesichte zu dem Hofmeister, und sagte: „Herr, wir sind geschiedene Leute. Nehmen Sie mir das nicht übel, ein Mann, der das Herz hat, einem Greise seine letzten Tage zu verbittern, der kann meines Neffen Hofmeister nicht seyn. Was, zum Teufel! ich sollte lügen, um einem alten Manne, der Niemanden etwas zu leide gethan hat, Unrecht zu thun? Herr, wären Sie nicht des Jungen Lehrer gewesen, bei meiner Seele! ich wollte Sie fuchteln, daß . . ." Er sprang an das Fenster, und rief einem Bedienten zu: „Laßt den Wagen anspannen! . . . Herr, packen Sie ein,

und Marſch! Adjunktus vom Teufel können Sie werden, oder von meiner" . . . Schwägerin, wollte er ſagen; er verſchluckte indeß das Wort . . . „aber nicht von einem ehrlichen Manne!"

Mit dieſen Worten verließ der Major das Zimmer, zählte eine Summe Geld ab, und ſchickte ſie dem Hofmeiſter. „Nein," ſagte er zu dem alten Hennig, der für ihn bitten wollte; „er muß noch dieſen Abend fort. Und ſollte der Junge nicht ſeinen Nahmen ſchreiben lernen, ſo dürfte mir doch der nicht ſein Lehrer ſeyn. Zu ſchreiben giebt es im Himmel nichts; wohl aber braucht man da Herz und Redlichkeit."

Der Major ſprach nach ſeiner Gewohnheit nicht mehr von dieſer Sache. „Es war ſo ein kleiner Zwieſpalt," antwortete er, wenn ihn jemand fragte. „Genug, der junge Mann wollte nicht bleiben." Man glaubte das dem Major, weil der Hofmeiſter in der Gegend, wo er noch eine Zeitlang blieb, daſſelbe ausſprengte, und hinzu ſetzte: der Junge iſt dumm, und eine wilde Beſtie. Der Major hat einen tollen Kopf. Der Reitknecht regiert das ganze Haus. Die gnädige Frau hätte es freilich recht gern geſehen, wenn ich geblieben wäre; ihr Mann

ist alt, und — sie hat mir manches Geschenk gemacht.

Das Gerücht kam auch nach Moorberg. Die Frau Kammerherrin schlug die Hände zusammen über die Wirthschaft ihres Schwagers, und erzählte jedem, wie ausschweifend ihre Schwägerin lebte, und wie sehr ihr Sohn in den Händen dieser abscheulichen Familie verdorben würde. Aber, sagte man, so nehmen Sie doch Ihren Sohn zurück! — „Darf ich denn?" antwortete sie mit Achselzucken. „Ein Familien-Arrangement bindet mir die Hände. Und kann ich denn dieses boshafte Kind in mein Haus bringen? Würden nicht meine beiden andern von dem Buben angesteckt werden?" So sprach sie; und ihre Verläumdung wurde bestätigt. Der Major bekam wieder zwei Hofmeister hinter einander; aber alle Beide mußten nach einem Monathe sein Haus verlassen, und verbreiteten nun von seiner Familie und seiner Lebensart die seltsamsten Dinge.

Dem Major selbst wurde bei dem ewigen Wechsel der Hofmeister bange. Er hörte sogar einen Theil der Gerüchte, die auf seine Rechnung in der Gegend umherliefen; und sie blie-

ben nicht ohne alle Wirkung auf ihn, so daß er jetzt bisweilen allein spazieren ritt, um seinen Gedanken nachzuhangen. Auf einem dieser einsamen Spazierritte stieß er im Holze auf einen Menschen, der seine Aufmerksamkeit erregte. Der Mensch saß unter einer Buche am Boden, und aß ein Stück Brot, das er Bissen für Bissen mit seinem Hunde theilte. Er war armselig gekleidet, sein Gesicht aber der reinste Ausdruck der Fröhlichkeit. Der Major grüßte ihn im Vorüberreiten; und der Mensch nahm seinen Hut ab. Siehst du wohl? sagte er mit einer komischen Geberde zu seinem Hunde. „Was soll der Hund sehen?" fragte der Major, der unmöglich schweigend an diesem fröhlichen Gesichte vorüber reiten konnte. Der Fremde lachte. Ei nun, sagte er in einem launigen Tone; ich wollte den Hund da aufmerksam auf Ihre Höflichkeit machen. Es ist etwas Seltenes, daß ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, und noch dazu ein Officier, seine Mütze oder seinen Hut vor einem schlecht gekleideten Fußgänger abnimmt.

„Wer ist Er denn?" fragte der Major

den Menschen, und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit.

Ein Glückskind.

„Ein Glückskind? Das meint Er wohl so nicht; denn sein Rock da scheint das nicht mit zu sagen."

Der Rock, da haben Sie Recht, mein Herr. Aber, daß ich in diesem Rocke, der mein einziger ist, noch scherzen kann, das mag doch leicht so viel werth seyn, als ein ganzer Rock, und wenn auch ein Stern darauf säße.

„Wenn das nicht Leichtsinn ist, so hat Er Recht, Landsmann."

Leichtsinn, oder leichter Sinn, ist zuweilen eine Gabe Gottes, wenigstens für Glückskinder von meinem Schlage. Auch mir lag sonst mein Schicksal auf dem Gemüthe wie Blei: aber nun geht mein Kummer durch mein Gemüth, wie die Luft durch meinen Rock; und wenn das ein Fehler ist, so macht er doch viel Unglück wieder gut.

„Aber, wo kommt Er her, und wo will Er hin?"

Das läßt sich schwer sagen, mein Herr. Ich komme aus der Wiege, und mein Weg geht

grade auf den Sarg los. Diese beiden Punkte meines Lebensweges kenne ich. Uebrigens suche ich meinem Glücke auszuweichen; ich muß aber wohl etwas Anziehendes an mir haben: mein Schicksal und mein Hund bleiben mir treu, und mein Schatten auch, aber freilich, wie ein falscher Freund, nur wenn die Sonne lacht. Sie schütteln den Kopf, Herr, als wollten Sie sagen: da hat Er sich eine schlechte Gesellschaft gewählt. Ich dachte das Anfangs auch; aber nichts ist so schlecht, daß es nicht zu gebrauchen wäre. Mein Schicksal hat mich demüthig gemacht, und mich gelehrt, was ich lange nicht glaubte, daß man die Welt nicht aus den Angeln heben kann. Mein Hund hat mich gelehrt, daß noch Liebe und Treue in der Welt ist; und — Sie glauben nicht, was für schöne Dinge man mit und über seinen Schatten reden kann.

„Ueber seinen Schatten? Das begreife ich nicht!"

Sie sollten einmal hören, wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang hinter meinem thurmlangen Schatten her gehe, wie philosophisch ich da mit ihm rede. Sieh, sage ich, lieber Schatten, bist du nicht wie ein Jüngling,

dem, wenn ihm die Sonne des Lebens aufgeht, die Erde zu klein iſt? Gerade, wenn ich mein Bein aufhebe, ſo hebſt auch du eins auf, als ob du über zehn Morgen wegſchreiten wollteſt; und doch iſt, wenn du das Bein niederſetzeſt, dein Schritt kaum eine Spanne lang. So macht es der Jüngling auch. Er ſcheint eine Welt zerſtören oder ſchaffen zu wollen; und am Ende thut er nichts von Allem, was man nach ſeinem Reden erwarten konnte. Aber das giebt ſich, lieber Schatten. Laß die Lebensſonne nur höher heraufkommen; du wirſt ſchon kleiner werden, wie der Jüngling kleinlauter wird, je mehr er lebt. Sehen Sie, ſo vergleiche ich den Schatten Morgens, Mittags und Abends mit hundert Dingen; und je länger wir mit einander gehen, deſto bekannter werden wir. Ich kann jetzt ſehr viel entbehren, was ich ſonſt für nothwendigen Bedürfniß hielt. Der Schatten iſt meine Taſchenuhr, mein Wegweiſer, und auch bald mein Bedienter, bald mein Läufer. Schade nur, daß man ſich nicht in ſeinen eigenen Schatten legen kann, wie man ſich immer auf ihn legt!

„Nun, und was sagt Er denn Abends zu Seinem Schatten?"

Abends? Da wird ein Menschenschatten ein sehr ernsthaftes Ding: der beste Prediger, ein wahres Stundenglas, ein wahres Memento mori. Wenn der Schatten so vor einem her läuft, und immer länger, immer unsichtbarer wird, als ob er den Kopf schon in das Grau der Ewigkeit verbärge, und dabei hinter einem die untergehende Sonne, vor einem ein aufgehender Stern; — es ist, als riefe der Schatten einem zu: du wanderst in die Ewigkeit hinein! Deine Sonne geht unter. Aber verliere den Muth nicht; du wirst, wie ich, immer größer, und vor dir hängt schon der bessere Stern, der erste Strahl der Ewigkeit im Grabe.

Der Mensch wurde bei diesen Worten ernsthaft, und der Major legte gerührt die Hand auf das Herz. Beide sahen sich einige Sekunden schweigend, doch ruhig und zufrieden, an. „Aber wie ist Er denn dazu gekommen," fragte der Major weiter, „daß Er mit Seinem Schatten und Seinem Hunde so über die Erde hinzieht? Mich dünkt, Landsmann, Er wäre zu etwas Besserem bestimmt."

Der Menſch iſt wohl immer zu etwas Beſſerem beſtimmt geweſen, als er am Ende wird. Oder glauben Sie, daß Sie nichts Beſſeres hätten werden können, als Sie ſind? — Zu etwas Beſſerem! Sie wiſſen ja noch nicht, wie gut, oder wie ſchlecht ich bin. Freilich, wenn Sie ſagen wollten: zu einem beſſern Rocke, zu einer beſſern Mahlzeit; ſo geb' ich Ihnen Recht, obgleich ganze Nationen auf der Erde leben und glücklich ſind, die mich um dieſen Rock und dieſe Rinde Brot beneiden würden. Ich bin ein Gelehrter, lieber Herr. (Der Major nahm ſchnell die Mütze ab.) Da mir aber zu meiner Gelehrſamkeit der Verſtand fehlt, oder vielmehr ſo ein wenig von der Spitzbubennatur, ſo finden Sie mich heute hier in dieſem Rocke. Sie hätten mich eben ſo leicht in einem Wagen antreffen können; und ich begreife noch immer nicht, warum das nicht den Fall iſt: denn es fehlte nicht viel daran, daß es ſo weit mit mir kam. Sie ſehen gerade ſo aus, als ob meine Begebenheiten Sie intereſſirten. Nun, ich kann ſie Ihnen in einigen Worten erzählen. Ich habe ſtudiert, und, glaube ich, recht viel gelernt; nur Eins nicht: zu

rechter Zeit Scherz treiben und zu rechter Zeit ernſthaft ſeyn. Sah ich eine Schurkerei, ſo konnte ich nicht lachen, und wenn es auch ein Präſident war, der ſie beging. Bisweilen wieder, wenn die Herren, in deren Händen mein Glück ſtand, ſo ernſthaft thaten, als ob das Wohl der Welt auf ihnen beruhete, und ihnen dann doch nur eine von ihren großen Erfindungen, ein Wort, eine Lesart in einem alten Buche, oder etwas Aehnliches, im Kopfe ſteckte: ſo mußte ich lachen, mochte ich wollen, oder nicht. Schon davor konnte ich zu nichts kommen. Ich hätte wohl, trotz meinem Lachen, ein Amt haben können; aber hier ſollte ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebte, da einen Grundſatz verleugnen, den ich für wahr hielt, dort einer Dame ſchmeicheln, vor der ich den Hut nicht abnehmen mochte. Sehen Sie, damals war ich mein Schatten am Morgen. Ich dachte, es könnte mir nicht fehlen, und ich würde ſchon über alle Hinderniſſe wegſteigen. Es ging nicht. Da blieb mir nichts als dieſe Flöte (er nahm eine aus der Taſche), und dieſer Hund, den ich mir zu meinem Freunde erzogen habe. Ich wurde Schauſpieler, und hätte auf der

Schaubühne, die der Tempel der Moral seyn soll, beinahe meine guten Sitten verloren. Dann legte ich eine Schule an; aber ich mußte sie wieder aufgeben, weil die Eltern verlangten, daß ich ihre Kinder zu Dummköpfen machen sollte. Nun suche ich jetzt mein Unterkommen, Gott weiß, wie: als Musikus, Fechtmeister, Tanzmeister, oder, wenn sonst nichts gehen will, als Dreſcher. Ich habe ein Paar Arme, und schäme mich vor nichts als vor dem Betteln und vor dem Betriegen, was mir auch beides nicht gelingen würde.

„Hm!" sagte der Major; „fürs erste gehen Sie mit mir, Landsmann. Der Winter ist nahe; und ich will Sie wenigstens wärmer kleiden; denn, wenn Sie es nicht anders machen als jetzt, so könnten Sie noch lange gehen und suchen."

Mit wem, fragte nun der Mensch, und nahm seinen Hut wieder ab — mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? Der Major nannte sich. — Das einzige aber, Herr Major, was ich nicht werden will, ist Soldat. Sie wissen schon, warum.

„Nein, das weiß ich nicht," erwiederte der Major.

Ich dürfte nicht mit meinem Schatten plaudern, wenn ich exercirte; und das muß ich können. Also?

Der Major gab ihm die Hand darauf, und nun ging Herr Seibold neben dem Pferde her nach Solingen zu. Beide überlegten unterweges schweigend: der Major, ob dieser Mensch wohl Hofmeister des kleinen Hennig werden könnte; und Seibold: was der Major wohl mit ihm zu machen gedächte.

Dem Major war es mit den Hofmeistern zu übel gegangen, als daß er sich dies Mal sogleich hätte entschließen können. Er ließ das ganze Haus, sogar Hannchen, ungewiß über die Bestimmung des lustigen Kopfes, den er mitgebracht hatte. Wurde er darum gefragt, so sagte er: „den armen Seibold hat sein Schicksal gehetzt. Er soll sich hier ein vierzehn Tage oder vier Wochen ausruhen: dann mag er weiter ziehen." Aber schon nach drei Tagen hatte Seibold den Beifall des ganzen Hauses so sehr gewonnen, daß Hannchen ihren Mann bat, ihn noch vierzehn Tage länger bei sich zu behalten. Seibold nahm sich aller Geschäfte an, scherzte dabei fast unauf-

hürlich, und erheiterte jedermann im Hauſe. Er unterrichtete den Kleinen, oder vielmehr er lief mit ihm bald im Garten, bald im Felde umher, und ſprach dabei über allerlei ſehr belehrend.

Die vier Wochen waren verlaufen und der Major ſagte: „lieber Seibold, Sie ſind nun gekleidet, und hier haben Sie auch noch einen Zehrpfennig auf den Weg.“ (Mit dieſen Worten legte er eine Rolle Geld auf den Tiſch.) „Nun ſteht es bei Ihnen, was Sie machen wollen.“

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſoll das mein Abſchied ſeyn, ſo mache ich nur, was ich muß, und ziehe weiter. Aber ich wollte, Sie hätten einen treuen, ehrlichen Menſchen nöthig, ſo . . .

„Nun? Heraus! Ich habe gute Menſchen immer nöthig. Sagen Sie, was Sie wünſchen, lieber Seibold!“

Ich wünſche, hier zu bleiben; aber als irgend etwas, unter irgend einer Benennung.

„In Gottes Nahmen! Wie ſoll die Benennung heißen?“

Freund und Lehrer des kleinen Hennig, und, wenn Sie wollen, Ihr Freund, Ihres ganzen Familie Freund.

Der Major ſchlug ein, und die Sache war abgethan.

Seibold war ein hübſcher, blühender Mann von ſechs und zwanzig Jahren, mit vielen und ſehr mannichfaltigen Kenntniſſen, leichtfertig, leichtſinnig, wild ſogar, und dennoch in gewiſſen Stunden wieder ein überirdiſcher Schwärmer, der niemals die Welt ſah, wie andere Menſchen, und den der Anblick einer Wiege oder eines offnen Grabes bis zu Thränen rühren konnte, ſo wie ihn tauſend andre Dinge, welche die Welt größten Theils für ſehr ernſthaft hält, zu lautem Gelächter brachten. Von Natur war er ſehr geſellig; doch nahm er, wie wir gehört haben, im Nothfalle auch mit ſeinem Schatten vorlieb. Er kannte die Welt und die Menſchen; aber er wußte nicht mit ihnen umzugehen. Wenn er über Menſchen ſprach, oder von ihnen ſchrieb, ſo beurtheilte er ſie immer ſehr richtig; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, ſo handelte er, als ob er aus dem Monde unter ſie herabgefallen wäre. Er geſtand das ſelbſt ſehr freimüthig. Mein Herz iſt zu ſchwach, zu leichtgläubig, ſagte er zu Hannchen. Ich traue dem Menſchen, mit

dem ich zu thun habe, immer das Beſte zu, mein Kopf mag ſagen, was er will; denn ich habe jeden einzelnen Menſchen lieb.

Dieſem Manne wurden nun Herz und Kopf des kleinen Hennig übergeben, und gewiß zum größten Vortheile für beide. Der Knabe nahm ſichtbar zu. Sein Verſtand, der bisher wenigſtens nicht verbildet war, bekam nun durch Seibold ſehr helle Ideen, und ſein Herz ein ſehr feines zartes Gefühl für Recht und Unrecht. Seibold hatte den Grundſatz: man müſſe die ganze Moral wenigſtens zur Hälfte dem Herzen anvertrauen; denn, ſagte er, Abſcheu vor Unredlichkeit, Schurkerei und allen Laſtern iſt eine ſtärkere Schutzwehr der Tugend, als das tiefſinnigſte Räſonnement über ihre Niedrigkeit. Das Herz muß ſich gegen eine ſchlechte Handlung empören; ſonſt iſt man höchſtens ein tugendhafter Schwätzer. Der Verſtand dient nur dazu, die Verhältniſſe des Menſchen richtig zu überſehen, damit man nicht ungerecht ſey, wenn man gerecht ſeyn will.

Seibold ſuchte nach dieſen Grundſätzen in dem Herzen des Knaben feurige Liebe zu allem Guten, Edlen und Großen, ſo wie den ſtark-

ſten Widerwillen gegen alles Schlechte, Unedle und Niedrige, zu erregen; und das mußte ihm in einem ſehr hohen Grade gelingen, da der Knabe nur mit guten Menſchen, aus mancherlei Ständen, und von allen Stufen der Kultur, umgeben war. Mehr durch Beiſpiele, als durch Lehren wurde der kleine Hennig edelmüthig, obgleich dabei auch etwas leichtſinnig, dreiſt und wild, weil niemand ihn tyranniſirte und weil er allein ſeinen Phantaſieen folgen konnte. Er ritt jetzt die wildeſten Pferde, ſetzte über die breiteſten Gräben, erſtieg die höchſten Bäume, und erhielt durch tägliche Uebung eine erſtaunliche Gewalt über ſeinen Körper. Seibold lehrte ihn auch die Flöte und die Harfe ſpielen, ſingen, tanzen und fechten. Durch das Letztere wurden ſeine Figur und ſein Anſtand gebildet; durch die Muſik ſein Herz für ſanftere Empfindungen geöffnet. Wenn er mit tiefer Rührung ein Lied zu ſeiner Harfe ſang, ſo hätte man ihm ſeine Wildheit nicht zutrauen ſollen. Kurz, ſeine Erziehung war in den beſten Händen, und mußte, bei ſeiner Unverdorbenheit, einen edlen guten Menſchen aus ihm machen.

Hannchen war nun schon zwei Jahre mit dem Major verheirathet, und hatte noch immer nicht die Hoffnung, Mutter zu werden. Jetzt knüpfte die Schwägerin den abgerissenen Faden der Freundschaft wieder an; und nicht lange, so versprachen der Major und Hannchen ihr noch einmal sehr feierlich, den Vertrag wegen der Erbschaft treu zu halten. Hannchen freuete sich über die Wiederherstellung des guten Vernehmens mit der Moorbergischen Familie; denn sie hatte bemerkt, wie sehr ihren Mann das Mißverständniß mit seinem Bruder schmerzte. Er seufzte, wenn die Rede auf den Kammerherrn kam, schrieb oft sich selbst und seiner Hitze die Schuld der Feindschaft zu, und sagte ängstlich: „es ist doch mein Bruder; und als mein Vater starb, war sein letztes Wort: seyd einig, meine Kinder!" Aus wahrer Liebe zu dem Major, fügte Hannchen nun allen Anmaßungen ihrer Schwägerin nach, und ertrug den drückenden Stolz, mit dem sie behandelt wurde, ohne jemals die Geduld zu verlieren.

Aber jetzt fühlte sie sich auf einmal schwächer. Der Gedanke, nun bald Mutter zu wer-

den, machte sie glücklich; allein sie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Mann dieses Glück mit dem giftigsten Hasse seiner Schwägerin würde bezahlen müssen. Zwar fiel es ihr nie ein, zum Vortheil ihres Kindes den Major sein Versprechen zurücknehmen zu lassen: sie war in ihren Wünschen mäßig, und ihr Mann hatte wirklich seit seiner Verheirathung schon sehr beträchtliche Summen zurückgelegt; blieb er nur noch einige Jahre leben, so reichte, wie sie zuverlässig wußte, das Kapital hin, sie, und auch ein Kind, anständig zu erhalten. Aber konnte sie hoffen, ihre Schwägerin von der Bescheidenheit ihrer Wünsche zu überzeugen? Sie sah eine neue Trennung der beiden Familien voraus, durch die ihr geliebter Mann, bei seinem Herzen und seiner Denkart, nothwendig sehr stark leiden mußte. Nach langem Sinnen fand sie endlich ein Mittel, diese Trennung zu verhüten. Sie verhehlte ihre Schwangerschaft allen Menschen, selbst ihrem Manne, gab eine Kränklichkeit vor, die man bei ihrer Gesichtsfarbe auch nicht bezweifelte, und konnte daher die meiste Zeit im Negligé erscheinen. Nun beredete sie ihren Mann, der ihretwegen

in große Sorge gerieth, daß ein Bad ihre Gesundheit wieder herstellen würde. Sie wählte Pyrmont, traf die nöthigen Anstalten, besorgte das Haus, und reiste mit ihrem Manne ab. Auf ihr dringendes Bitten mußte der Major seine eignen Pferde nach der ersten Tagereise zurückschicken, und den Bedienten, den er mitgenommen hatte, mit einem ansehnlichen Geschenk entlassen. Der Major gab ihr auch in diesem, ihm freilich seltsam scheinenden, Verlangen nach, weil sie kränklich war; und ehe nun ein andrer Bedienter kam, entdeckte sie ihm, daß er bald Vater seyn würde.

Man denke sich die Freude des Majors! Er wurde wechselsweise bleich und roth, nahm seine Mütze ab, machte das Fenster auf, sah mit dankbaren Blicken gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und küßte seiner Frau mit solcher Ehrfurcht die Hände, als ob er noch einmal um sie anhalten wollte. Sobald er etwas ruhiger ward, stellte ihm Hannchen sein Verhältniß mit der Schwägerin vor, und zeigte ihm, daß die Geburt ihres Kindes ihn gewiß auf immer von seinem Bruder trennen würde. Er seufzte, und gestand das zu. Sie

ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihre Brust, und hob wieder an: nun sieh, liebster Fritz, wir sind entschlossen, dem kleinen Hennig Sollingen zu lassen, und können das, ohne unsere Elternpflichten zu verletzen; denn das Kapital wächst von Jahr zu Jahr genug, unser Kind einmal glücklich, ja reich, zu machen. Aber deine Schwägerin wird nie glauben, lieber Fritz, daß wir fähig sind, so zu denken und zu handeln. Ich habe daher meine Schwangerschaft verschwiegen, so weh es mir auch that, meine Freude nicht mit dir theilen zu können. Darum sollte Hennig nicht mit, so gern du ihn auch mitgenommen hättest; darum mußte der Kutscher zurück nach Sollingen, und darum wurde der Bediente entlassen. Sieh, lieber Fritz, hier, oder wo es dir sonst gefällt, will ich Mutter werden, ohne daß es jemand weiß. Dann kehren wir zurück, lassen das Kind nachkommen, geben es für ein fremdes aus, und erziehen es, wie natürlich, mit aller Sorgsamkeit guter Eltern. Davon haben wir noch obendrein einen Vortheil, den Seibold immer die beste Grundlage der Erziehung nennt: unser Kind wird nicht wissen, daß es reich und vornehm ist.

Der Major ſchütteite den Kopf, zog die Augenbraunen zuſammen, und hatte vieles einzuwenden; aber welcher Ehemann kann einer geliebten Gattin, die ihm ſo eben erſt entdeckt hat, daß ſie bald Mutter ſeyn wird, etwas abſchlagen! Er mußte zuletzt einwilligen, und nun wurde alles Nöthige verabredet. Beide gingen auf einige Wochen nach Pyrmont, und dann in ein nahe gelegenes kleines Städtchen. Hier erwartete die Majorin unter einem fremden Nahmen ihre Entbindung, und ihr Mann mußte den unterweges angenommenen Bedienten wieder entlaſſen. Endlich wurde ſie Mutter eines kleinen geſunden Mädchens. So ſchwach ſie auch war, ſo flüſterte ſie dennoch ihrem Manne zu: Gott hat meine Wünſche erfüllt, lieber Fritz. Wenn es ſein heiliger Wille iſt, ſo wird das Kind einmal Hennigs Frau. — Die Idee, daß ſeine Tochter und ſein geliebter Hennig Sollingen mit einander theilen ſollten, ſetzte den Major in neues Entzücken. Er ſagte mit leuchtenden Augen: „Hannchen, das wird Gott wahr werden laſſen; denn es iſt etwas Gutes. Ja, nun bin ich froh.“

Das Kind wurde getauft und einer Amme übergeben. Sobald die Majorin die freie Luft vertragen konnte, reiſten ſie mit dem Kinde und dem Taufzeugniſſe aus dem Städtchen ab. In einer andern kleinen Stadt wurde das Kind unter einem fremden Nahmen mit ſeiner Amme bei einer ſehr vernünftigen Frau auf ein halbes Jahr eingedungen, und die Eltern reiſten nach Sollingen zurück, wo man von Allem, was vorgegangen war, auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und wo man ſich herzlich freuete, die Majorin nach einer Abweſenheit von fünf Monathen ſo geſund und blühend wieder zu ſehen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ließ der Major das Kind und die Amme in eine benachbarte Stadt kommen, und fuhr mit ſeiner Gattin unter einem ſehr ſchicklichen Vorwande eben dahin. Die Amme wurde reichlich bezahlt, die Rolle, welche ſie zu ſpielen hätte, mit ihr verabredet, und ihr befohlen, um eine beſtimmte Zeit an dem Wege zu ſtehen, den der Wagen kommen mußte. Als der Major zurückfuhr, ſtand die Amme mit dem Kinde richtig an dem vorgeſchriebenen Orte.

Der Major hielt an; die Majorin stieg aus, bemerkte die Person, sprach mit ihr, so daß Kutscher und Bedienten es hörten, hielt das Kind ihrem Manne hin, erkundigte sich nach den Umständen; äußerte ihr Mitleid bei der verabredeten Fabel, und erbot sich endlich, das Kind mitzunehmen und zu erziehen. Das Mädchen willigte ein, und erhielt ein Geschenk. Die Majorin nahm nun das Kind an ihre Brust, setzte sich wieder in den Wagen, und fuhr sehr fröhlich weiter. Eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft in Solingen, war die Geschichte von dem Kinde im ganzen Dorfe verbreitet, und niemand bezweifelte sie, da man die Wohlthätigkeit und Menschenliebe der Gutsherrschaft aus unzähligen Beispielen kannte. Der Major hatte indeß doch dafür gesorgt, daß die Amme noch in derselben Stunde in ihr Vaterland, Westphalen, zurückkehren mußte, damit nicht etwa ein Zufall das Geheimniß verrathen könnte.

Hannchen — so hieß das Kind — wurde mit der liebevollsten Zärtlichkeit erzogen, und die Mutter hatte nichts angelegentlicher zu thun, als ihr Hennigs Liebe zu erwerben. Er

durfte die Kleine tragen, mit ihr ſpielen, ihr zu eſſen geben, u. ſ. weiter. Die Mutter nannte es: ſeine kleine Braut; und wenn er etwas ſehr Gutes gethan hatte, ſagte ſie: nun ſoll Hannchen dich auch recht lieb haben! Seibold war damit nicht recht zufrieden; er äußerte oft: Sie ſetzen dem Kleinen da Dinge in den Kopf, die er einmal Luſt haben könnte, für Ernſt zu nehmen. — Die Majorin erwiederte lächelnd: wenn das Kind gut wird — und das hoff' ich zu Gott und zu Ihnen —; ſo mag er das immerhin thun. Erziehen Sie nur getroſt ſo, als ob Hannchen einmal Hennigs Frau werden ſollte; ich will es nicht hindern.

Die Kammerherrin ſah indeſſen mit großem Mißvergnügen das kleine Mädchen in dem Hauſe ihres Schwagers. Das weiß doch der liebe Gott, ſagte ſie zu ihrem Manne, wie dein Bruder zu allem dem Bettelvolke kommt! Da heirathet er ein Mädchen, das ein Dutzend Jahre in der Welt umhergelaufen, Kammerjungfer und, Gott weiß, was alles ſonſt noch, geweſen iſt; aus einem gemeinen Kerl von Hofjunker macht er ſeinen Herzensfreund;

ein Bettler, den er am Zaune aufgerafft hat, ein nichtsnutziger Komödiant, ist sein Hofmeister; und nun schleppt er gar ein Hurkind von der Straße in's Haus, und erzieht es, wie eine Prinzessin. So wird das schöne Vermögen verschwendet, das doch einmal deinem Sohne gehört; und du sagst nichts dazu! Ja, laß ihn erst todt seyn; ich will die Bettler aus dem Hause bringen! Aber, so geht es! Darf nicht der Seibold am Tische das große Wort führen, als ob er die erste Person wäre? und redet der Mensch mich nicht immer an, ob ich gleich nie eine Sylbe mit ihm spreche? Mein Hofmeister sollte das thun! Das kommt davon, wenn man nichts auf seinen Rang hält. Dein seliger Vater ist an allem Schuld; der wußte auch nicht, wie freundlich er mit den Leuten seyn wollte, die in seinem Brote standen.

„Aber die Leute liebten auch meinen seligen Vater."

Was lieben! Sie sollen uns ehren. Brauchen wir denn die Liebe der Leute? Geht nicht die Haushaltung bei uns noch einmal so gut, als bei dem Major? So sieh doch nur hin, wer bessere Domestiken hat! Das kommt

von der Liebe! Die Leute paſſen nicht auf, wenn man zu gut mit ihnen iſt.

So ärgerte ſich und klagte die Frau von Halden oft: aber der Major blieb bei ſeiner Art zu leben; Seibold wendete ſich bei Tiſche mit ſeinen ſeltſamen Fragen, Vergleichen und Einfällen immer an die Frau Kammerherrin; das kleine Mädchen war bei der Majorin im Zimmer, und wurde wie ihr eigenes Kind erzogen; der alte Hennig ſprach noch immer mit, und der Major hörte nicht auf, ſeinen Rath zu befolgen. Noch mehr als das Alles verdroß aber die gnädige Frau die Liebenswürdigkeit des kleinen Hennig. Man durfte nur einen Blick auf die beiden Brüder werfen, wenn ſie beiſammen waren, um die Mutter ſogleich der blindeſten Partheilichkeit zu beſchuldigen. Karl hatte eine recht anſtändige Stellung; aber er ſchien eine todte Bildſäule, wenn ſein Bruder neben ihn hin trat. Hennig ſtand da, gleich dem Apoll, der den Python beſiegt hat, mit freien, blitzenden Augen; und ſah man das lachende, frohe Geſicht, die Roſenwangen, die ſeelenvolle Unſchuld und den freundlichen Mund, ſo hätte man ihn für einen jungen Amor halten können.

Karl war nicht ohne Kopf, und hatte auch Kenntniſſe, vielleicht beſſer geordnete, als ſein Bruder. Sprachen ſie Beide, ſo hörte man an Karln, wie er ſich beſtrebte, ein Jüngling zu ſcheinen; an Hennig ſah man gar kein Beſtreben, und konnte ihn bisweilen ſogar für kindiſcher halten, als er wirklich war. Aber zuletzt trug Hennig dennoch jedes Mal den Sieg davon. Er überließ ſich dem Feuer, das ihn wegriß, ſprach mit Augen, Hand und Fuß, kurz, mit einer Leidenſchaft, die oft Begeiſterung, und in einem Tone, der Muſik war.

Karl ſprach ſchnell, doch ohne Leben, in einem ſpitzen aber unkräftigen Tone, in geſchliffenen aber kalten Ausdrücken; und dabei hatte er die eine Hand im Buſen, die andre in der Weſtentaſche. Hennig durfte mit ſeinem innigen Tone, mit den blitzenden Augen, dem begeiſterten Geſicht, und den zuſammenfallenden Händen nur einmal rufen: o mein Gott! ſo hatte er eine lange Rede ſeines Bruders beſiegt. Karl hofmeiſterte ihn faſt unaufhörlich, wenn ſie beiſammen waren. Hennig hörte geduldig zu, und gab nach; wurde es ihm aber einmal zu arg, ſo ergriff er lachend ſeines Bru-

ders Hand, und ſagte: du ſchüttelſt immer den Kopf, wenn ich einmal einen Luftſprung oder ſo etwas, mache. Weißt du wohl, Brüderchen, wann ein gutes Pferd immer den Kopf und die Ohren ſchüttelt? . . . Wann es ſich zu ſchwach fühlt zu ſpringen. — Kurz, die beiden Brüder liebten einander nicht, und kamen oft in förmliche Zänkereien.

Aber deſto mehr hatte Hennig die Liebe ſeiner Schweſter Emilie, ſo wenig dieſe ſich das auch merken laſſen durfte. Wenn es ſich thun ließ, ſo gingen ſie bei Seite, und dann fiel das kleine Mädchen dem Bruder mit zärtlichem Ungeſtüm um den Hals. Bisher hatte man dem Knaben den Widerwillen ſeiner Mutter gegen ihn verborgen; aber jetzt entdeckte Emilie ihm mit kindiſcher Vertraulichkeit, daß Mama ihn gar nicht leiden könne, und daß ſie zu Hauſe immer auf ihn, auf den Onkel, auf die Tante, und auf Alle in Sollingen ſchimpfe.

Hennig wand ſich aus Emiliens Armen, dachte mit trüben Augen nach, erinnerte ſich an die unfreundlichen Blicke, die unaufhörlichen Vorwürfe ſeiner Mutter, und fand ſehr bald,

daß es wirklich ſo ſeyn müßte, wie er jetzt von ſeiner Schweſter hörte. Emilie, fragte er kranzig, weißt du nicht, warum die Mutter mich nicht leiden kann?

Nein, das weiß ich nicht. Ich glaube, weil du gemauert haſt, als du noch klein warest, oder . . . weil du bei dem Onkel biſt, oder . . . Warte, ich will mich beſinnen, lieber Hennig. Sie hat es einmal geſagt. Ich gab wohl Acht, weil ich dich liebe; aber recht behalten habe ich es doch nicht. — Jetzt fällt es mir ein. Weil ſie dich geboren hat, ſagte Mama. Nein, ich muß doch wohl nicht recht gehört haben; denn die Bonne ſagt, alle Kinder müſſten von ihren Müttern geboren werden. Und Karln hat die Mama ja auch geboren, und dem iſt ſie doch ſo gut, . . . ſo gut, wie ich dir. Nein, lieber Hennig, nicht weinen! Denke, ich wäre die Mama; ich will dich deſto lieber haben.

Hennig ſchüttelte traurig den Kopf, und ſagte: ein Habicht iſt ein blutgieriger Raubvogel; aber ſeine Jungen hat er lieb. Ich möchte nur wiſſen, was ich Mama gethan hätte!

Emilie ſuchte ihn zu tröſten, und ſagte: ſieh, Mama hat auch mich nicht halb ſo lieb, wie

Karln, weil ich meine Bonne so lieb habe, und gleich weine, wenn Mama auf sie schilt, und weil ich mit Verwalters Christeln zuweilen spiele. Das soll ich nicht, weil ich ein Fräulein bin. Ach, ich habe mir schon manchmal gewünscht, daß ich ein Bauerkind seyn möchte.

Man kann denken, mit welcher Gewalt diese beiden, von Einem unnatürlichen Gefühle gedrückten, Kinderherzen sich nach dieser Unterredung an einander schließen mußten.

Der Knabe ging, sobald seine Mutter wieder abgereist war, zu seinem Onkel, wo er auch die Tante, Seibold und den alten Hennig antraf. Er warf sich in die Arme der Majorin, küßte ihre Hände mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und brach auf einmal in ein lautes Weinen aus. Der alte Hennig sprang herzu, nahm ihn in seine Arme, und fragte, ob ihn sein Bruder etwa wieder beleidigt hätte. Bei meiner Seele, sagte er: so etwas ist es! Aber ich schlage dem Buben noch einmal seinen Puder in den Hirnschedel hinein. Meistert er nicht immer da den armen Kleinen, und stichelt auf ihn mit glatten Worten und einem Honigsmaule so lange, bis ihm das Gift in der Brust sitzt? Komm, Kleiner! Ich will dir den Goldfuchs satteln.

Der Major betrachtete den Knaben mit besorgten Blicken, und sagte: „den Goldfuchs, mein Söhnchen! Hennig soll mit dir reiten. Du mußt ihm nachsehen, lieber Junge; es ist dein Bruder.“

Was ist dir? fragte Hannchen, und drückte den Kleinen an ihre Brust.

Meine Mutter haßt mich, antwortete der Knabe leise; Emilie hat es mir gesagt.

„Ich wollte, sie hätte dir sonst etwas gesagt, die Plappertasche! . . . Na, nun weiß er, was wir ihm so lange verschwiegen haben.“

Plappertasche selbst! wiederholte Seibold halb laut. — Freilich, nun weiß er es! setzte er leiser hinzu, und ging an das Fenster.

Laß sie dich hassen, rief der alte Husar; haben wir dich doch lieb, wie unser Leben.

Hassen? sagte Seibold; wer redet von hassen! Die Mutter hat ihn nur nicht so lieb, wie ihren Karl; und das ist ganz natürlich, weil sie ihm nicht ein Zehntheil so viel Gutes thun kann, wie ihrem Aeltesten. Da ist deine Mutter (auf die Majorin zeigend); die hat dich erzogen, gebildet, und dir Gutes gethan. Deine Mutter liebt dich vielleicht nicht ganz so

herzlich, wie wir; aber zwinge sie, daß sie es am Ende doch thun muß. Werde ein guter Mensch, daß sie Freude an dir erlebt. — Ich wollte doch, sie wäre hier, flüsterte Seibold dem Major noch zu; mich sollte nur wundern, ob ihr Kuckuksherz die Thränen des Kindes aushalten könnte.

„Kuckuksherz?" erwiederte der Major leise: „ein Rabenherz, sagen Sie nur; eine Rabenmutter ist sie."

Man beruhigte den Knaben wieder, so gut man konnte, und Seibold zeigte ihm nun die Mittel, das Herz seiner Mutter zu gewinnen. Sieht sie es dir dennoch nicht, lieber Hennig, setzte er hinzu, so beweise der Welt, daß die Schuld nicht an dir lag. Mache, daß du die Liebe aller Menschen verdienst; dann wird Gott um deiner Tugenden willen der Mutter verzeihen, daß sie dich nicht liebte.

Hm! sagte Seibold nachher zu dem Major: das Schlimmste bei einem so unnatürlichen Handel ist, daß auch das Klügste, was man dazu sagen kann, albern herauskommt; denn was kann man anders darüber sagen, als: schlag es dir aus dem Sinne!

„Wohl

„Wohl wahr!“ antwortete der Major, und runzelte die Stirn. „Aber ist das nicht eine Rabenmutter? Sie zwingt gute Menschen, daß sie ihr Kind bitten müssen, seine eigene Mutter zu vergessen! Nein, zum Teufel! ich will hin. Schade, daß es bald Abend ist; sonst ritt' ich noch heute.“

Am folgenden Morgen ließ er sattteln, und sprengte nach Moorberg. Als er vor seiner Schwägerin stand, wußte er ihr erst eben so wenig etwas zu sagen, wie dem kleinen Hennig. Endlich aber rief er auf einmal, wie begeistert: „nein! und sollte es das letzte Mal seyn, das ich hier eingeritten wäre — in Gottes Nahmen! So wegreiten kann ich nicht wieder. Frau Schwägerin, der kleine Hennig ist so gut Ihr Sohn, wie Karl. Bis jetzt haben wir es dem Jungen verschwiegen, daß Sie ihn hassen; aber er hat es endlich gemerkt, und das Kind, das alle Menschen lieben, weil es ein Engel ist — das Kind steht nun da, und weint über seine Mutter. Hören Sie, über seine Mutter! Nimmermehr kann Gott ohne Zorn ein Kind über die Grausamkeit seiner Mutter weinen sehen; oder ich müßte an ihm verzweifeln.“

Er ſagte das halb zornig, halb mitleidig. Es ſchauderte ihn bei den Worten, und er wurde bald bleich, bald roth.

Frau von Halden ſah ihn an, und errö-thete. Ja, ſagte ſie endlich mit niedergeſchla-genen Blicken; kann ich den Jungen denn lieb haben? Iſt er nicht von lauter Menſchen umgeben, die meine Feinde ſind? . . . Da wird ihm ſeine Mutter, fuhr ſie weinend fort, wie ein Geitzteufel, wie ein Unmenſch geſchil-dert. O, ich weiß es wohl!

„Wie? was?" fuhr der Major grimmig auf.

Von Ihnen ſag' ich nicht, Herr Bruder, heulte ſie mit zunehmender Erbitterung weiter fort. Aber ich ſehe ja, wie Ihr Reitknecht mich haßt, und Ihr Hofmeiſter dazu, weil ich mich nicht mit ihm gemein mache, nicht jeden Bettler und Vagabunden in's Haus und an meinen Tiſch kommen laſſe, nicht jedes Hur-kind wie mein eigenes aufziehe, meinen Kin-dern das Brod nicht vor dem Munde weg-nehme, um es den Hunden vorzuwerfen. Da ſetzen ſie ſich denn zuſammen, ſagen dem un-dankbaren, nichtsnutzigen Jungen, ich haſſe ihn, und füllen ſein ſchlechtes Herz mit Wider-

willen gegen Vater und Mutter, gegen Bruder und Schweſter. O, ich weiß es wohl!

Der Major war Anfangs halb ſtarr vor Zorn, und ſchwieg. Endlich rief er: „nein, das iſt zu arg! zu arg! Gott gebe mir Geduld! Aber hören ſollen Sie einmal meine Beſchlüſſe, und dann will ich es Gott überlaſſen, Sie zu rühren, oder zu ſtrafen, wie es ſein heiliger Wille für gut findet. Hören ſollen Sie; denn ich will meine Hände in Unſchuld waſchen. Ja, wenn wir Ihrem Sohne ſagten (wovor uns Gott behüten ſoll): Junge, deine Mutter iſt ein Geitzteufel; es wäre die reine Wahrheit. Wenn wir ſagten: deine Mutter iſt hart, grauſam, unmenſchlich; es wäre wieder die reine Wahrheit. Denn haben nicht alle Ihre Leute die Hölle bei Ihnen, von dem Hofmeiſter an, der Ihr Freund ſeyn ſollte, weil er Ihre Kinder zu Menſchen macht, bis auf den Küchenjungen? Haſſen Sie nicht den Hennig, weil er Ihrem Karl, dem Haſenfuß, dem Taugenichts, im Wege ſteht? Lieber wollt' ich ja mein Vermögen einem Goldmacher geben, ehe der Bube einen Zieget von Sollingen haben ſollte. Er kann tanzen, ſich pudern und die Leute

mißhandeln. Nun, ich ſage Ihnen voraus, er wird einmal auch ſeiner Mutter ſchlecht begegnen. Das wird er, bei dem großen Gott! Der Junge weiß ja ſchon nichts als Geld, und befehlen. Nicht einen Funken Menſchenliebe hat er in der Bruſt. Sie ziehen ihn muthwillig zu einem Unmenſchen auf; warum ſollte er Sie denn lieben? Na, wir ſprechen uns über dieſen Punkt in ein ſechs oder acht Jahren wieder. Dann ſollen Sie wohl noch Ihre Arme nach dem verſtoßenen Hennig ausſtrecken! Und was Ihren Vagabunden betrifft — ich weiß wohl, auf wen das gehen ſoll, und weswegen Sie dem Seibold ſo feind ſind. Weil er den kleinen Hennig lieb hat, und in Ihrer Gegenwart nicht wie ein Hund auf allen Vieren kriecht. Und das Hurkind? Gott im Himmel! hätte ich nur nicht ſo heilig verſprochen, zu ſchweigen, Sie ſollten von dem Kinde Dinge hören . . . Aber nur Geduld! es wird noch kommen! Jetzt bin ich fertig. Nur noch ein Wort. Hennig iſt mein Erbe und mein Sohn. Uebrigens ſehen Sie uns nun als Fremde an, mich, meine Bettler, und das Hurkind." Er ſtampfte auf den Boden,

verließ eilig das Zimmer, schwang sich auf sein Pferd, und murmelte unterweges zu wiederholten Malen: „wart, ich will dich bei Hurkindern!“

Die Frau Kammerherrin war höchst erbittert; aber sie vergaß ihren Zorn beinahe vor Neugierde nach dem Geheimnisse in Absicht des kleinen Mädchens, das in Sollingen mit so zärtlicher Liebe erzogen wurde. Was für Dinge sollte sie hören! was sollte noch kommen! — Das Alter des Kindes fiel in die Reise des Majors und seiner Frau; auch glaubte sie Aehnlichkeit in einigen Zügen des Kindes und des Majors zu entdecken. Sie erkundigte sich nach den kleinsten Umständen bei der geheimnißvollen Reise nach Pyrmont, und bei der andren, von der ihre Schwägerin das Kind mitgebracht hatte. Jetzt erfuhr sie, daß der Major, ob er gleich fünf Monathe ausgeblieben, doch nur vier Wochen in Pyrmont gewesen war. Sie sah, daß es mit dem Kinde eine eigene Bewandniß haben mußte, der sie nur nicht auf die Spur kommen konnte. Die richtige fiel ihr einige Male ein; aber sie sah dabei durchaus keinen Vortheil für Hannchen

ab, und gab daher die Idee wieder auf, doch ohne deshalb ihre Neugierde fahren zu lassen.

Ueber den Zorn ihres Schwagers beruhigte sie sich bald; er hatte ja noch einmal feierlich versichert, daß Hennig sein Erbe seyn sollte, und sie wußte, wie heilig er sein Wort in jedem Falle hielt. Sie sah es sogar recht gern, daß der Umgang mit dem Major nun abgebrochen war; denn sie hatte bei jedem Besuche von und bei ihm den bittersten Verdruß gehabt. Alles in Sollingen hing mit Liebe an dem kleinen Hennig, und ihr Karl wurde übersehen. Auch Karl selbst, dem man zu Hause bei jeder Gelegenheit schmeichelte, bemerkte mit großem Verdrusse, daß sein jüngerer Bruder ihn beständig verdunkelte; er ging daher äußerst ungern nach Sollingen, und der nöthige Besuch mit der dortigen Familie war ihm sehr angenehm.

Karl hatte das vierzehnte, und Hennig das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als beide Familien sich trennten. Diese Trennung that überhaupt nicht die heilige Wirkung auf den Major, die Hannchen befürchtet hatte; und Seibold trug dazu bei, sie noch mehr aus seinen

Gedanken zu bringen. Herr Oberstwachtmeister, sagte er; es giebt tausend Arten von Verbindungen zwischen den Menschen: Blutsfreundschaft, Verstandes-Freundschaft, Charakter-Freundschaft, Narrheits-Freundschaft, Schurkerey-Freundschaft, und so weiter. Mit Blutsfreundschaft fängt die Natur an; und das ist gut: denn fürs erste muß der Mensch etwas haben, an das er sich hängt, ohne zu wissen, warum. Dann kommt die Geschlechts-Freundschaft. Jüngling und Mädchen lieben einander, und man weiß bisweilen bei ihnen eben so wenig, warum, als bei Brüdern und Schwestern. Nun werden Herz und Kopf ausgebildet, oder verbildet, je nachdem es kommt; und dann fängt eine neue, oft heilige, ehrwürdige, Verwandtschaft an. Der Tugendhafte wird aller Redlichen, der Verständige aller Klugen Bruder. Mit Narren und Böswichtern geht es eben so. Alle Narren sind Brüder; doch die Geburtsnarren suchen ihre Verwandten in der Narrheit nur in ihrem Stande auf. So kann ein ehrlicher Mann näher mit einem treuen Hunde verwandt seyn, als mit einem Schurken, der auf zwei Bei-

nen geht, und wenn er auch Eine Bruſt mit dieſem Schurken geſogen hätte.

„Das iſt nicht wahr, Seibold. Menſch bleibt Menſch. Sie gehen zu weit; das fühl' ich.“

Meinen Sie nicht, daß der Androkles, von dem Ihnen Hennig neulich erzählte, den Löwen, der ihm Nahrung und Schutz gab, lieber gehabt hat, als ſeinen grauſamen Herrn, der ihn zwang, in der Höhle eines wilden Thieres Schutz zu ſuchen?

„Ja, lieber gehabt hat! Aber davon iſt die Rede nicht, ſondern von Verwandtſchaft.“

Nun, iſt denn Liebe nicht die wahre Verwandtſchaft? Haben nicht manche Leute Hunde, Katzen und Pferde lieber, als die beſten Menſchen? Die fühlen ſo etwas Katzenartiges in ſich; wie wollte man das ſonſt erklären?

Der Major mußte am Ende zugeben, daß ſeine Verwandtſchaft mit edlen und guten Menſchen heiliger ſey, als die mit ſeiner böſen Schwägerin. Er gewöhnte ſich bald daran, nichts mehr von Moorberg zu hören oder zu ſehen, und wurde faſt vollkommen ruhig.

Auch Hennig gab ſeine Mutter und ſeinen

Bruder auf, doch nicht Emilien, die er ſo herzlich liebte. Er klagte ſeinem Vetter mit weinenden Augen, daß er ſie gar nicht mehr ſprechen könnte. — Hole die Büchſe, Hennig! ſagte Selbold; wir wollen hinüber nach Moorberg. Ich ſtehe dir dafür, du ſollſt ſie alle Woche einmal ſehen. Es ſind zwei Meilen; und deine Schweſter verdient wohl, daß du ein Paar Stunden nach ihr gehſt.

Hennig war in einigen Minuten mit ſeiner Büchſe wieder da, und ging nun mit Selbold nach Moorberg. Sie ſchlichen um den herrſchaftlichen Garten her; und nicht lange, ſo zeigte ſich Emiliens Bonne in der Allee. Hennig war in einem Sprunge bei ihr, ſagte ihr, was er wünſchte, und die Bonne ging, ſeine Schweſter zu holen. Emilie kam mit funkelnden Augen, ſank an ihres Bruders Herz, und führte ihn dann nach dem hinterſten Theil eines Birkenwäldchens, wo ſie völlig ungeſtört ſeyn konnten. Die Bonne blieb unterdeſſen in der Allee, welche auf die Gartenthür ſtieß, um ihnen ein Zeichen zu geben, wenn jemand käme. Im Birkenwäldchen ſetzten ſich die Geſchwiſter Arm in Arm zu Sel-

holds Füßen nieder, und weinten mit einander. Sie schworen sich ewige unverletzliche Freundschaft, und redeten mit einander ab, sich jede Woche einmal an einem bestimmten Tage auf eben die Art zu sehen. Emilie küßte vor Freude dem guten Seibold die Hand, als sie hörte, daß er den Gedanken zu diesem Besuche gehabt hatte. Die Kinder plauderten mit einander, und Seibold erzählte ihnen dazwischen. Ehe sie es sich versahen, war eine Stunde verflossen, und sie mußten sich trennen.

Emilie, jetzt beinahe zwölf Jahr alt, war ein reitzendes Mädchen, und ihrem Bruder Hennig bis zum Verwechseln ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sie eine viel zartere Gesichtsfarbe, und in ihrem Auge etwas Schwärmerisches hatte. Diese kleine Schwärmerei lag nicht nur in ihrem Blicke, sondern auch in ihrer Seele. Die Nonne, welche Emilien mit wahrer Zärtlichkeit liebte, war selbst nicht frei von Schwärmerei. Einsamkeit, der Druck, worunter sie lebte, und einige Bücher, ihre einzige Unterhaltung in Stunden der Muße, hatten ihren Kopf nach und nach mit Phantasien von Freundschaft, Liebe, Natur und

Szene angefüllt. Sie ſelbſt kannte die Szene nicht ſpielen, die ſie hier vor Augen hatte; aber ſie that wenigſtens, was in ihren Kräften ſtand: ſie bildete Emilien nach ſich, und erzählte ihr oft von Liebenden, die mitten im Elende, mitten unter den Verfolgungen harter Eltern, einander treu geblieben wären. Man kann alſo leicht denken, daß der Baune ſowohl als Emilien die heimlichen Beſuche des Bruders Hennig ſehr erwünſcht ſeyn mußten. Beide hatten nun ihr Geheimniß; und beſonders Emilie fühlte ſich ſehr glücklich, daß es ihr nicht länger an einer Liebe, einem Freunde, harten Eltern, Unglück und Thränen fehlte.

Die heimlichen Beſuche, die Emilien ſo viele Freunde machten, würden indeß doch bald wieder in's Stocken gerathen ſeyn, wenn nicht Seibold dabei zugegen geweſen wäre; denn was hätten die beiden kleinen Leute einander immer ſagen ſollen? Ewige Freundſchaft hatten ſie ſich nun oft genug verſichert; auch war von der Mutter Hoffe gegen Hennig, und von ihrer Kälte gegen Emilien genug geſprochen. Jetzt mußte alſo der ältere Freund, Herr Seibold, anfangen, eine Rolle zu ſpielen. Er ſetzte ſich zwiſchen

beide Kinder, und erzählte ihnen seine Schicksale. Als er nach einigen Wochen damit fertig war, und von Hennig noch immer gebeten wurde, an dem bestimmten Tage mit zu seiner Schwester zu gehen, dachte er darauf, diese Besuche für Emilien und seinen Zögling nützlich zu machen. Er fing an, das junge Mädchen zu unterrichten, brachte ein Buch mit, las daraus vor, sprach darüber, und suchte auf alle nur mögliche Art ihren Geist zu bilden. Bisweilen blies er auch mit Hennig die Flöte, und Emilie sang dazu; so verwandelten sich diese Besuche in kleine Lustpartieen, die Emilien, da ihr so selten eine Freude gemacht wurde, natürlicher Weise sehr angenehm waren. Die Besuche hatten noch nicht drei Monathe gedauert, da sah Emilie Seibolden mit eben dem Verlangen entgegen, wie ihrem Bruder; und auch Seibold, der ein großer Kinderfreund war, fand unvermerkt vorzügliches Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Mädchen, das mit der unschuldigsten kindischen Unwissenheit des Verstandes schon das Gefühl der Jungfrau zu verbinden schien. Er freuete sich, zu der Bildung ihres Geistes etwas bei-

tragen zu können, besonders als er merkte, welche seltsame Ideen sie durch den Unterricht ihrer Gouvernante im Kopfe hatte; und Emilie selbst fühlte mit Vergnügen, wie viel sie in den Unterredungen mit ihrem Freunde Seibold lernte. Die Bonne war zuweilen die vierte Person in der kleinen Gesellschaft; und da sie fast täglich einige Stunden mit Emilien spazieren ging, so hatte niemand etwas Arges aus ihrer langen Abwesenheit vom Schlosse. Näherte sich auch einmal zufälliger Weise Jemand, so waren Hennig und Seibold in einer Sekunde über der Mauer weg und in dem Gebüsche.

Emilien würden diese Besuche schon darum interessant gewesen seyn, weil sie heimlich waren, und weil weder die Mama noch der Bruder Karl etwas davon wußten; aber bald hefftete sich noch ein anderes Interesse an die süßen heimlichen Freuden. Die Kleine sah, daß sie von einem Manne werth gehalten wurde — von einem Manne, dem ihr Oheim die innigste Freundschaft und Achtung erwies. Sie war noch ein Kind; aber durch die Unvorsichtigkeit ihrer sonst guten Erzieherin wurde ihr Her-

schon durch eine Ahnung der Liebe gehoben. Freilich hatte sie noch keinen Gedanken an Liebe; aber es that doch ihrem Herzen wohl, daß ein Mann, der so viel wußte, der die Flöte so schön blies, der so edel war, und den alle Menschen so liebten — daß dieser Mann ihr vorlas, sie unterrichtete, mit ihr sang, und sie seine kleine Freundin nannte.

Das läßt sich leicht begreifen, wenn man den ersten Fäden der Empfindung in einem Mädchenherzen nachgespürt hat; und daß Seibold nie daran dachte, wie vielen Schaden er dem Kinde dadurch that, daß er es an heimliche, der Mutter nicht bekannte Besuche gewöhnte, war ebenfalls sehr natürlich. Anfangs ging er nach Moorberg, um den Wunsch seines Lieblings, Hennigs, zu befriedigen; dann setzte er die Besuche fort, weil er glaubte, Emilien nützlich seyn zu können; und endlich bekam er selbst Interesse an dem kleinen gefühlvollen Mädchen. Nach einiger Zeit bemerkte er, daß in ihrem Köpfchen schon Romanideen saßen, und wollte sie wegschaffen. Er sprach mit Emilien, und zwar sehr vorsichtig; dann machte er die Bonne aufmerksam auf die Phantasieen der

Kindes. Aber, indeß er glaubte, daß es ihm recht gut gelänge, diese Phantasieen anzuregen, schuf er selbst in der Seele des Kindes eine neue Welt voll Bilder, worin er die Hauptfigur war; und seine seltsamen Schicksale, seine ehemalige ungebundene Art zu leben, machten, daß er das Ungewöhnliche, ja selbst das Schädliche, in diesen heimlichen Zusammenkünften nicht bemerkte. — Der Winter unterbrach diese Besuche nicht gänzlich. Man sprach einander auf verabredeten Spaziergängen, und Emilie hängte sich mit der Innigkeit eines Kindes immer fester an ihren Freund Seibold.

So war ein Jahr vergangen, und Seibold fand nichts mehr dabei zu erinnern, wenn den Major einmal mit krauser Stirn sagte: „Tossel ist nun doch einmal mein Bruder.“ Er billigte es sogar, als der Major einmal wieder nach Moorberg reiten wollte, weil der Bruder Tossel ein Fieber hatte. Nehmen Sie doch, sagte er, auch den kleinen Hennig mit, Herr Oberstwachtmeister. Und du, sey ja recht artig gegen deine Mutter! Grüß Emilien. O, die Emilie, Herr Oberstwachtmeister, ist ein wahres Edelgestein. Schade, daß sie dort drüben sitzt

muß! Sie glauben nicht, was aus dem Kinde zu machen wäre!

Das war dem Major genug gesagt. Er ritt hinüber, und fand Emilien gerade, wie Seibold sie ihm beschrieben hatte. Sie flog mit inniger Herzlichkeit in Hennigs Arme und an die Brust ihres Oheims, fragte sogleich nach ihrer lieben Tante, nach dem alten Hennig, nach dem edlen Seibold, und war dabei in solcher Begeisterung, daß dem Major das Herz vor Freude klopfte, und daß er über die Tochter nicht mehr an die Mutter dachte.

Die Mutter hatte in dem verflossenen Jahre den Gedanken gehabt, daß der Major, wenn er fortführe, sie und ihren Karl zu hassen, wohl gar auf den Einfall kommen möchte, ihr bei seinem Tode den allerschlimmsten Streich zu spielen. Er könnte ja, dachte sie, Hennigen zu seinem Erben einsetzen, ohne ihm dadurch seine Rechte auf die Erbschaft von seinem Vater zu nehmen; und einige in Ruf stehende Advokaten, bei denen sie sich Raths erholte, machten diese Besorgniß bei ihr noch stärker. Sie berief sich zwar auf des Majors Wort und Testament; allein man erinnerte sie, daß ein

zweites

zweites Teſtament das erſte unglültig machen. Kurz, ſie fand, daß ſie dem Major wieder verſöhnen müßte. Als er nun nach Moorberg kam, gab ſie Karln in aller Geſchwindigkeit einige Regeln, wie er ſich betragen ſollte. Nein, Mama, erwiederte Karl: ich kann dem Onkel und meinem Bruder unmöglich ſchmeicheln; ſie ſind mir Beide unerträglich. — Bedenke doch, mein Sohn, ſagte die Mutter, ihm liebkoſend, daß dein Glück in den Händen des Onkels ſteht! Ich kann den Grobian eben ſo wenig leiden, wie du; aber du ſollſt ſehen, wie ich ihm begegnen werde. — Sie hatte lange zu reden, ehe ſie ihren Sohn überzeugen konnte, daß es ſo wäre. Endlich aber gelang es ihr; und Karl betrug ſich nun um ſo freundlicher, da ſein Onkel ein fürchterlicher Mann für ihn war.

Die Mutter empfing ihren Schwager mit lauter Freude. Einen ſolchen Empfang hatte der argloſe Major nicht erwartet. Er überließ ſich nun gänzlich ſeiner Gutherzigkeit, drückte ſeinen Neffen zärtlich an ſeine Bruſt, und fand nach einigen Minuten, daß Karl ſich ſehr zu ſeinem Vortheile geändert hätte. „Recht, lieber Junge,“ ſagte er; „nun biſt du ein Menſch!

Sieh, was sollte auch der dumme gnädige Herr Onkel? Deines Vaters, lieber Bruder bin ich, dein lieber Onkel, wie du mich jetzt nennst; und du bist mein lieber Karl, meines guten Vaters Enkel." Die Schwägerin vollendete die Täuschung; sie erzählte dem Major, und zwar listig genug, in klagendem Tone, daß Karl alles weggäbe, was er hätte, die Domestiken, wenn sie Fehler begingen, vertheidigte, jeden Bauer in Schutz nähme, und so weiter. — „Das thut er?" rief der Major, und küßte seine Schwägerin mit großer Freude; „das thut er, Herzensschwester? Nun, so hab' ich dem Jungen schweres Unrecht gethan. Gott vergebe es mir! Wahrhaftig, ich finde hier das ganze Haus umgeändert. Sehen Sie, liebste Schwester, lassen Sie mich jetzt ja sagen! Verstand haben Sie von Gott genug bekommen, um einzusehen, daß . . . Doch still davon! Sie werden nun selbst finden, daß Menschlichkeit eine Brücke ist, wie Seibold sagt, die das Herz von dieser in jene Welt bauet; daß Menschenliebe und Hoffnung des ewigen Lebens Bild und Ueberschrift auf einer und derselben Münze sind: wer die Vorderseite, Menschenliebe, nicht hat, dem

fehlt auch die Rückseite, die Ueberschrift: Hoffnung. Nicht wahr, liebe Schwester, Sie finden jetzt, daß alles Andere, nehmlich Reichthum und Rang, Narrenpossen sind, nur die Bonbons, die Devisen, die man zur Spielerei, nicht zum Sattessen, mit auf den Tisch setzt, nur, wie Seibold sagt, ein gemahltes Feuer im harten Winter, und, wie die Bibel sagt, ein Fallstrick für die Menschen."

Die Frau Kammerherrin gab ihm vollkommen Recht, und der arglose, gutherzige Major hatte dabei auch nicht eine Ahnung von ihrer Heuchelei. Zwar fiel ihm die schnelle und gänzliche Umänderung wohl auf; allein das störte ihn nicht in seinem fröhlichen Entzücken. — „Wurde doch," sagte er vor sich, „aus dem Saulus in einem Augenblick ein Paulus. Warum nicht auch hier?"

Der kleine Hennig blieb zu großer Verwunderung des Majors kalt gegen seinen Bruder, so viele Mühe sich dieser auch gab, seine Liebe zu gewinnen. Der Major nahm ihn in einen Winkel, und schalt auf seine üble Laune. „Vergeben und vergessen, Hennig! Höre, wenn Seibold wüßte, daß du so steif da stehst, wie

eine Wachspuppe, der würde dich . . . ! Denk' an die fünfte Bitte, mein Söhnchen!" — Hennig drückte seinem Onkel die Hand, blieb aber noch immer so steif und kalt, wie vorher. Sehr natürlich. Die kleine Emilie hatte geplaudert. Der Heuchler! flisterte sie ihrem Bruder zu; Mama hat ihm gesagt: der Onkel hat dein Glück in Händen; und nun sieh nur, wie er um den Onkel her schmeichelt!

Diese Entdeckung erregte in Hennigs Brust neben dem Widerwillen gegen seinen Bruder auch eine tiefe Verachtung. Er hatte gar keinen Begriff davon, wie man um einer Welt willen Jemanden auch nur ein verbindliches Wort sagen könne. In wie fern seines Bruders Glück von dem Onkel abhinge, begriff er eben so wenig: denn er hatte noch nie an künftiges Vermögen gedacht, so fertig er auch rechnete; indeß seines Bruders Glück stand in des Ohims Händen: mehr brauchte er nicht zu wissen, um Karls Heuchelei zu verschweigen, und bei allen Vorwürfen des Onkels nur die Achseln zu zucken.

Die Frau Kammerherrin fühlte, daß ihr neuer Sieg so lange ungewiß bleiben würde, als Hennig noch in Sollingen wäre. Sie setzte

ſich daher zu dem Schwager, und fing an, über ihre Söhne mit ihm zu ſprechen. Ich denke, ſagte ſie, nach gerade oft mit Unruhe daran, was die Vorſehung aus meinen beiden lieben Söhnen einmal machen wird.

„Die Vorſehung," erwiederte der Major, „hat darum den Kindern Eltern gegeben, daß die aus ihnen redliche Menſchen machen, und ihnen über die Wahl eines Standes rathen ſollen."

Das meine ich eben, lieber Bruder! — Und nun hielt ſie dem Soldatenſtand eine lange Lobrede, die ſich mit den Worten ſchloß: mein älteſter iſt zu ſchwächlich zu einem Soldaten; ſonſt ſollte er je eher je lieber in Dienſte gehen. Aber mein guter Hennig — dem haben Sie, lieber Bruder, eine Erziehung gegeben, die einmal einen tüchtigen Soldaten aus ihm machen muß. Er reitet, er ficht, er . . .

„Soldat ſoll er nicht werden!" ſagte der Major trocken; „dazu habe ich meine guten Gründe."

Aber, lieber Bruder, ich dachte . . . Doch Ihre Gründe werden vernünftig ſeyn. Ich dachte, weil Sie ſelbſt gedient haben . . .

„Eben deswegen, Frau Schweſter, kenne ich

das Weſen anders, als Sie. Soldaten müſſen ſeyn; und wenn das liebe Vaterland angegriffen würde, ſo wollt' ich ſelbſt noch einmal mitziehen, und ſollte ich auch die Flinte nehmen. Aber ſonſt . . . ! Es iſt kein ſchwerer Stand in der Welt: das habe ich wohl gefühlt. Subordination iſt nöthig. — Wenn ſie einen Menſchen, der ſich in dem Punkte vergangen hatte, arkebuſirten, ſo ſchwamm mein Herz zwar in Thränen, und ich wünſchte: wäreſt du doch todt; aber ich ſchwieg, und dachte nur: es muß ſeyn! Doch, Dank dir, lieber Gott, daß es in deinem Himmel keine Subordination, keinen Unfrieden, keinen Streit mehr giebt! Erbarme dich der Seele des Unglücklichen, und vergieb uns, daß wir ihn aus der Welt ſchaffen müſſen! . . . Sehen Sie, Frau Schweſter, zur Subordination iſt der Hennig gar nicht erzogen; da paßte Karl tauſendmal beſſer. Aber, wenn das auch nicht wäre — ich wollte, Sie ſähen einmal ein Schlachtfeld, auf dem man ſelbſt mit dem Säbel thätig geweſen iſt! Wenn die Arbeit gethan war, — großer Gott! großer Gott! können das deine Kinder! — wenn ich den blutigen Säbel abgewiſcht hatte . . ." — Er

ſchüttelte den Kopf, und fing heimlich an zu weinen. — „Nein, Gott bewahre den Herzog, daß er nicht ſieht, was ich hundertmal habe ſehen und fühlen müſſen! Einen Menſchen, ein Ebenbild Gottes, meinen Bruder, vom Pferde zu hauen! Ach!“

Ei, es ſind ja aber doch Feinde, lieber Herr Bruder, und der Fürſt, oder der König, wenn man dem dient, befiehlt es.

„Hm! hätte mein Vater ein Paar Meilen weiter gegen Mittag gewohnt, ſo wären es Freunde, und der Kaiſer beföhle es. Es waren Feinde, freilich; aber doch Menſchen! Und wiſſen Sie wohl, was ich allemal heimlich betete, wenn der alte Oberſte ſein „vorwärts, Marſch, in Gottes Nahmen!“ rief? Lieber Gott, betete ich, ſey doch ſo gnädig, der erſten Kanonenkugel ein Billet auf mein Leben zu geben! (Sehen Sie, die Soldaten ſagen immer: jede Kugel hat ihr Billet; ob das gleich nicht wahr iſt, wie der Stabsprediger es mir oft erklärt hat.) Nun, es ſollte nicht ſeyn, und es war gut: denn jetzt kann ich doch wieder ſchlafen, ohne daß die Sterbenden um mich her winſeln und ſeufzen; in den erſten drei

Jahren nach dem Kriege konnte ich das nicht. Hätte ich das alles in meiner Jugend so gewußt, ich wäre nicht in des großen Königs Dienste gegangen, sondern ruhig in dem Lande unsres Fürsten geblieben. Nein, nein! Hennig soll kein Soldat werden, ausgenommen, wenn es noth thäte, wenn es an Vertheidigern des Vaterlandes fehlte; dann müßte er."

Frau von Halden schwieg; denn von der tiefsten Rührung bis zu dem höchsten Zorne war bei dem Major nur ein Schritt, und er konnte nie leichter heftig werden, als wenn ihm Thränen in den Augen standen oder wenn er Beklemmung in seinem Herzen fühlte. Auch dieser Plan, Hennigen zu entfernen, war verunglückt. Sie mußte sich also gänzlich auf sich selbst und auf ihren Karl verlassen. In der That gelang es heute Beiden, sich die Gunst des Majors in einem hohen Grade zu erwerben; denn dieser glaubte eher an alle Laster der Menschen, als an Heuchelei, die tiefste aller Niederträchtigkeiten, von der sein argloses Herz sich gar keinen Begriff machen konnte. Er war zufrieden mit Karin, mit der Schwägerin, und mit seinem Bruder. Um ihn noch mehr zu

gewinnen, ließ man den Hofmeister und die Bonne heute mit am Tische essen, und sprach mit Beiden sehr artig.

Als Emilie sah, daß ihre Mutter gegen den Onkel so freundlich und gefällig war, entwarf sie einen Plan, dieses gute Vernehmen zu ihrem Vortheile zu nützen. Sie äußerte bei einem Spaziergange mit dem Major den Wunsch, einmal einen Monath lang bei ihrer Tante zu seyn. Lieber Onkel, sagte sie, ich sehe meinen Bruder Hennig und die Tante so selten. Und das kleine Hannchen muß nun auch schon recht groß werden. Ach, ich möchte wohl einmal recht lange in Sollingen seyn! Und Herr Seibold ist so gut, und ich habe ihn so lieb!

„Nun, Milchen, so komm mit!" sagte der Major.

Ja, erwiederte Emilie, mit heimlichen Blikken; Onkel muß es aber der Mama sagen. Wenn ich es sage, so erlaubt sie es nicht. Und dann muß Onkel die Mama bitten, daß sie auch Karln mit nach Sollingen gehen läßt. Karl kommt zwar nicht mit, das weiß ich; aber desto leichter wird Mama erlauben, daß ich hin darf.

Der Onkel lächelte darüber, daß man über solcher Kleinigkeit so umständlich zu Werke gehen sollte; aber Emilie wußte wohl, was sie that, und erinnerte den Onkel noch einmal, ja zum Karln, und erst dann, wenn Mama Nein sagte, um sie zu bitten.

„Höre, Milchen," sagte der Major, „du gehst ja mit deiner Mutter um, wie mit deinem Feinde. Das ist nicht recht, mein Töchterchen! Hübsch gerade heraus mit deinen Eigenheiten."

„Lieber Onkel, mit Ihnen wollte ich immer gerade herausgehen, Ihnen wollte ich alles in der Welt sagen, alles, was mir die Hand anvertrauet; aber mit Mama ist das nicht. Machen Sie es anders, lieber Onkel, so komme ich nicht mit; und ich wollte doch so gern einmal zu Ihnen, weil ich Sie Alle in Solingen so lieb, ach! so herzlich lieb habe.

„Hast du? Nun, ich will es so machen, wie du sagst, liebes Milchen." Der Major hat seine Schwägerin, ihm Karln auf einen Monath mitzugeben. Sie wurde verlegen, und brauchte Entschuldigungsgründe, die augenscheinlich aus der Luft gegriffen waren; denn sie wußte nur allzu gut, daß Karl bei dem Major

nicht acht Tage lang in seiner heutigen Rolle bleiben könnte. Um nur los zu kommen, schlug sie von selbst Emilien vor, und die Kleine sagte ihr Ja in einem Tone, als ob ihr wenig an dieser Reise gelegen wäre.

Der Major dachte: „lieber Gott! ist es möglich, daß eine Mutter das Vertrauen ihres Kindes so verlieren kann?“ Emilie bekam von ihrer Mutter einige Verhaltungsregeln, und fuhr dann nach Sollingen. Die Bonne mußte zu Hause bleiben, so gern sie auch mitgereist wäre; denn die Frau von Halden traute ihr nicht. Emilie klatschte in die Händchen, so wie sie Moorberg nur im Rücken hatte, und sprang freudig in die Arme ihrer Tante, als sie in Sollingen aus dem Wagen stieg.

Seibold war sehr vergnügt, als er das Mädchen wiedersah, dem er, weil es mit solcher Begeisterung, mit solcher mädchenhaften, und doch so kindlichen Innigkeit an ihm hing, so nützlich seyn konnte. Der Major übergab ihm Emilien, mit der Bemerkung: „Sie haben einen Zug aus der Seele des Kindes wegzuschaffen, der mir gar nicht gefällt. Denken Sie nur! sie macht schon Cabalen gegen ihre Mutter.“ —

Das kommt von dem Romanenlesen ihrer Gouvernante, antwortete Seibold sehr ernsthaft; dadurch ist die Phantasie des Kindes in Bewegung gesetzt. Aber ich stehe Ihnen dafür, Herr Oberstwachtmeister, Emiliens Herz ist ohne Flecken. Doch heraus muß der Zug, da haben Sie Recht. Es wäre Schade, wenn nicht auch in dem Köpfchen der Kleinen die beste Ordnung wäre! Ich danke Gott, daß sie hier ist. Nun hoffe ich, die Romanenideen von Liebe, Treue und dergleichen wohl wieder wegzuschaffen.

Diese Versicherung gab Seibold mit der gutherzigsten Zuversicht. Was würde er aber gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß eben Er die Ursache von Emiliens Hierseyn war, daß eben Er eine so große Rolle in ihrem Köpfchen spielte! Er nahm sich vor, den Monath, den Emilie in Sollingen bleiben sollte, recht zu nützen, und sie war daher vom frühen Morgen bis in den späten Abend bei ihm. Ueber sie versäumte er sogar den Unterricht seines Hennig. Er ging mit ihr spazieren, suchte sie dabei auszuholen, und fand bald, daß die Romanenideen bei ihr tiefer und fester und in sich zusammenhangen-

der ſaßen, als er vorher dachte, und daß in ihrem Kopfe ſchon tauſend Begriffe waren, die er noch nicht darin vermuthete. Sie hatte die Bücher ihrer Bonne mit Begierde geleſen. Freilich gab ihre Unwiſſenheit in anderen Stükken und ihre Unſchuld allen ihren Vorſtellungen ein eigenes Colorit, ſo daß man dieſe leicht für Einfälle eines Kindes hätte halten können; aber ein ſo theilnehmender Beobachter wie Seibold mußte in dem Grunde ihrer Phantaſie die Wahrheit dennoch entdecken. Sie dahin zu bringen, daß ſie dieſe Gefühle und dunkeln Vorſtellungen vergäße, das war, wie Seibold bald merkte, unmöglich. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ihre Gefühle zu entwickeln, ihre dunkeln Vorſtellungen aufzuhellen, und ihr zu zeigen, daß es bloße Träume wären, deren Wirklichkeit ſie in der Welt nicht erwarten dürfte. Er that richtig, was geſchehen mußte, wenn dieſes ſchon in ſo jungen Jahren empfindende Herz nicht ſpät oder früh ein Raub der Sinnlichkeit werden ſollte; nur hätte es ein Anderer thun ſollen, und nicht Er, der ſelbſt der Gegenſtand dieſer dunklen Sehnſucht, dieſer Wünſche und Träumereien war. Er ſprach mit Emilien, und

weil diese Art von Unterredung es nothwendig machte, wie mit einem erwachsenen Mädchen. Diese Auszeichnung blieb von ihr nicht unbemerkt: sie fühlte sich durch Seibolds Vertrauen sehr geehrt, und gab sich nun alle Mühe, in diesem Verhältnisse mit ihm zu bleiben.

Um nun ja kein Kind mehr zu scheinen, that sie, als verstände sie Alles, was Seibold ihr sagte. Manches, was sie verstand, beantwortete sie, so gesetzt sie nur konnte; und das Andre ließ sie hingehen, ohne etwas zu erwiedern. Sie versprach, alles zu thun, was er von ihr verlangte, sich nach allem, was er sagte, zu richten, und dachte nicht einmal daran, es verstehen zu wollen. Es war ihr nur darum zu thun, ihm groß und verständig zu scheinen; und sie schien ihm wirklich so: das merkte sie an der zutraulichen Güte, mit der er sie behandelte. Er glaubte, Alles ganz vortrefflich gemacht zu haben, und gab ihr die Hand darauf, daß er immer ihr Freund, ihr Rathgeber seyn wollte.

Emilie war sehr zufrieden; sie fühlte sich nun mit Stolz über andre Kinder hinweg gehoben, da sie die Freundin eines Mannes, und eines edlen Mannes, war. Jetzt hängte

sie sich, selbst stärker als ihr Gefühl es ihr gebot, um Seibold, um ja seine Freundschaft durch Kälte nicht wieder zu verlieren. Sie hatte nun, als seine Freundin, einen ihr in der That fremden Charakter zu behaupten: den Charakter eines erwachsenen Mädchens; und sie hielt ihn mit vieler Ueberwindung.

So wenig auch Seibold dabei dachte, so hätte er dennoch kein Mensch seyn müssen, wenn ihm die kleine Emilie durch ihre innige, seelenvolle Anhänglichkeit nicht interessant geworden wäre. Was er für sie empfand, schien ihm eine reine väterliche Liebe zu seyn; aber in diese Liebe mischten sich zugleich ein seltsames, scheues, zartes Gefühl und eine Höflichkeit, die ihn hätten aufmerksam machen müssen, wenn er sich ihrer deutlich bewußt, und nicht so fröhlich leichtsinnig gewesen wäre.

Ein Blick von ihm, ein kleiner Wink mit den Augen, war hinlänglich, Emilien dahin zu bringen, daß sie ihre liebste Beschäftigung unterbrach, und nur auf ihn ihre ganze Aufmerksamkeit heftete. Verließ er das Zimmer, so ging auch sie einen Augenblick nachher hinaus, und suchte so lange, bis sie ihn gefunden hatte.

Weile Spazierengehen faßte sie seine Hände und ließ sie nicht los, der Weg möchte so lang werden, wie er wollte; und das alles machte sie, wenn der Major sie discurirte mit Delikatesse und Dankbarkeit.

Bester Onkel, sagte sie zu ihm, ich habe auf der Erde niemanden lieber, als den guten Gottlieben. Er ist mein Lehrer, mein Freund, mein Rathgeber; und wenn ich einmal gut werde; so habe ich es ihm zu verdanken.

Das fand der Major sehr liebenswürdig. Er küßte Emilien dafür, und sagte: „habe du ihn nur lieb; wir lieben ihn Alle. Und Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Mensch ist, wie Gottlieb!“ Niemand dachte daran, daß diese und ähnliche Aeußerungen Gift für das Herz des Mädchens seyn könnten. Sie erregten freilich Anfangs keinen eigentlichen Gedanken bei Emilien; aber sie schärften ihre Gefühle, aus denen zuletzt Gedanken, sogar Vorsätze und Entschlüsse würden. Ihre Tante sprach, wie schon erinnert worden ist, von nichts öfter und bitterer, als von dem Ahnenstolze, weil sie von dem so viel zu leiden hatte. Sie gab sich alle Mühe, Emiliens Herz gegen diesen so gewöhnlichen Fehler zu

sichern,

ſchern, und ging in ihrem Eifer wohl oft ein wenig zu weit. So erklärte ſie, zum Beiſpiel, die Mißheirathen für Beweiſe von Verſtand, von einem edlen, ſich über eleude Vorurtheile wegſetzenden Herzen; ſie ſprach davon ſo oft, bis ihre Schülerin begriff, was ſie meinte und was ſie andeuten wollte. Es war alſo natürlich, daß Emilien bei den Worten ihres Oheims: „Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Menſch iſt, wie Seibold!" jene Aeußerungen über Mißheirathen wieder einfielen, und daß der Gedanke: du könnteſt ja einmal Seibolds Frau werden! bei ihr ſo klar wurde, wie er in der Seele eines Kindes werden konnte. — Kurz, in Emiliens Bruſt ſetzte ſich der zarte Keim einer Liebe an, der um ſo ſchneller wuchs, da jedermann in Sollingen ihn recht abſichtlich zu pflegen ſchien.

Seibold war den ganzen Tag bei ihr, las ihr vor, unterrichtete ſie, lehrte ſie die Harfe ſpielen, hatte ſie dabei zwiſchen ſeinen Knieen vor ſich ſtehen, hielt ſie in ſeinen Armen, nahm ſie auf ſeinen Schooß, wenn ſie fleißig geweſen war, und küßte ſie, wenn ſie ihm mit Kinder-Unſchuld die Wange ſtreichelte. Er

gab ihr alle ihre Liebkosungen wieder, weil er nicht wußte, wie viel sie ihm gab. Der Onkel und die Tante neckten sie unaufhörlich mit ihrem lieben Seibold, den sie nie verließ, und gaben ihr den Rath, sich an ihn schmieden zu lassen, damit sie ihn immer behielte. Der kleine Hennig zankte sich mit ihr in Scherz darüber, daß sie ihm Seibolds Liebe und nun auch seinen Unterricht entzöge. Kurz, es ging Allen in der Sollingischen Familie, wie es tausend Müttern mit ihren Töchtern geht: sie wußten nicht, was sich in dem Herzen des Mädchens regte. Emilie hatte aufgehört ein Kind zu seyn, und man hielt sie noch immer dafür.

Auch in ihren Kenntnissen machte sie unglaubliche Fortschritte; denn Seibolds Liebkosungen waren ja der Preis ihres Fleißes. Sie schrieb Aufsätze, die Seibold der Majorin mit Erstaunen zeigte; man bewunderte Emiliens hohes Gefühl in diesen Aufsätzen, ohne nur einmal auf den Argwohn zu fallen, daß diese Begeisterung etwas Unnatürliches in ihrer Seele voraussetzte.

Der Monath war verlaufen. Der Major erhielt von der Mutter noch einen Monath,

dann wieder einen, und endlich ein ganzes Jahr. Er und alle Menschen im Hause wußten zuletzt nicht, wen sie mehr liebten: Emilien oder den kleinen Hennig; jeder aber wußte, daß Emilie nur Seibolden liebte: denn in der That schien sie allen Anderen nur deshalb freundlich zu begegnen, weil Seibold es wollte.

Seibold las mit ihr historische Schriften, vermied alle Dichter, und verbot ihr sogar, einen zu lesen. Emilie befolgte seinen Willen, so sehr es sie auch schmerzte, daß sie nicht genießen sollte, was ihr aus einigen von Hennig vorgelesenen Stücken, und aus der Erinnerung (denn ihre Gouvernante hatte schon Dichter mit ihr gelesen) so äußerst reitzend war. Aber was bedurfte ein Herz, in welchem die Liebe so mächtig aufwuchs, eines Dichters? Hennigs Styl blieb prosaisch, so viele Verse er auch las; und Alles, was Emilie schrieb, war Poesie, ob sie gleich nicht Einen Dichter in die Hand nahm. Seibold fürchtete den romantischen Schwung ihres Kopfes, dessen Ursache ihm verborgen blieb, und gab sich daher Mühe, ihren Charakter zu befestigen. Er suchte einen edlen Stolz in ihr zu erwecken, der das Leben wie eine Armseligkeit verachtet, und nur

die Erfüllung der Pflicht anerkennt; er erregte bei ihr allmählig tiefen Abscheu vor dem Gemusse der groben Sinnlichkeit; er stellte es ihr als das höchste Glück vor, Herr seiner selbst zu seyn, sich nicht von seinen Gefühlen, noch weniger von seiner Sinnlichkeit, von Schmerz und Freude, beherrschen zu lassen. Der weichlichen Schwärmerei in ihrer Seele suchte er ein Gegengewicht in der stolzesten Größe zu geben. Er las ihr die Geschichte der Arria, der Portia, aller großen Römerinnen und Griechinnen vor. Was diesen ihr Vaterland gewesen war, dazu machte er bei Emilien die Pflicht, die Tugend; und sie fing von diesem Tage an, kalt, einfach zu werden: freilich in Kleinigkeiten, in Kindereien; aber was sie übersehen konnte, nahm den neuen Charakter an, den Seibold ihr geben wollte. Sie putzte sich nicht mehr: denn sie dachte an die Mutter der Gracchen; sie weinte nicht mehr: denn die edelsten Römerinnen hatten im Unglück keine Thräne vergossen; sie bestrebte sich, einfach und kurz zu reden: denn auch die Spartanerinnen hatten das gethan.

Selbst dieser Stolz, diese Kälte, wurde eine

neue Flamme in ihrem Herzen, und so betrog sie Seibolden aufs neue. Sie war stolz geworden, um jedes Hinderniß ihrer Liebe zu verachten, erhaben über Schmerz und Freude, um ihrem Freunde treu zu bleiben, kalt gegen das Meiste, weil es nicht zu ihrer Liebe gehörte. Seibold erstaunte über die Gewalt, die das Mädchen über sich selbst hatte.

Endlich kam der Tag der Trennung, so lange er auch verzögert war. Schon drei Tage vorher war der Major sehr ängstlich, weil er sich vor den Klagen des Mädchens fürchtete. „Gieb Acht," sagte er zu Hannchen, „es geht nicht gut, wenn Emilie von dem Seibold weg soll!" Der Morgen war da. Emilie kam mit verweinten Augen und bleich zum Vorschein. Seibold faßte ihre Hand, und sagte: es thut dir weh, Emilie, daß du uns verlassen sollst; aber es ist deine Pflicht. Mehr habe ich dir nicht zu sagen. — Emilie sah ihn starr an, und ihre Thräne stand. Sie sprach ernst, aber doch freundlich, mit ihrem Oheim. Als der Wagen vor das Haus fuhr, brach einige Male ein weinender Ton durch ihre Worte; und dennoch hielt sie sich wieder. Adieu! rief sie auf einmal, sprang die

Treppe hinunter in den Wagen, und rief dem Kutscher zu: fort! geschwind!

Alle im Zimmer sahen einander mit großen Augen an, und der Major sagte: „wahrhaftig! Seibold, Sie haben das Mädchen zu einem Manne gemacht, ohne an ihrer Seele etwas zu verderben.“ Seibold hatte sich an Emilien so gewöhnt, daß er die ersten Tage nach ihrer Abreise ganz zerstreuet und wie verlassen umher ging. Wenn der Major neckend zu Hannchen sagte: „er ist eben so verliebt in Emilien, wie sie in ihn;“ so antwortete Seibold: ja, Herr Oberstwachtmeister, ich habe nie einen Menschen so zärtlich geliebt, wie dieses Kind; aber Sie glauben auch nicht, welch eine große Seele in unsrer Emilie wohnt.

Frau von Halden hatte ihre Tochter nun seit einem Jahre nicht gesehen; denn sie kam nicht nach Sollingen, unter dem Vorwande, daß sie das Fahren nicht vertragen könnte, doch eigentlich, um die ehemalige Kammerjungfer nicht Frau Schwägerin nennen zu dürfen. Emilie war nun vierzehn Jahre alt; man hätte sie aber für funfzehnjährig angesehen: so ausgebildet waren jetzt alle ihre Züge. Die Mutter

erſtaunte, als ſie Emilien wiederſah, deren Gang etwas Edles, deren Stellung etwas Großes, und deren Geſicht etwas Stolzes bekommen hatte. Ihr war vor dem erſten Anblick ihrer Tochter ſehr bange geweſen. Nun ſollſt du ſehen, ſagte ſie in den letzten Tagen vor der Ankunft zu ihrem Manne, welch ein Bauermädchen die Emilie ſeyn wird! Zwei Jahre lang werde ich an ihr zu predigen haben, ehe man es ihr wieder anſieht, daß ſie keine Paſtoren-Tochter oder noch etwas Gemeineres iſt! — So hatte ſie geklagt; und nun trat Emilie ſo edel in das Zimmer. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, und ſagte: Ih! willkommen, liebes Mädchen! Mein Gott, Herzens-Kind, du biſt ja wahrhaftig ſo ſchön geworden, wie die Venus. Ei, mein Himmel! welch einen Gang hat das Mädchen! wahrhaftig, wie eine Königin! Hat denn der Schwager einen Tanzmeiſter da gehabt? Dreh dich doch einmal um! Aber, lieber Mann, ſo ſieh doch her! du biſt ja Vater! — Wahrhaftig, fliſterte ſie halb laut; das Mädchen iſt ein wahrer Engel! — Aber Emilie! deine Hände! Hat dir denn der Geitzhals, hätte ich bald ge-

ſagt, der Onkel, nicht einmal Handſchuhe gehalten? Herr Gott, deine Arme ſind ja braun von Sonnenbrand! Das dacht' ich wohl! Aber wie vollſtändig das Mädchen geworden iſt! Wahrhaftig Milchen, nun muß ich bald aufs Brautbett denken.

So zufrieden die Mutter Anfangs auch geweſen war, ſo unzufrieden wurde ſie nachher, als ſie Emilien näher beobachtete. In das Mädcher war der Geiſt des Widerſpruches gefahren, und eines ſehr wunderlichen, mit dem ſie nichts anzufangen wußte, der ſie erbitterte, und doch zugleich furchtſam machte. Emilie verwarf z. B. gewiſſe Kleidungsſtücke, und trug ſie nicht. Fragte die Mutter: warum; ſo gab Emilie den Grund davon ſehr ruhig an. Nun ſchalt die Mutter, nach ihrer Gewohnheit, und behauptete: man müſſe es machen wie Andre; Mode ſey Mode. Während die Mutter ſo ſprach, änderte Emilie mit großer Ruhe das Kleidungsſtück, von welchem die Rede war, nach ihrem Willen. Ihre Mutter fuhr auf, und Emilie ſagte mit der größten Gelaſſenheit: „ich will gern gehorchen, liebe Mutter, ſobald Sie nur einen einzigen Grund

anführen, warum Sie es so haben wollen; denn daß es Mode ist, gilt mir für keinen Grund. Auch das, was ich trage, ist Mode; und von zwei Moden wähle ich immer die bescheidenste und einfachste. — Dabei blieb es; denn zu einem Zanke ließ es Emiliens Kälte nicht kommen.

Eben so ging es mit dem Bruder Karl. Dieser junge Mensch hatte gegen jedermann, selbst gegen Vater und Mutter, einen befehlenden Ton angenommen; aber Emilie wagte es, ihm nicht zu gehorchen. Ohne sich mit ihm in einen Streit einzulassen, sah sie ihn, wenn er den Herrn mit ihr spielen wollte, nur scharf an, und sagte ruhig: „du willst das; ich aber will das nicht!" Am unbegreiflichsten war Karln dabei, daß sie ihm Gefälligkeiten erwies, die er gar nicht erwarten konnte, und oft zu einer Zeit, wo er sie sehr unhöflich behandelt hatte. Kurz, Emilie war ein seltsames Geschöpf, mit dem alle anderen Menschen im Hause sehr gut fertig werden konnten, nur die Mutter und der Bruder nicht. Die Mutter klagte ihrem Manne: sieh, da hat dein Bruder wieder eins von seinen edlen Stückchen

gemacht! Emilien gegen mich und Karln aufgehetzt! Das iſt dein edler Bruder! Ein Teufel zwiſchen Eltern und Kindern!

Kam das Geſpräch in Emiliens Gegenwart auf den Oheim und den Bruder Hennig, ſo ließ ſie ihre Mutter ſagen, was ſie wollte; miſchte ſich aber ihr Bruder hinein, ſo ſah ſie ihm ernſt und ſcharf in das Geſicht. Schwieg er dann nicht bald, ſo ſagte ſie: „Karl, du biſt ein armſeliger Menſch. Eine einzige von den Tugenden des Onkels oder des Bruders würde dich ſchon achtenswerth machen.“ Dann fuhr Karl auf, und Emilie, wenn man ſie zu Worte kommen ließ, fing an ihre Behauptung mit vielem Feuer zu erweiſen, ohne auf ſeine Schmähungen und Sticheleien etwas zu erwiedern.

Das Seltſamſte bei der Sache war, daß die Mutter, ſo ſehr auch Emiliens Betragen ſie verdroß, es doch nicht wagte, ſie hart zu behandeln. Sie hob in einem ſolchen Zanke zwiſchen Emilien und Karln wohl einmal die Hand auf, und rief heftig: Emilie! — Emilie aber ſah ſie ruhig, doch ehrerbietig, an, und ſagte: „ich bitte Sie, Mutter, behandeln Sie

mich nicht so! Ich sage meine Meinung; wie Karl die seinige. Ihre Liebe zu ihm kann ihr unmöglich berechtigen, mir zu befehlen, daß ich schweigen soll." Frau von Halden erröthete halb vor Zorn, halb vor Scham, ließ die Hand sinken, die sie schon aufgehoben hatte, hustete verlegen, und brach das Gespräch auf einmal ab. Der Vater schwieg, ob er gleich immer Emilien den Sieg wünschte, und die Familie saß dann einige Minuten unruhig und stumm neben einander.

Nach einer solchen Scene war indeß die Mutter immer bald wieder versöhnt, da ihre Eitelkeit durch Emilien so süße Opfer bekam. Hatte man Gesellschaft in Moorberg, und Emilie trat in das Zimmer, so erröthete die Mutter vor Verdruß über die einfache, prunklose Kleidung ihrer Tochter; allein nach einer halben Stunde war aller Verdruß verschwunden. Emilie gerieth bald in ein Gespräch mit irgend einem aus der Gesellschaft, der dann mit Aufmerksamkeit vor dem holden, schönen Mädchen stand, und ihr mit sichtbarer Ehrerbietung zuhörte. Sie sprach nur von alltäglichen Dingen: von der Natur, von den Armen im Dorfe, von der

letzten Feuersbrunst, von einem Unglücklichen, von ihrem Oheim, ihrer Tante, ihrem Bruder, und dem alten Hennig; aber welcher Mann hätte von diesem Lächeln, von diesem seelenvollen Blicke, von diesem schönen Mitleiden, von diesem himmlischen Entzücken ein Auge verwenden können!

Wenn die Mutter eine solche Unterredung bemerkte, so näherte sie sich mit großer Freundlichkeit, und horchte von der Seite auf jedes Wort, das Emilie sagte. Der Inhalt gefiel ihr nicht immer; doch sie vergaß das über die ehrerbietigen Antworten des Fremden. Hörte endlich das Gespräch auf, so trat sie zu dem letzteren, und fing an: Sie haben ja recht viel mit meiner Emilie geplaudert. Ich bedaure es, wenn Ihnen das Mädchen lange Weile gemacht haben sollte. Die Antwort des Fremden war dann für sie ein köstlicher Weihrauch, den sie mit langen Zügen in sich sog. Ihre Blicke begleiteten Emilien unaufhörlich, so lange die Gesellschaft da war; sie bewunderte die Sicherheit, mit der ihre Tochter sich überall zu betragen wußte, und ärgerte sich nur dann über sie, wenn irgend ein Anderer, oder gar ein

Mädchen, das große Wort nahm, weil Emilie dann sogleich schwieg, und auch nicht einmal eine höhnische Miene machte.

Französisch sprach Emilie nie, wenn sie es anders vermeiden konnte, so viele Fertigkeit sie auch in dieser Sprache hatte, und so oft auch ihre Mutter ihr Gelegenheit gab, dadurch zu glänzen. Um sie zu zwingen, wurde oft ein armer Franzose aus der Nachbarschaft eingeladen; denn nur mit dem unterhielt sich Emilie Französisch, weil er das Deutsche sehr elend sprach.

Eben so wollte Emilie in Gesellschaft nie die Harfe spielen, die sie noch immer mit großer Begeisterung übte; und wurde sie ja einmal durch das Bitten der ganzen Gesellschaft dazu gezwungen, so spielte sie gewiß schlechter als sonst, und wußte dann das Gespräch so geschickt auf etwas Anderes zu bringen, daß man die Harfe bald wieder vergaß.

Dieses Verhalten hätte ihr Selbold empfohlen, dessen Rath sie auf das sorgfältigste befolgte. Sie stand in einem Briefwechsel mit ihrem Freunde, und erzählte ihm alles, ihr Betragen, ihre Gedanken, ihre Empfindungen. So ungern Selbold auch Briefe schrieb, so

ließ er doch keinen von Emilien unbeantwortet. Er hielt es für seine Pflicht, sich des lieben Mädchens auch jetzt noch anzunehmen, und gab ihr Verhaltungsregeln über ihr Betragen gegen ihre Mutter, gegen ihren Bruder, und selbst gegen ihre Bonne. Diese nahm Emilien nach der Trennung von einem Jahre mit unbeschreiblicher Liebe wieder auf; aber auch sie fand ihre Schülerin gänzlich verändert. Das natürliche Vertrauen, das Emilie sonst gegen sie geäußert hatte, wurde in eine andere Form gegossen: es war mehr das Vertrauen einer Schwester, einer Freundin. Emilie schlug es ihrer Bonne ein für allemal ab, wieder Romane mit ihr zu lesen; doch die Träumereien der schwermüthigen Erzieherin, die sie anzuhören nicht umhin konnte, waren eben so schlimm, und vielleicht noch schlimmer, als die Romane, die sie ehemals zusammen gelesen hatten.

Emilie erzählte Seibolden freilich auch ihre Unterredungen mit der Bonne; doch verschwieg sie einen kleinen Umstand dabei: ihr Wohlgefallen an den Erzählungen derselben. Dagegen wiederhohlte sie alles das, was Seibold über diesen Punkt gesagt hatte, so natürlich, daß

er ſehr kühlig wurde. Selbſt Emilie wußte nicht, daß ſie ihren Lehrer betrog.

Die heimlichen Zuſammenkünfte fingen jetzt aufs neue an. Emilie hatte Selbolden ſo viel zu ſagen, was ſich ihrer Meinung nach gar nicht ſchreiben ließ; und er konnte alſo nicht umhin, ſie von Zeit zu Zeit auf eine Stunde zu beſuchen. Kam er, ſo war ihr Herz ſo voll, daß ſie vor Freude jedes Mal vergaß, was ſie fragen wollte, und ihn um einen neuen Beſuch bat, damit ſie ſich erſt wieder erinnern könnte.

Selbold hätte merken müſſen, daß die Empfindungen des Mädchens mehr als Freundſchaft waren, wenn er ein ſinnlicher Menſch geweſen wäre. Emilie hatte jedes Mal, wenn er kam, ſchon eine Stunde auf ihn gehofft; ſie flog ihm mit lautem Freudengeſchrei entgegen, und war ſo unbeſchreiblich zärtlich, ſo innig bewegt, ſo unruhig! Er fing ſogar ſchon an, ähnliche Empfindungen zu haben, wenn er das Mädchen erblickte; aber dieſe Liebe war auf einem ſo ſeltſamen Boden gewachſen, daß vielleicht auch größere Kenner, als der fröhliche Selbold, der die einzelnen Verhältniſſe ſo oft überſah, ſich hätten täuſchen laſſen.

Emilie war noch immer ein Kind; wie konnte Seibolden auch nur träumen, daß ſie ihm gefährlich wäre! Sie war reich, und von Adel; dieſer Gedanke betrug ihn, wenn er über die Art ſeiner Empfindung nachdachte. Wäre Emilie von ſeinem Stande geweſen, ſo würde ihm wahrſcheinlich doch einmal der Gedanke eingefallen ſeyn, vielleicht in der Zukunft durch den Beſitz dieſes Mädchens glücklich zu werden. Schon dieſer Gedanke allein wäre dann hinlänglich geweſen, ihm die Stärke ſeiner Neigung zu Emilien zu zeigen; allein in ſeinen Verhältniſſe konnte er ihn nie haben, und ſo blieb ihm die Art ſeiner Empfindung immer unbekannt.

Er war ein Enthuſiaſt in der Freundſchaft, und hier fand er ein Herz, das ſich dem ſeinigen gänzlich hingab. Emilie ihrer Seits konnte gar nichts thun, ihren Freund mit ſeinen geheimen Empfindungen bekannt zu machen. Mit Hülfe ihrer Romane hätte ſie freilich bald wiſſen können, daß ſie mehr als Freundſchaft für Seibold fühlte; allein er ſpottete über die Liebe, erklärte ſie für verſteckte Sinnlichkeit, und hatte ſeine Schülerin wohl hundertmal vor dieſer Leidenſchaft gewarnt. Um ihrem

geliebten

geliebten Lehrer gefällig zu seyn, sprach sie wie er, nannte ihre Liebe zu ihm Dankbarkeit, Achtung, und glaubte ganz ehrlich, daß es nichts anders wäre. Da sie sich in dem Besitze ihres Freundes glücklich fühlte, so kümmerte es sie nicht, unter welchem Nahmen sie ihn besaß.

So wuchs diese Liebe, allen Menschen unbekannt; und nach und nach wurden durch sie die Herzen der beiden Liebenden so fest umschlungen, daß keine Gewalt sie wieder trennen konnte, ohne sie zu zerreißen. Vielleicht würden aber Zeit und Entfernung diese so seltsam entstandene Leidenschaft dennoch wieder zerstört haben, wenn nicht die Mutter selbst, ohne es zu wollen, der Tochter das süße Gift in dem schönsten Gefäße gegeben hätte.

Der alte Franzose lobte Emiliens Kenntniß der Französischen Sprache. Mais, gnädige Frau, sagte er in gebrochenem Deutsch, maken Sie lesen an Ihr' aimable Tokter niks als Französisch. Es ihr fehl niks par dieu, als su vergeß totalement der Deutsch. Ihr Styl er is su sehr kalt, trop diffus, nik genuk animé. Attendez! sie muß lesen die besten auteurs françois, et au nom du ciel rien de sé-

rieux, etwas, wodurk ſie ſik forme für den sentiment. Ik komm ßu erhalten ein Buk. A la verité is der auteur kein François de naissance, aber würdik geboren ßu ſeyn à Paris. C'est la nouvelle Heloise. Maken Sie lern den Buk par coeur an Mademoiselle Emélie. Paris davon is enchanté. Quel style! Er surpasse all idée, all imagination. Ik es hab' erhalten von Bâle. C'est adorable, delicieux. Mademoiselle, it geh es Ihnen ßu ſchick. Sie werden ſeh, wie viel der Buk is ſchön! über all' expression!

„Was iſt es denn für ein Buch?" fragte Emilie.

Un Roman, ma charmante Déesse: lettres de deux amans. O, Sie haben niemal geleſ' etwas Kleiches.

„Und werde es nicht leſen. Man hat mich vor dieſer Lektüre gewarnt; ſie iſt ein verderbendes Gift."

Gift? poison? Quel pédant Ihnen hat geſak das? Ik Ihnen ſak, es hat kein Buk auf der Erde, das formir mehr den Styl als dies. Sie müſſ es leſen; Sie müſſ davon maken die lecture an Ihre Frau Mutter.

Das sollst du, Emilie, sagte die Frau von Halden, die freilich nicht viel Französisch mehr wußte. Ich brauche eben so gut noch Forthülfe in der Sprache. Man vergißt auf dem Lande alles. Schicken Sie es nur.

Der Franzose schickte es; aber Emilie dachte an Seibold, und war durchaus nicht zum Vorlesen zu bringen. So sollst du es wenigstens anhören, sagte die Mutter aufgebracht, und ließ die Bonne rufen. Da setze dich hin, Emilie! Lesen Sie, Mamsell! Und Karl, gieb auch du Acht.

Die Bonne fing mit zitternder Stimme an, Emilie dachte: ich kann ja zuhören oder nicht. Wirklich überhörte sie auch die ersten Perioden; aber bald machte Einiges sie aufmerksam. Bey der Stelle im ersten Briefe: J'ose me flatter quelquefois que le ciel a mis une conformité secrette entre nos affections, ainsi qu'entre nos goûts . . . Nous avons des manières uniformes de sentir et de voir; et pourquoi n'oserois-je imaginer dans nos coeurs ce même concert que j'apperçois dans nos jugemens*)? glaubte Emilie, Sei-

*) Ich schmeichle mir zuweilen mit dem Gedanken, daß eine geheime Aehnlichkeit unserer Empfin-

bolden ſprechen zu hören. — Die Bonne las weiter:

Quelquefois nos yeux se rencontrent; quelques soupirs nos echappent en même temps; quelques larmes furtives . . . ô Julie! si cet accord venoit de plus loin . . . si le ciel nous avoit destinés . . .*)! Emilie horchte mit ſtiller Aufmerkſamkeit, und ſeufzte. Der Brief fing an, Seibolden und ſein Betragen gegen ſie, wenn er bei ihr war, ſo genau zu beſchreiben, daß ſie in große Bewegung gerieth. Der zweite und dritte Brief ſetzte ſie in noch größere Bewegung. Es war ihr, als ob Seibold an ſie ſchriebe. Die Illuſion wurde ſo ſtark, daß ſie aufſtehen wollte, um ihre Theilnahme zu verbergen; die Mutter befahl ihr aber, ſitzen zu bleiben. Die Bonne las weiter. Emilie, die kaum zuzuhören ſchien, ver-

dungen, unſerer Neigungen, unſers Geſchmackes da iſt. Wir denken, wir ſehen auf Eine Weiſe. Ach, laſſen Sie mir den Gedanken, daß auch unſere Herzen ähnlich fühlen.

*) Zuweilen begegnen ſich unſere Blicke. Sie ſeufzen, wenn ich ſeufze; eine verſtohlne Thräne in Ihrem Auge — Ach, Julie, wenn der Himmel uns für einander beſtimmt hätte!

schlang alle Worte; und jedes entzündete ein neues Gefühl in ihrem Herzen, ein neues Licht in ihren Ideen. Als die Mutter anfing lange Weile zu bekommen, und das Vorlesen aufhören mußte, ging Emilie schweigend mit der Bonne auf ihr Zimmer; und jetzt fühlte sie zum ersten Male bestimmt, daß Sie Seibolden liebte, wie Julie ihren Lehrer.

Sie stand am Fenster, und sah durch die Scheiben. Die Bonne fragte: was ist Ihnen? und Emilie antwortete in einem weinenden Tone; puissances du ciel! j'avois une ame pour la douleur, donnez-m'en une pour la felicité*)! Mit diesem Ausrufe warf sie sich heftig um den Hals ihrer Bonne, doch ohne sich zu erklären.

Am folgenden Abend las die Bonne weiter. Bei dem elften Briefe sagte Karl: wenn das meine Schwester wäre, so sperrte ich sie ein; und den albernen Menschen von Liebhaber ließ' ich mit Hunden aus dem Hause hetzen.

„O, du elender Mensch!" sagte Emilie. Sie sprang auf, und setzte sich in dem Augenblicke

*) Mächte des Himmels! ich hatte eine Seele für den Schmerz; gebt mir auch eine für die Freude!

wieder. Die Mutter nahm Karls Parthei, Emilie vertheidigte Julien mit Hitze; und dennoch ließ die thörichte Mutter weiter lesen, nachdem sie Emilien eine Närrin gescholten hatte.

Bei der Stelle: c'est pour cela, qu'on a dit que l'amour faisoit des Héros*)! schlug Karl ein lautes Gelächter auf. Schnell sah die Mutter Emilien an. Diese schwieg mit einem stolzen, verachtenden Blicke; sie fühlte, welche Stärke sie durch ihre Liebe, ohne sie zu kennen, schon bekommen hatte. Nun, sagte die Mutter, was das auch für Zeug ist!

Emilie konnte nicht länger schweigen. „Man muß," sagte sie, „wenigstens ein Mensch seyn, um durch etwas ein Held zu werden. Karl wird nie einer, durch nichts, durch gar nichts." — Durch die Liebe wahrhaftig nicht, antwortete Karl mit einem noch lauteren Gelächter; ich wüßte auch nicht, wie das zugehen sollte. — „Ich aber fühle, wie es zugeht!" antwortete Emilie; und die thörichte Mutter ließ weiter lesen.

Bei dem vierzehnten Briefe sagte Karl: mein Gott, welch ein lächerlicher Lärmen um

*) Daher hat man gesagt: die Liebe macht Helden.

einen Kuß! — Emilie ließ das Köpfchen auf den Busen sinken, ohne ein Wort zu erwiedern. Sie hörte nach diesem verführerischen Briefe nicht mehr recht zu, versank in tiefe Träumereien, und seufzte laut; aber dennoch ließ die Mutter weiter lesen, sogar bis zu dem drei und funfzigsten Briefe. Nein, sagte sie; das wird doch allzu arg! Wie kann der Franzose mir und Emilien ein solches Buch empfehlen! Ja, Emilie, machtest du mir solche Dinge, ich wüßte nicht, was ich thäte! Die Julie ist ein liederliches Mädchen, trotz ihrem schönen Geschwätze. — So sprach die Mutter eine Zeitlang fort, um den Eindruck in Emiliens Phantasie wieder zu vertilgen; aber es war schon Gift in des Mädchens Herzen, obgleich ein andres, als die Mutter dachte. Emilie war nun mit allen ihren Empfindungen im Hellen; sie wußte, daß sie Seibolden liebte, und zweifelte nicht, daß sie von ihm wieder geliebt würde. Hätte Seibold nur eine Ahnung von dem gehabt, was mit seiner Schülerin vorging, so würde er jeder Zeile in ihrem nächsten Briefe die Leidenschaft angesehen haben, womit er geschrieben war. Sie hütete sich wohl, das Wort Liebe zu brauchen,

und ſchrieb anſtatt deſſen: Freundſchaft, Uebereinſtimmung der Seelen; aber Alles war ſo feurig geſagt, daß ſelbſt Seibold den Kopf ein wenig dabei ſchüttelte, und, als er dem Major den Brief vorlas, die Bemerkung machte: das Mädchen miſcht doch überall ihr Herz mit in's Spiel!

Der Major erwiederte: „wenn es nur nicht Heuchelei iſt, lieber Seibold! Die Worte ſind gar zu hübſch geſetzt, und ſo viel Ach und Weh, hätte ich bald geſagt, dazwiſchen, daß man denken ſollte, ſie nähme auf immer von Ihnen Abſchied.“ — Heuchelei iſt es gewiß nicht, behauptete Seibold mit einer Art von Hitze. — „Nun, ſo muß ſie einmal dem Bruder Toffel über die Weinflaſche gekommen ſeyn; denn ſo ſchreibt kein Menſch bei kaltem Blute.“

Der Major traf beinahe die Wahrheit. Wäre er mit einer anderen Liebe als der ſeinigen, die eben nicht viel hatte ſeufzen dürfen, bekannt geweſen, ſo würde er Seibolden das Geheimniß verrathen haben; doch jetzt blieb es bei dieſen wenigen Worten.

Als Seibold Emilien das nächſte Mal beſuchte, empfing ſie ihn mit einer unruhigen,

blöden Heftigkeit, mit einer zärtlichen Zurückhaltung. Er hätte wenigstens jetzt merken sollen, daß es nicht mehr war wie ehedem, wo sie ihm lachend in die Arme hüpfte und ihn küßte. Als er sie heute, wie er gewohnt war, in seine Arme nahm, erröthete sie, und ihr Busen klopfte stärker. Theils fühlte sie, was Saint-Preux bei dem ersten Kusse seiner Geliebten empfand; Theils überredete sie sich, alle die Empfindungen zu haben, welche Rousseau beschreibt, und bekam sie nach und nach wirklich.

Sie war die ganze Stunde über, welche Selbold bei ihr blieb, so heftig, so in sich versunken, so mit sich beschäftigt, und dennoch so zärtlich, daß sie ihrem Freunde ihre Leidenschaft mittheilte. Selbold empfand jetzt zum ersten Male, daß er ein Mädchen im Arme hielt. Er fühlte sich bewegt, ohne zu wissen, warum. Das alte Vertrauen erstarb mitten unter Emiliens Liebkosungen; in dessen Stelle trat eine gewisse Scheu, mit Achtung gemischt, und das „Du" wollte nicht mehr von seinen Lippen. Nie hatte er weniger, nie schlechter mit Emilien gesprochen, als heute, und nie war ihm die Zeit schneller vergangen. Das Mädchen kam ihm jetzt schö-

ner vor als ſonſt, ihre Figur ſchlanker, edler, lieblicher, ihr Arm runder. Er ſagte ſich ſelbſt heimlich zum erſten Male: es iſt ein ſchönes Mädchen!

Schon die kleinſte Hoffnung, die fernſte Ausſicht, Emilien einmal die Seinige nennen zu dürfen, würde ihn bald über das, was in ihm vorging, belehrt haben; aber ihr Geburtsrang ließ ihn nicht zur Entwickelung ſeiner Gefühle kommen. Zwar verträumte er die eine Hälfte des Weges nach Sollingen, und fühlte ein gewiſſes Verlangen, eine gewiſſe Sehnſucht nach Emilien; aber auf der andern kam er nach und nach wieder in ſeine gute Laune.

Emilie ihrer Seits kehrte mit dem brennenden Pfeile im Herzen zurück; ſie nahm die Heloiſe, die noch auf dem Tiſche ihrer Mutter lag, und las auf ihrem Zimmer den erſten Band zu Ende. Das Buch that die größte Wirkung auf ihr Herz; und nicht lange, ſo brannte ihre Liebe zu Seibold in hellen Flammen. Zu gleicher Zeit fühlte ſie, daß ſie entſchloſſener ſey, und für den Beſitz ihres Geliebten mehr thun könne, als Julie. Sie faßte den Entſchluß, nie die Gattin eines andern

Mannes zu werden, als Seibolds, und zwar mit der ganzen eigensinnigen Festigkeit, deren sie bei ihrer Mutter so sehr bedurfte.

Juliens Lage war der ihrigen so auffallend ähnlich, daß sie die glühenden Briefe beinahe Seite für Seite auf sich und Seibold anwenden konnte. Auch sogar eine Claire war da, sobald Emilie nur wollte: die Bonne. Es fehlte an dem ganzen Romane, der schon in des Mädchens Kopfe lag, weiter nichts, als ein Brief, worin Seibold ihr seine Liebe entdeckte; doch auf den wartete sie noch immer vergebens. Sie hatte schon vorher geglaubt, daß Seibold sie liebe; aber seit dem letzten Besuche konnte sie nun gar nicht mehr daran zweifeln: denn warum wäre er sonst so stumm, so in sich gekehrt gewesen? warum hätte er sie so verstohlen, so heimlich zärtlich angeblickt? Er liebt mich, sagte sie vor sich allein; ja, er liebt mich! Und bald wird die schöne Stunde kommen, da ich eben so glühende Briefe von ihm in den Händen habe, wie Julie sie von ihrem Geliebten erhielt. — Ihre Erwartung war so zuversichtlich, daß sie den nächsten Brief von Seibold mit einem geheimen Beben erbrach.

Sie las ihn mit fliegenden Blicken, und — schlug ihn innig betrübt, empfindlich sogar, wieder zusammen; denn er enthielt nichts als die Beschreibung von einem Familienfeste, das man in Sollingen an Hennigs Geburtstage gefeiert, und einige moralische Bemerkungen über Geburtstage, in denen Seibold sich ganz seiner guten Laune überlassen hatte. Sie studierte bald nachher den Brief recht emsig durch, um irgend eine Wendung zu finden, die seine Liebe verriethe. In der That fand sie Liebe genug darin, aber nicht die, welche sie wollte. Seibold nannte sie: meine Tochter. Sie hatte sonst das Wort mit Freude von ihm gehört; doch jetzt war es ihr zuwider. „Meine Freundin," sagte er zwar auch, aber in einer so scherzhaften Wendung, daß da sogar die Worte „meine Geliebte" ohne alle Bedeutung geblieben wären.

Jetzt weinte das funfzehnjährige Mädchen die erste Thräne des süßesten Unglücks; und doch fand sie endlich das Mittel, den Faden ihrer schönen Romanenträume, den der kalte Brief zerrissen hatte, wieder anzuspinnen. „Der Brief," dachte sie, „ist kälter, als irgend einer, den er mir je geschrieben hat. Warum kälter? Ist das

nicht Verſtellung? Hält ihn nicht vielleicht mein Stand zurück? Fürchtet er ſich vielleicht, mich unglücklich zu machen? Denn — habe ich nicht ſeine Liebe in ſeinen Augen geleſen?" Sie verſank in ihre Phantaſieen, überredete ſich bald, Seibold handle aus edlem Stolze ſo, und hängte ſich deshalb nur noch feſter an ihn. Jetzt ſah ſie ſchönen Tagen entgegen: dem herrlichen Schauſpiel eines Kampfes zwiſchen ſeinem Edelmuth und ſeiner Liebe. Sie freuete ſich auf den Augenblick, da er, von dieſer mächtigen Leidenſchaft überwältigt, ihr zu Füßen ſinken würde.

Seibold kam, faſt gegen ihre Erwartung, zu der beſtimmten Zeit, und ging mit ſeinem frohen, argloſen Geſichte auf ſie zu. Sie flog ihm mit ihrer leidenſchaftlichen Herzlichkeit entgegen. Nach einer halben Stunde, in der ſie wegen ſeiner unbefangenen Fröhlichkeit ſogar ein wenig mit ihm gemault hatte, wurde er wieder unruhig, nachdenkend, wortarm. Schon ſtieg der Triumph der Liebe in ihr Auge; aber Seibold nahm Abſchied, nannte ſie wieder „ſeine liebe Tochter," und verließ ſie, ohne ſich nur mit einem Worte verrathen zu haben.

Sie ging, mit Kopfſchütteln über ſeine Hart-

nächtigkeit, nach Hauſe. Zwar machte ſeine Unruhe ſie gewiß, daß er ſie liebte; aber — ein junges Herz iſt ungeduldig. Sie wollte den Geliebten zu ihren Füßen ſehen, ſeine Marter, ſeinen Kampf endigen, und an ſeiner Bruſt die ſüßen Worte: ich liebe dich! hören und ſagen: Tauſend Gründe geboten ihr, der Sache ein Ende zu machen. Sie ſetzte ſich nieder, ihm zu ſchreiben, und nahm mit der Kühnheit einer glühenden Phantaſie die Feder; aber ſchon den erſten Zug ihrer Hand führte die jungfräuliche Scham, die züchtige Furchtſamkeit. Der Brief wurde kälter, als irgend einer von allen, die ſie ihm je geſchrieben; und dennoch glüheten ihre Wangen bei den undeutlichen Winken, die ſie ihm von ihrer Liebe gegeben hatte. Sie zerriß den Brief, und warf jetzt ſogar einen Blick auf die Schwierigkeiten, die ihrer Liebe entgegen ſtanden.

Ein Gedanke an ihre ſtolze Familie blieb nicht ganz ohne Wirkung in ihrem Herzen. Seibold hatte zu oft mit ihr von den Pflichten, die ſie ihren Eltern ſchuldig ſey, geſprochen. Emilie, ſagte er, deine Mutter haßt dich nicht, wie ſie Hennigen haßt; ſie liebt dich nur nicht

ſo herzlich, wie Karln: doch bei dem allen mehr, als du je mit dem pünktlichſten Gehorſam, mit der größten Dankbarkeit verdienen kannſt. Suche ihr Herz durch Gehorſam und Geduld zu gewinnen. Ehre ihre Partheilichkeit, und zeige ihr, daß du wenigſtens ihre Liebe gern verdienen möchteſt, und daß es nicht an dir liegt, wenn du ſie nicht haſt.

Daran erinnerte ſich Emilie; und nun fing ſie wenigſtens an zu zweifeln, ob ſie gleich Entſchuldigungsgründe genug zu haben glaubte. Sie beſchloß am Ende, unthätig zu bleiben und die Sache dem Zufalle zu überlaſſen. Das thut ja der Menſch faſt immer, wenn er vermuthet, daß der Zufall ihn begünſtigen werde.

Emilie fand auf dieſe Art ihr Gewiſſen beruhigt, warf die Feder weg, nahm ſich vor, Seibolds Erklärung ruhig abzuwarten, und hoffte, dennoch bald an das gewünſchte Ziel zu kommen. Als Seibold ſie das nächſte Mal wieder beſuchte, wachte ſie über ſich, und wurde dadurch kalt, ſelbſt kälter, als ſie ſeyn wollte. Er war und blieb heiter, ſcherzte und lachte eine Stunde lang, und kehrte dann zurück, ohne ihre Hoffnung erfüllt zu haben. Emilie

ging tiefsinnig nach Hause. Jetzt dachte sie zum ersten Male ernstlich: wie, wenn Seibold mich nicht liebte! Wenn das bei ihm weiter nichts als Freundschaft und väterliches Wohlwollen wäre! Sie sann über Seibolds Betragen nach. Könnte die Unruhe, die er gezeigt hatte, nicht bloß durch ihre Heftigkeit veranlaßt worden seyn? Hatte er nicht so oft erklärt, daß er die Leidenschaft der Liebe verachte? Ihr ganzes Glück stürzte bei diesen Vorstellungen zusammen. Sie sank von dem so süßen Stolze, die Geliebte des edlen Seibold zu seyn, auf einmal zu der Beschämung hinab, sich vielleicht abgewiesen zu sehen. Ihr ganzes Herz wurde im Innern sehr heftig angegriffen. Sie erschrak vor sich selbst, bedeckte ihr Gesicht vor Scham, und wünschte jetzt nichts mehr, als daß nur Seibold ihre Leidenschaft nicht schon bemerkt haben möchte. Bei dem allen überredete sie sich noch immer, daß sie Seibolden liebe, wie Julie ihren Lehrer. Den Gedanken, daß Rousseau's Heloise und die Romane ihrer Bonne zum Theil diese Leidenschaft in ihrem Herzen rege gemacht hätten, warf sie weit von sich, so oft er auch wiederkam.

In

In dieſem Augenblicke fehlte Emilien nur eine Mutter, zu der ſie Vertrauen haben durfte, um zu dem Gefühl ihrer Thorheit zu kommen. Warum können die Mütter gewöhnlich nichts als die erſten Gefühle ihrer Töchter verſpotten oder verdammen? warum nicht mit Güte die erwachende Leidenſchaft leiten, deren Allmacht ſie ſelbſt aus ihrer Jugend her kennen? — Emilie mußte alle ihre Sorge, ihre Angſt, ihre Hoffnung, ihre Scham, ihre Entſchlüſſe, tief in ihre Bruſt vergraben. Ihren einzigen Freund, Seibold, dem ſie ſich ſonſt in kleinen Verlegenheiten anvertrauet hatte, konnte ſie gerade am wenigſten zu Rathe ziehen. So ſtand ſie ganz allein da mit ihrer glühenden Leidenſchaft, die eben durch das Verheimlichen alle ihre Gefühle noch immer ſtärker entflammte; und ſie glaubte nun ſehr unglücklich zu ſeyn, weil ſie ihre Liebe für ewig hielt, obgleich dieſe Leidenſchaft bei ihr vielleicht wenig mehr war, als das erwachende Gefühl, durch ihre Phantaſie belebt. Sie nahm ſich zuletzt vor, Seibolden nicht wiederzuſehen; und dieſer Entſchluß beruhigte ſie ein wenig.

Das alles dachte ſie in der erſten Hitze, den

Abend nachher, als Seibold in Moorberg bei ihr gewesen war. Am folgenden Morgen wunderte sie sich, daß sie noch so gesund aufstand, und so süß geschlafen hatte. Sie begriff nicht, wie man so unglücklich und dennoch so ruhig seyn könne. Ihre herben Gefühle waren milder geworden; jetzt verschaffte die Hoffnung sich wieder Gehör, und sagte ihr, daß auch in dem schlimmsten Falle ihr Unglück doch mit einer geheimen Süßigkeit verbunden seyn würde. Sie gerieth bald wieder in ihre lieben, romantischen Träumereien; und ehe noch der zu Seibolds Besuchen gewählte Tag kam, war der Entschluß, ihn nicht wiederzusehen, rein aus ihrer Seele verschwunden. Sie ging, ohne einmal daran zu denken, in die Birken. Seibold kam, als sie schon einige Zeit gewartet hatte, sehr eilig, sagte bestürzt: gehen Sie, Emilie! und sprang wieder über die Mauer, ohne nur ein Wort von ihr angehört zu haben. Sie kehrte langsam, über diesen Vorfall sinnend, zurück, und trat in das Zimmer ihrer Mutter, als Seibold so eben mit einer Bestellung fertig war, die ihm der Major aufgetragen haben sollte.

Emilie erschrak; und auch er schien in Ver-

legenheit zu seyn, als er sie erblickte. Sie fragte: wollen Sie wohl ein Buch an die Tante mitnehmen? Als er sich verbeugte, ging sie, in der Meinung, daß er ihr folgen würde; allein er kam nicht, und sie mußte das Buch bringen. Er steckte es ein, und empfahl sich dann. Im Weggehen fragte ihn Emilie, doch so, daß ihre Mutter nichts hörte: wann Seibold? — Niemals! antwortete er. — Niemals? erwiederte sie, und wurde bleich. — Niemals, Emilie! wiederholte er; ich war unbesonnen! Mit diesen Worten verließ er sie.

Jetzt! jetzt! rief sie auf ihrem Zimmer mit blitzenden Augen, weil sie Seibolds Worte für eine Liebeserklärung hielt. Sie triumphirte; aber wie kleinlaut wurde sie, als er am folgenden Tage ihr in einem Billet die Sache erklärte! „Indem ich, schrieb er, gestern auf das Birkenwäldchen zu ging, kam der Gärtner. Er sah mich an, nahm den Hut, und sagte lächelnd: Fräulein Milchen ist schon da. — Es war in der That unbesonnen von uns Beiden, daß wir einander so oft heimlich sprachen, ohne daran zu denken, daß diese Besuche endlich bekannt werden mußten. Je mehr ich überlege, liebe

Emilie, deſto mehr finde ich, daß dein Lehrer noch immer nicht von ſeinem alten Fehler, nur ſein Herz, und nie die Welt zu fragen, befreiet iſt. Es hätte nicht Einmal ſeyn ſollen, Emilie, Eine Heimlichkeit, die ein Mädchen hat, und ſey es auch mit ihrem väterlichſten Lehrer, iſt bis in das vierzigſte Jahr Unrecht.“

Der ruhige Ton in dieſem Billet ſtach gegen das, was Emilie erwartet hatte, ſehr auffallend ab. Seibold machte den heimlichen Beſuchen ein Ende, ohne nur mit einem Worte darüber zu klagen, daß er es thun mußte: gerade, als ob dieſe Beſuche die gleichgültigſte Sache von der Welt geweſen wären. Die arme Emilie fühlte ſich unglaublich beſchämt und gedemüthigt; indeß war ſie nicht eitel genug, unwillig über Seibold zu werden: ſie wurde es nur über ſich ſelbſt, und war in ſich zurückgezogen. Doch das ſüße Gift der Sehnſucht nach Liebe hatte ihr Weſen zu ſtark durchdrungen, als daß jene kleine Beſchämung im Stande geweſen wäre, ſie gänzlich zu heilen.

Um dieſe Zeit kam eine junge Dame zum Beſuche nach Moorberg, und zwar zu Pferde. Man ſprach mit ihr viel über das Reiten der

Frauenzimmer; und kaum war ſie wieder fort, ſo beſchäftigte Frau von Halden ſich mit dem Gedanken, daß auch ihre Tochter reiten lernen ſollte. Emilie ergriff dieſe Vorſtellung mit groſſer Begierde, und machte ſogleich einige Verſuche, die ſehr gut gelangen. Frau von Halden ſagte: ein ſchönes Reitpferd könnte der Onkel die wohl geben! und es wurde beſchloſſen, daß Emilie nach Sollingen hinüber reiten und den Onkel auf gute Art um ein Pferd bitten ſollte.

Das war es eben, weshalb Emilien das Reiten ſo viel Vergnügen machte. Sie ritt mit ihrem Bruder nach Sollingen. Der Major empfing ſein Milchen mit einem Freudengeſchrei; der alte Hennig rief ihr ſein Huſſah! zu; der Bruder Hennig hob ſie vom Pferde, und Seibold hing mit leuchtenden Augen an der edlen Figur des ſchönen Mädchens. Bald warf der Major ſeinen Blick auf das Pferd, und rief: „den Goldfuchs, Hennig! Auf dem Kameele muß das Kind ſich ja Angſt und Weh reiten. Die Knauſerei ſieht doch aus allem hervor, was ſie in Moorberg machen. Einem ſolchen Mädchen, meiner Nichte, den Gaul zu geben! Milchen, den Goldfuchs ſollſt du haben.

Du mirst sehen, wie der tanzt! Laßt mir doch auch meinen satteln." Seibold rief nach seinem Schwarzen, und Hennig forderte seinen Springer. Alle saßen bald zu Pferde; aber nun fand sich, daß Milchen den Goldfuchs nicht bändigen konnte. „Das ist nichts!" sagte der Onkel; „du mußt ein Paar Wochen hier bleiben, bis du mit dem Thiere bekannter bist."

Karl wollte vom Dableiben nichts hören. — „So reite du nach Hause, und sage deiner Mama, daß Emilie den Schwanzriemen nicht von dem Zügel zu unterscheiden weiß, daß sie so krumm auf dem Pferde sitzt, als hinge sie einem alten Manne auf dem Rücken, daß Reiten kein Tanzen ist, daß, wenn sie den Goldfuchs haben will, sie ihn auch muß regieren können, und so weiter. Das sag du deiner Mama, und grüße von uns schönstens." Karl trabte nach Hause; und die glückliche Emilie, für die sogleich in der nächsten Stadt ein sehr prächtiges Reitkleid bestellt wurde, ritt nun alle Tage mit dem Oheim, den beiden Hennigen, und dem geliebten Seibold, im Felde umher, spazieren.

Als sie sich zum ersten Male in dem engen, prächtigen Reitkleide zeigte, bemerkte sie mit fröhe

lich pochendem Herzen, daß Seibolds Blick auf ihr hing: nicht lächelnd, wie die Blicke ihrer Verwandten, sondern verdunkelt, verstohlen, heimlich. Seibold näherte sich ihr furchtsam von der Seite, und redete sie nicht mit dem Tone an, wie sonst. Als Emilie sich muthig auf den Goldfuchs schwang und leicht dahin tanzte, erhoben die Andren ein Freudengeschrei; Seibold aber ritt düster an ihrer Seite daher, hielt kaum den Zügel, und betrachtete sie mit langen, heimlichen Blicken. Er blieb immer neben ihr, und sie las in seinen Augen den Wunsch, daß sie den Major und ihren Bruder dahin sprengen lassen und mit ihm zurückbleiben möchte; aber dennoch sprach er fast nichts, hob jedes Mal, wenn er einige Worte sagte, mit einem tiefen Seufzer an, und brach ab, ohne geendigt zu haben. —

Emilie fühlte jetzt mit geringerem Triumphe, aber mit mehr Wohlwollen für Seibold, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Ihr Herz schlug hoch vor Liebe, und sie gerieth neben ihm in süße Träumereien, die vortheilhafter für ihn sprachen, als er selbst es gekonnt hätte. Der Major kam zurück. „Aber," rief er

lachend, „reiten die Beiden nicht, als ob ſie zur Leiche ritten? und ſehen ſie nicht aus, als ob ſie ſich gezankt hätten?“ Sie erſchraken Beide, und ritten nun mit den Anderen nach Hauſe. Das Vertrauen zwiſchen Emilien und Seibold hatte aufgehört; er umfaßte ſie nicht mehr, wenn ſie bei ihm auf dem Zimmer war, und zog ſie nicht mehr in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, auf ſeine Knie. Der Grund von dem Allen war, — weil ihr das Reitkleid ſo ſchön ſaß.

Emilie ging in den Garten, und Seibold folgte ihr nach einer kleinen Weile mit zögernden Schritten. Er erröthete, als ſie ſich ihm näherte. Sie hängte ſich in ſeinen Arm, wie ſonſt; aber zu einer Unterredung kam es nicht, ſo lange ſie auch gingen. Der Major begriff nicht, wie man ſo lange, ohne müde zu werden, gehen könne. Was würde er geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß Beide nicht zehn Worte mit einander geſprochen hatten!

Seibold fühlte jetzt weit mehr, als vorher, daß Emilie äußerſt reitzend war. Ihre edle Figur, die ſich in dem ungeſchnürten engen Kleide ſo deutlich zeigte, und ihr jugendlicher Bu-

sen, der sich mit einem Seufzer hob, wenn sie das Auge auf ihn warf, erregten in seiner Brust so starke unbekannte Empfindungen, daß er es nicht wagte, seinen Blick wieder gerade auf sie zu richten. Freilich nannte er seine Empfindungen nicht Liebe. Aber, dachte er, ich würde das reitzende Mädchen unendlich lieben, wenn sie von meinem Stande wäre. Er fühlte nicht, daß dieser Gedanke kein andrer war, als der: ich liebe sie unendlich.

Lange konnte eine Täuschung hier nicht dauern. Seibolds Zustand wurde peinlich, und er merkte nur allzu bald, daß er Emilien, trotz ihrem Geburtsrange, liebte. Er bebte vor diesem Gedanken, zumal als er noch hinzu dachte: „und Emilie liebt auch mich!" Ob er vor Schmerz oder Entzücken bebte, davon wußte er sich keine Rechenschaft zu geben.

Er rieb wohl hundertmal die Falten von seiner Stirn; und immer kamen sie wieder. Es geht so nicht! sagte er endlich. Ich will Mittel ersinnen, mich von der verderblichen Leidenschaft zu befreien; und meine rasende Phantasie stellt mir weiter nichts dar, als Wege, zu dem Besitze des Mädchens zu gelangen.

Er sah bald, daß er unmöglich Emilien je die Seinige nennen könnte, ohne sie dem Hasse ihrer Verwandten auszusetzen, ohne sie aus dem väterlichen Hause zu entführen, oder sich mit ihr den Zufällen eines umher irrenden Lebens Preis zu geben. Emilie, das fühlte er wohl, würde einen solchen Schritt nicht unrecht finden; und auf des Majors Unterstützung, wenn auch nicht auf dessen Beifall, glaubte er doch am Ende rechnen zu können. Seine Phantasie mahlte sogar einen Rand von Rosen um das Bild seiner Flucht mit Emilien: aber er war gewöhnt, seiner Vernunft den Urtheilsspruch über seine Handlungen zu überlassen; und diese erklärte die Sache für ein Bubenstück.

Zwar zog er bei diesem harten Urtheile die Stirn in Falten; aber dennoch hielt er sich darum. Und sollt' ich auch, sagte er entschlossen, noch einmal mit meinem Hunde und meinem Schatten eine Wanderung über die Erde anfangen — bei Gott, lieber damit, als mit Emilien! lieber so, als mit einem Bubenstücke auf dem Gewissen!

So weit war die Verhandlung recht gut gegangen; und nun kam es zu der Ueberle-

gung, welche Mittel die besten wären, sich selbst und das Mädchen zu heilen. Sich selbst — daran verzweifelte er sogleich. Aber Emilien! Es gab kein anderes Mittel, als ihr alle Hoffnung zu nehmen. Er wollte kalt, heiter, lustig scheinen, Possen treiben, wenn sie seufzte, lachen, wenn ihr eine Thräne in das Auge stiege, tanzen, wenn sie mit dem langsamen Schritte der unglücklichen Liebe daher träte. Das war leicht beschlossen; aber die Ausführung wurde ihm schwerer, als er gedacht hatte.

Er ging zu dem Major, wo Emilie sich befand. Heute mußte er nach Einfällen suchen; und überdies sagte er sie mit einer gewissen Bitterkeit, deren man an ihm gar nicht gewohnt war. Er machte Possen, so gut es gehen wollte; doch wenn nun Emilie auf ihn zu trat, ihm die Hand reichte, und mit rührendem Tone „Seibold!" zu ihm sagte: so stand er da, als sollte er zum Tode gehen. Nicht lange, so fühlte er, daß es am besten wäre, ihre Gegenwart zu meiden; und das that er, so schwer ihm auch jeder Schritt wurde, durch den er sich von ihr entfernte.

Lange hätte er auch das nicht ausgehalten;

es war also ein Glück, daß Emilie einen Boten bekam, der sie nach Moorberg rief. Auch für Seibold wurde sein Pferd gesattelt. Er stand am Fenster, wollte, und wollte wieder nicht, nahm den Hut, warf ihn weg, und machte verdrießliche Gesichter. Endlich ging er ohne Hut, und hinkend, hinunter. Ich habe mich stark am Fuße beschädigt, sagte er, und muß zu Hause bleiben. Emilie näherte sich ihm, um Abschied zu nehmen; er sah vor sich nieder. Sie reichte ihm ihre Hand; er nahm sie, als wollte er sie nie wieder loslassen. Der Major rief endlich: „aber, sagt mir nur, wie lange nehmt Ihr denn Abschied! So setze dich doch auf, Emilie!"

Emilie zog ihre Hand zurück, und Beide sahen sich an, als sollten sie sterben. Seibold ging, als Emilie mit den Uebrigen weggeritten war, auf sein Zimmer, warf sich mit Heftigkeit auf einen Stuhl, und rief: sie ist fort! sie ist fort! Er wäre beinahe hinunter gelaufen, um nachzureiten, wenn er sich nicht vor den Spöttereien des Majors gefürchtet hätte.

Doch nach vier und zwanzig Stunden war er schon um vieles ruhiger. Er rief wohl noch Emi-

liens reizendes Bild in seine Phantasie zurück, und träumte sich stundenlang an ihre Seite, in ihren Arm; aber dabei blieb es auch. „Pfui!“ sagte er zu sich selbst; „welch ein verächtlicher Mensch müßte ich seyn, wenn ich des Mädchens Leidenschaft nähren wollte!“ So viel es ihn auch kostete, er beantwortete Emiliens lange, seelenvolle Briefe, in denen die Leidenschaft sehr deutlich sprach, dennoch nur mit einigen kurzen, bloß höflichen Worten. Er tadelte ihre Spöttereien über ihren eigenen Stand, als eine Undankbarkeit gegen die Vorsehung, als überspannte Romanenideen. Nach und nach stieg er von der alten Vertraulichkeit bis zur Fremdheit, und nannte Emilien: Sie. In ihrem nächsten Briefe sprach das gekränkte Gefühl der Freundin, und sie verlangte wieder das alte vertrauliche Du. Er drehete ihre ernsthaften Vorwürfe in Scherz um, und blieb bei dem „Sie,“ wie vorher. Emilie wurde irre an ihm. Sie wollte es auf eine andere Weise versuchen, und schrieb ihm einige Zeit gar nicht. Auch das erstaunte er, und schwieg ebenfalls. Dann schrieb sie ihm wieder, zärtlicher als sonst; und aus der Antwort, welcher der Oheim einige Zeilen ange-

hängt hatte, ſah ſie, daß Seibold ihre Briefe als ein Gemeingut betrachtete und ſie der Familie mittheilte.

Sie kam ſelbſt nach Sollingen; aber Seibold war ſo heiter, ſo unbefangen, ſo natürlich, daß ihre Liebe, die ſo eben hervorbrechen wollte, ſich wieder in das Innere ihrer Seele verbergen mußte. Seibold war ein edler Mann, und hatte den Muth, ſeine Rolle fortzuſetzen, ſo ſchwer ſie ihm auch wurde. Er fürchtete nichts mehr, als daß einmal ihren Lippen das Geſtändniß der Liebe entſchlüpfen möchte. Dieſen entſcheidenden Augenblick ſuchte er, wo möglich, zu verhüten. Er ſagte in Emiliens Gegenwart, zufälliger Weiſe, wie es ihr ſchien: Herr Oberſtwachtmeiſter, Sie fanden mich mit meinem Hunde und meinem Schatten. Der Himmel gebe, daß mich nicht noch einmal Jemand ſo finden muß! Ich würde Sollingen ungern verlaſſen.

„Verlaſſen?" erwiederte der Major, und drückte ihm die Hand. „Das wolle Gott verhüten! Was könnte Sie je dahin bringen, Seibold?"

Meine Pflicht Herr Oberſtwachtmeiſter; die

Ueberzeugung, daß Entfernung mich vor irgend einem Unrechte bewahren könnte.

„Hoho! das müßte eine seltsame Begebenheit seyn, die es Ihnen zu etwas Gutem machte, aus Sollingen wegzugehen.“

Das müßte es freilich; aber ich fühle, daß ich in einem solchen Falle ihr Haus, worin ich so glücklich bin, ohne Bedenken verlassen würde.

Das sagte Seibold mit blitzenden Augen. Emilie erblaßte. Also stand sie in Gefahr, den edlen Mann gänzlich zu verlieren, ihn unglücklich zu machen. Sie verließ das Zimmer, weinte sich aus, verbarg ihre Liebe, die jetzt noch höher aufflammte, desto sorgfältiger, und verließ Sollingen mit der Ueberzeugung, daß Seibold für sie verloren wäre. Ach, dachte sie unzählige Male; wenn ich nur das Einzige wüßte, ob er mich liebt! Sie warf sich in diesen quälenden Zweifeln hin und her. Seibold war sonst so frei von Vorurtheilen; er hatte den Ahnenstolz so oft für das elendeste von allen erklärt: und jetzt? Freilich sah sie wohl, daß er und sie in ganz verschiedenen Lagen waren. Sie konnte ihm großmüthig ihre Hand anbieten; und er mußte, wenn er eben so großmü-

thig seyn wollte, sie auszuschlagen. Aber, sagte sie mit einiger Erbitterung, würde ich denn nicht glücklich mit ihm seyn? Bedenkt er denn gar nicht, daß ich es nur mit ihm seyn kann? O, dürfte ich ihm nur einmal sagen, wie ungerecht er mir eben dadurch thut, daß er recht zu thun glaubt! Was würde er mir antworten können? ....

Sie überlegte, womit Seibald sich wohl zu vertheidigen im Stande wäre; und nun bemerkte sie zum ersten Male recht deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten, die ihrem Wunsche im Wege standen. Am Ende sah sie, daß sie auf keine andere Weise Seibolds Gedichte — es mußte heraus — Seibolds Frau werden könnte, als wenn sie mit ihm entliefe. Was thut das? dachte sie bei dieser Vorstellungs werde ich doch dadurch glücklich! — Freilich sah sie nun auch, daß Seibold einen solchen Schritt nicht so geradezu wagen konnte. Es wäre wohl möglich, dachte sie weiter, wenn Seibald nur wüßte, wie ich denke, und daß ich Alles — Rang, Vermögen, Vaterland, Ruhe — für das Glück mit ihm zu leben, aufopfern würde. Aber eben daran, setzte sie

heftig

höflich hinzu, glaubt er nicht. Ich kenne ihn! Er hält das für eine Folge von den Romanen der Bonne, und mich noch immer für ein Kind. Ich muß schweigen; ich darf ihm nicht sagen, was ich ihm seyn könnte.

So überlegte sie; und dennoch blieb Alles, wie vorher. Endlich nahm der Zufall sich ihrer an, und brachte zugleich neues Leben in beide Familien.

Karl war um diese Zeit, in seinem neunzehnten Jahre, nach der Hauptstadt abgegangen, um seine Laufbahn am Hofe anzutreten. Er hatte den Titel Kammerjunker bekommen, und befand sich jetzt sehr an seiner Stelle. Seine Briefe waren voll von dem Glücke, dessen er genoß; und Hofleute, die auf dem schlüpfrigen Boden alt geworden waren, gaben der entzückten Mutter die Versicherung, daß ihr Karl für den Hof passe, als ob er daran gebohren wäre. In der That zeichnete er sich durch mancherlei Kenntnisse und Eigenschaften aus, die an einem Hofe etwas Seltenes sind. Sein Betragen war bescheiden, aufmerksam, dienstfertig; und auch die eigentlichen Hoftugenden bekam er sehr bald: er sprach geschwind und

leiſe, lächelte immer, war nie verlegen, wußte ein Geſpräch ganz artig zu unterhalten, konnte ſchweigen, und hatte doch eine Gutartigkeit, derentwegen man ihn bewunderte. Ein Prinz vom Hauſe unterſchied ihn bald, und zog ihn an ſich. Der Prinz hatte Talente, und Karl wußte tauſend Dinge, die man vergebens bei den Uebrigen am Hofe ſuchte. Er las noch etwas über die bildenden Künſte, merkte ſich noch die Nahmen von einigen Mahlern, nebſt den Worten, mit denen ihre Manier bezeichnet wird, und ſprach nun in der That beſſer über Gemählde, als jeder Andre am Hofe. Der Prinz ging, ritt, fuhr beinahe immer in ſeiner Geſellſchaft; und Karl ſchwamm in Wonne und Glück. Man würde ihn nach ſechs Monathen nicht wieder gekannt haben: ſo hatte er ſich abgeſchliffen, ſo frei und leicht war ſein Anſtand, ſo natürlich artig alles, was er ſagte.

Sein Bruder Hennig, jetzt ſiebzehn Jahre alt, war ein ſchlanker Jüngling, mit funkelnden Augen, mit Wangen, die vor Gluth ſpringen zu wollen ſchienen, und mit einem edlen Gange. Man ſah es ihm bei dem erſten Blicke an, daß er nie auf dem glatten Parkett eines

Hofzimmers gestanden hatte, und daß er dahin nie passen würde. Er war ein wenig wild, und konnte wohl einmal bei einem Erntetanze der Bauern schwärmen. Sein Pferd mußte immer in Galopp gehen. Er rauchte Tabak, wie sein Oheim, und trank zuweilen, ihm zu gefallen, auch ein Glas Wein mehr, als er sollte, ohne das Trinken zu lieben. Seine Kleidung war natürlich und gut; aber die Frauenzimmer fanden immer etwas daran auszusetzen. Er war ein Waghals, der sich, besonders wenn Frauenzimmer ihn sahen, mitten im Galopp vom Pferde warf, oder sonst eine gefährliche Posse unternahm. In der Regel war er sehr geduldig, doch, wenn er lange gereizt wurde, zornig und heftig; mit Einem Worte: ein Wildfang.

Emilien, die jetzt beinahe sechzehn Jahre alt war, kennt der Leser.

Gerade um diese Zeit bezog der Graf Espenbruch, ein sehr reicher Mann, ein Landgut in der Nähe von Moorberg. Er brachte eine Tochter mit, sein einziges Kind, und seine Erbin: ein Mädchen von vierzehn Jahren, deren Schönheit und Reichthum der Ruf schon vorher angekündigt hatte. Der alte eigensinnige

Graf, ein Mann voller Formen, übrigens aber ein ehrlicher Mann, war eine Zeitlang Gesandter in Regensburg gewesen, hatte zweien Kaiserkrönungen mit beigewohnt, und hielt auf die alte Spanische Etikette, an die er von Jugend auf gewöhnt war. Er hatte seinen Hof, dem er so lange diente, deshalb verlassen, weil der junge Fürst einige Male Bürgerliche zu Tische bat, und zwei oder drei schöne Mädchen von sehr angesehenen bürgerlichen Familien durchaus zu einem Hofballe bitten lassen wollte. Der alte Graf war gerade nicht stolz, vielmehr gegen jedermann sehr höflich; aber so etwas vertrug sich doch schlechterdings nicht mit der Hofsitte. „Jedes Ding in seiner Ordnung!" sagte er, überwarf sich mit seinem Fürsten, und forderte in aller Unterthänigkeit seinen Abschied. Er erhielt ihn, und die Mädchen kamen doch nicht auf den Hofball; denn die Väter waren so klug, ebenfalls zu sagen: jedes Ding in seiner Ordnung! So blieb Alles beim Alten. Der Hofmarschall sagte dem Fürsten: Ew. Durchlaucht können doch nichts dabei beabsichtigen, als die beiden hübschen Mädchen — zu sehen; und die Hofdamen haben Ursache, es übel zu

nehmen, wenn sie übersehen werden. Der Fürst zog die Stirn kraus, und murmelte vor sich: da soll man sich ewig mit der langen Weile schleppen! — Es blieb, wie gesagt, beim Alten, ausgenommen, daß der Graf Espenbruch seine Stelle niederlegte, und ein angenehmes Landgut nicht weit von Moorberg bezog.

Sobald Frau von Halden Erkundigungen über ihren Nachbar eingezogen hatte, fiel sie auf den Gedanken, daß die kleine reiche Gräfin eine Partie für ihren Karl seyn würde. Schon nach einigen Tagen kam der Graf, in Begleitung einer Cousine, die ihm seit dem Tode seiner Gemahlin die Haushaltung führte, um dem Kammerherrn seinen Besuch zu machen. Frau von Halden, die sein ceremoniöses Wesen schon kannte, empfing ihn unten an der Treppe, und mit allen Zeichen der Achtung. Der Graf war zufrieden, und sagte auf dem Rückwege zu seiner Cousine: die Leute, der Herr von Halden und seine Frau Gemahlin, wissen doch zu leben! — Eine angenehme Frau! antwortete das alte Fräulein, welches in einer halben Stunde von der Halden hundert Neuigkeiten aus der Gegend erfahren hatte.

Bald fuhr der Graf auch nach Söllingen, um den Major zu besuchen; und hier kam ihm niemand entgegen. „Wer, in aller Welt, Hannchen," sagte der Major zu seiner Frau, und machte das Fenster wieder zu — „wer kommt denn da? Ein alter Mann mit einem Orden, über und über mit Gold besetzt, und eine alte Frau mit einer Schleppe, so lang, daß sie die ganze Treppe von oben bis unten bedecken kann!" Er wußte noch nicht einmal, daß ein Graf in der Gegend wohnte. Auf eine Erinnerung von seiner Frau ging er dem Fremden entgegen, aber — welche Fehler! — in seinem Ueberrocke und mit der brennenden Pfeife im Munde.

„Ich bin der Graf Espenbruch aus Ransleben, fing der Alte an. Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen meinen Besuch abzustatten, Herr Oberstwachtmeister; und ich bitte . . . — „Ei, der Teufel!" unterbrach ihn der Major; „haben Sie Ransleben gekauft? Gratulire. Wollen Sie Sich's bequem machen? Kaffee und eine Pfeife Tabak, oder ein Glas Wein, Herr Graf? Nun, einen getreuen, ehrlichen Nachbar sollen Sie an mir haben. Na, willkommen hier im Grünen, Herr Nachbar!" Und damit

Sot er dem Grafen die Hand. Dieſer ſchüttelte den Kopf; denn der Major rauchte ſeine Pfeife ruhig fort, rief dann aus dem Fenſter, daß man den Pferden Futter geben ſollte, und fragte: „Herr Graf, haben Sie die Pferde ſchon lange?" Er hatte ſie erſt vor Kurzem gekauft, und ſagte den Preis. „Ei, der Teufel! Herr Graf, da ſind Sie angeführt!" So beging der Major, ohne etwas Arges daraus zu haben, einen Verſtoß gegen die gute Lebensart über den andern. Das Fräulein erzählte unterdeſſen der Majorin, was ſie von der Kammerherrin gehört hatte, kam dann auf Bälle und Cour-Tage, und fragte: ſind Sie auch ſchon an einem Hofe geweſen? Die Majorin antwortete lächelnd: nein; ich bin eines Predigers Tochter. — Lieber Gott! erwiederte die Alte ſeufzend; ſehen Sie einmal! eines Predigers Tochter!

Die Majorin hätte beinahe laut aufgelacht. Ihr kleines Hannchen ſaß und putzte ihre Puppe, ohne ſich im mindeſten um die Fremden zu bekümmern. Des Majors Neffe, Hennig, kam auf einen Augenblick in das Zimmer; aber die Geſellſchaft gefiel ihm nicht, und er

ging wieder seines Weges. Bald nachher empfahl sich der Graf. Er sagte zu seiner Cousine: „es mag ein lieber Mann seyn, der Herr Major von Halden; aber Lebensart hat er nicht im geringsten. Wer in aller Welt raucht wohl Tabak, wenn Fremde zum ersten Male zu ihm kommen? Er sollte doch wenigstens einen Unterschied machen!" — Das kann man nicht von ihm verlangen, erwiederte die Cousine; die Frau Majorin ist ja nur eines Predigers Tochter, und das kleine Mädchen hat eine Bettlerin zur Mutter. Der junge Mensch, den Sie gesehen haben, ist ein Sohn der Frau Kammerherrin, und von dem Herrn Major adoptirt; aber man sieht es ihm auch gleich an, daß die Majorin ihn erzogen hat. Ich war doch eine fremde Dame; und küßte er mir wohl die Hand?

„Ja, wo soll ein Husar, der aus dem Lager auf sein Gut geht, Lebensart lernen? Es ist traurig. Ein ehrlicher Mann scheint er zu seyn. Nun, wir haben das Unsrige gethan, und werden zu sehen, was er weiter thut." — Unter diesen und ähnlichen Gesprächen fuhren sie wieder nach Hause.

Die Frau Kammerherrin von Halden machte nach einigen Tagen ihren Gegenbesuch mit so vieler Pracht, als sie nur konnte. Im Gespräche mit dem alten Fräulein kam sie auf den Major; und Beide merkten es einander bald an, daß sie viel von ihm zu sagen hatten. Frau von Halden erzählte sehr seltsame Dinge von ihrem Schwager; denn es lag ihr ja daran, daß man keinen vortheilhaften Begriff von ihm bekommen sollte.

Endlich zeigte sich auch die junge schöne Gräfin. Frau von Halden bewarb sich augenscheinlich um ihre Gunst, liebkoste ihr mit aller der Freundlichkeit, deren sie fähig war, und stellte sie dann ihrem Manne als das liebenswürdigste Kind vor, das sie jemals gesehen hätte. Beim Abschiednehmen bat sie die kleine Gräfin um ihre Freundschaft für Emilien. Die alte Cousine versprach, recht oft nach Moorberg zu kommen und die kleine Luise mitzubringen.

Der jungen Gräfin hatte die Frau von Halden eben nicht sonderlich gefallen, aber desto mehr auch heute der alten Cousine, der sie auf die unverschämteste Art schmeichelte, und dem alten Grafen, gegen den sie so höflich, oder

vielmehr kriechend, gewesen war. Auf dem Rückwege sann sie mit freundlicher Miene und öfterem Kopfnicken über ihre Plane nach; und schon sah sie ihren Karl als den Besitzer der Gräfin und ihres großen Vermögens. Sie kam fröhlich zu Hause, und packte sogleich vielerlei Dinge ein, von denen sie mit der alten Cousine gesprochen hatte, und welche diese Theils sehen, Theils gern haben wollte.

Dem Major fiel es nicht lange nachher auf einem Spazierritte mit Seibold ein, dem Grafen seinen Gegenbesuch zu machen. Beide sprengten nun nach Ransleben, und kamen Vormittags um neun Uhr dort an. Sie mußten eine Viertelstunde allein bleiben, weil der Graf noch nicht gekleidet war. Endlich kam er im vollen Anzuge, und wunderte sich nicht wenig, daß er den Major in seinem Ueberrocke vor sich sah. Er fragte bald, wer Seibold wäre. „Es ist mein Freund," sagte der Major, „und meines Neffen Lehrer. Wir ritten ein wenig, der Morgenluft zu genießen; da fiel es mir ein, daß ich Sie besuchen wollte, und es ging den Augenblick fort über Stock und Stein." Der Graf fand das wieder ein wenig allzu gerade aus; indeß behandelte

er sie Beide mit anständiger Höflichkeit. Als sie fort waren, sagte er: wie ich schon neulich bemerkt habe, es ist ein lieber ehrlicher Mann, der Herr Major, und sein Hofmeister sehr gelehrt, wie es scheint; aber von der Lebensart verstehen sie Beide nicht das ABC.

Nun brach das Fräulein mit den Nachrichten los, die ihr die Frau Kammerherrin von dem Major mitgetheilt hatte, und die auf ihrer giftigen Zunge noch übler wurden. Der Graf wunderte sich. Hm! sagte er; seine eigne Schwägerin spricht so von ihm? Da muß er es doch arg machen! Der Graf war nun entschlossen, nicht wieder nach Sollingen zu fahren, so sehr ihm auch Selbolds Kenntnisse gefallen hatten.

Dagegen wurden die Besuche zwischen den Familien in Moorberg und Mansleben desto häufiger, und die Freundschaft der Frau von Halden mit dem Fräulein Cousine alle Tage inniger. Jene machte mit zärtlichen Händedrücken schon Anspielungen auf ihren Plan. Wollte Gott, sagte sie, daß wir so verwandt wären, wie ich es mit dem Major bin; wie glücklich würde ich seyn! — Nun glaubte sie, ihren Karl so bald als möglich in Mansleben einfüh-

ren zu müſſen, und bat den Grafen um Erlaubniß, ihn vorſtellen zu dürfen. Sie ſchrieb Karln ihren Plan; und er war auf den Flügeln der Ehrſucht da. Er fuhr mit ſeinem Vater zu dem Grafen hinüber, und erhielt bei dem kurzen Beſuche ſogleich deſſen ganzen Beifall. Seine künftige Braut bekam er nicht zu ſehen, und eben ſo wenig das alte Fräulein, das ſeine Gönnerin werden ſollte; allein ſeine Mutter gab eine Fete, zu der vor allen Andren die Ranslober eingeladen wurden. Die Frau Kammerherrin war entzückt über das Betragen ihres Sohnes, und ermahnte Emilien unaufhörlich, deſſen Anweſenheit zu nützen und ſich nach ihm zu bilden. Karl machte ſich geltend, und ſprach ſogar davon, daß er Emilien leicht als Hofdame bei der Gemahlin ſeines Beſchützers, des Prinzen, oder bei der Fürſtin anbringen könnte. Aber dein Kopfhängen mußt du laſſen, Emilie, ſagte er; das riecht nach dem Lande, und man würde dich damit lächerlich machen. Emilie ſah ihn verachtend an, und erklärte ſehr beſtimmt, daß ſie nie an einem Hofe leben würde.

Das kommt noch von dem verdammten Jahre her, ſagte die Mutter, da ſie bei dem Major

gewesen ist! — Ja wohl! davon kommt es! dachte Emilie mit einem Seufzer. Sie blieb unerschütterlich bei ihrem Vorsatze; denn die Einsamkeit machte sie glücklicher, als der Hofglanz ihren Bruder.

Das Gerücht von des Kammerjunkers Ankunft und von seiner Liebenswürdigkeit war auch bis nach Sollingen gedrungen. „Der Junge sollte zwar eigentlich zu mir kommen," sagte der Major; „aber er ist meines Bruders Sohn. Wir müssen einmal wieder hinüber, und ich werde mich freuen, wenn etwas aus ihm zu werden scheint. Du mußt auch mit, lieber Hennig. Aber zieh deine beste Jacke an, mein Sohn. Karl soll sehen, daß auch wir Schneider haben. Und auch Sie müssen mit, lieber Seibold. Das Mädchen, die Emilie, fragt sich sonst die Zunge nach Ihnen ab, wenn ich hinkomme und Sie nicht mitbringe. Kurz und gut, Sie müssen; mir zu gefallen, wenn Sie auch keine Lust haben. Sie glauben nicht, wie lieb Emilie Sie hat! Wir wollen einmal eine prächtige Reiterei machen. Morgen früh um sieben Uhr sitzt die Eskadron auf. Schlag sieben Uhr! und die Staatsuniformen! Ich werde erst Musterung halten."

Am folgenden Morgen um sechs Uhr saßen der Major, sein Neffe, Selbold, der alte Hennig, und noch zwei Reitknechte, zu Pferde, alle mit prächtigen Schabracken, die von Golde starrten. Hennig in einem rothen Reitkollet mit goldenen Epauletts, zog die Blicke seines Oheims auf sich. „Der Junge," flisterte er Selbolden lächelnd zu, „sieht doch aus wie der Engel Michael. Sehen Sie nur die Figur, und das Gesicht! Na, wenn der sein Hannchen einmal findet, dem wird es nicht so viele Angst kosten, wie mir und dem alten Hennig."

Als sie auf den Hof von Moorberg sprengten, stieß die gnädige Frau vor Angst einen derben Fluch aus: denn heute sollte die Fete seyn, zu der sie den Grafen Espenbruch eingeladen hatte; und nun führte das Unglück gerade den Major und ihren Sohn her. Ach! setzte sie hinzu, und schlug die Hände zusammen: und wie ein Prinz gekleidet!

Die Sollinger traten herein. Emilie stürzte außer Athem in das Zimmer und gerade auf Selbolden zu. Sie wäre ohne Zweifel in seine Arme gesunken, ohne an ihre Mutter zu denken, wenn nicht der Major sie aufgefangen hätte.

Dieser zog sie an seine Brust, und liebkoste ihr; aber sie hatte die nassen Augen immer auf Selbold geheftet, der vor Verwirrung nicht wußte, wohin er blicken sollte. Emilie erholte sich in des Majors Armen ein wenig, so daß sie nur mit einem zärtlich bestrafenden Blicke vor Selbold hintrat, und ihn leise fragte: haben Sie Ihre Emilie denn ganz vergessen?

Vor aller Angst, wie sie dieser unangenehmen Gäste wieder los werden sollte, bemerkte die Mutter nicht, daß Emilie Selbolden sehr vertraulich die Hand bot. Diesen Mittag, sagte sie zu dem Major, ist eine große Gesellschaft bei uns, und zwar, wie ich wohl hinzusetzen kann, zum Theil von Leuten, die Ihnen nicht angenehm sind. Sie nannte einige Personen, die der Major wirklich nicht leiden konnte; und er rief zum Fenster hinaus: „Hennig, es soll nicht abgesattelt werden!"

Jetzt kam auch der Kammerjunker. Er betrug sich sehr artig, und bescheidener, als sonst gewöhnlich. Der Major war mit ihm zufrieden, und sagte das der Mutter. Nun blähete diese sich auf, und erzählte von der Gnade des Prinzen, von dem Beifalle, den

ihr Karl am ganzen Hofe hätte, und ſo weiter. Endlich wollte ſie ihren älteſten mit Hennig vergleichen; aber da kam ſie übel an. „Nichts, nichts!“ rief der Major halb zornig; da iſt nichts zu vergleichen! Der Karl iſt, wie Selbold ſagt, ein Baum, den man en evantail geſchnitten hat, der ſeinen Schatten nur auf ein Fenſter wirft, das Geſichtchen einer Dame zu ſchützen, und um ſich her ſengen und brennen läßt, wie die Sonne will. Hennig aber iſt eine hohe Buche, die weit umher ihre ſchattigen Zweige verbreitet, unter die ſich jeder müde Wanderer legen kann, und die Niemanden ihren Schatten abſchlägt. Er wäre im Stande, wie Simſon, ein Stadtthor wegzutragen, damit er Platz hätte, hineinzugehen. Karl aber? der iſt ſo geſchmeidig, daß er durch ein Mäuſeloch kriechen könnte. Sie haben den Karl nun einmal an einen Hof bringen wollen, und es iſt mir ſchon recht, daß er nicht eitig um mich her von Prinzeſſinnen und dergleichen ſchwätzt; aber mein Hennig, nehmen Sie mir das nicht übel, iſt ein Simſon gegen ihn. Sehen Sie, das iſt alſo nichts mit Ihrem Vergleiche.“

Aber

Aber bringen Sie einmal Hennigen an einen Hof: Sie werden sehen, ob er da fortkommt.

„Das soll er auch nicht; dazu ist er nicht erzogen. Aber bringen Sie einmal Beide, wie den Robinson, auf eine wüste Insel, oder unter Wilde, oder unter die Menschen, in Gefahr, in Noth und Elend, wo es darauf ankommt, Muth zu haben, zu helfen, zu arbeiten, etwas zu entbehren, sein Leben in die Schanze zu schlagen: da sollen Sie sehen, ob nicht Karl steifsteif da steht, wenn Hennig Arme und Beine, Kopf und Herz so geschwind bewegt, wie ein Tausendfuß. Nein, noch einmal, das ist nichts!"

Die gnädige Frau hätte ihm gern seine Antwort zurückgegeben: dazu ist Karl auch nicht erzogen! Aber sie schwieg, damit der Major dies Mal in Güte, und je eher je lieber, wieder nach Hause reiten möchte. Emilie hörte zu ihrer Verwunderung, daß der Onkel schon vor Tische wieder weg wollte, und bat ihn, zu bleiben. Aber, Emilie, sagte die Mutter; du weißt ja, daß der Herr Bruder in der Gesellschaft der Leute, die wir zu Tische haben, alle Mal ungeduldig wird. Warum sollen wir ihm

nicht einen Aerger ersparen? Du kannst ja den Onkel eine halbe Stunde weit begleiten.

Das schlug an. Die Mutter hatte verlangt, daß Emilie heute ihr Reitkleid anziehen sollte, weil dieser Anzug ihr am vortheilhaftesten stand. Emilie weigerte sich, da es in ihren Augen unnatürlich und lächerlich war, ohne zu reiten, ein Reitkleid zu tragen. Jetzt aber setzte die Mutter ihren Willen ohne Schwierigkeit durch, und sie freuete sich schon darauf, daß die Gesellschaft ihre Tochter, die vortrefflich zu Pferde saß, würde zurückkommen sehen. Das Reitkleid wurde hervor gelangt, und die Mutter hielt nun den Major bis gegen Mittag auf, damit Emilie nicht zu früh wiederkommen könnte. Um zwölf Uhr saß die ganze Gesellschaft aus Sollingen mit Emilien zu Pferde; und jetzt rief ein Bedienter: der Herr Graf von Espenbruch kommt den Berg herauf! Schnell flog der Kammerjunker hinunter über den Hof, um den ceremoniösen Grafen schon am Thore zu empfangen. So eben sprengten die Reiter über die Zugbrücke, auf die der Wagen des Grafen in demselben Augenblick einbog; und nun entstand eine kleine Unordnung. Der Kutscher woll-

te die ersten Pferde zurückziehen; es ging aber nicht, da sie sich hoben. Das alte Fräulein im Wagen schrie; der Major donnerte mit seiner kräftigen Stimme dazwischen, und warf sein Pferd herum. Emilie hielt bei Selbolden nahe am Rande der Brücke, die eine nur drei Fuß hohe Brustwehr hatte, und gab mehr auf ihren Nachbar, als auf ihr Pferd Acht. Sie kam durch das rasche Umwenden des Oheims in's Gedränge. Der Goldfuchs wurde scheu, und hob sich. Selbold griff in den Zügel, und zwar aus Angst zu stark; nun machte der Goldfuchs einen wilden Satz, und seine schöne Reiterin stürzte über die Brustwehr in den tiefen Schloßgraben hinunter.

Jetzt erhob sich ein furchtbares allgemeines Geschrei. Selbold sprang todtenbleich vom Pferde, und stürzte sich mit dem Ausruf: heiliger Gott! von der andern Seite der Brücke, über die Brustwehr weg in's Wasser. Der Major hing beinahe leblos auf dem Pferde. Der Bruder Hennig war in einem Augenblicke auf den Füßen, riß eine Latte von der Mauer, lief an das Ufer des Grabens, und watete bis an die Schultern hinein. Selbold hatte Emilien

schon gefaßt, und schwamm mit ihr dem Ufer zu. Hier ergriff er die Stange, die Hennig ihm zureichte. Beide hielten nun Emilien über das Wasser, und trugen sie an das Ufer. Emilie war schon gerettet, als die Knechte vom Hofe erst mit Seilen und Stangen kamen. Sie hatte in nicht geringer Gefahr geschwebt; denn nicht weit von der Brücke war die Mühle, und das Wasser hatte deshalb ein starkes Gefälle.

Jetzt nahm Seibold Emilien auf den Arm, und rief: Hans! einen Arzt! Sogleich sprengte ein Reitknecht nach der nächsten Stadt, und beinahe eben so schnell flog Seibold mit seiner süßen Last über den Hof. Hennig eilte ihm nach, und alle Leute mit den Pferden am Zügel kehrten wieder um. Der Major wurde von seinem alten Husaren geführt. Dann folgte der Graf; vor ihm lief weinend seine Tochter, und fragte jeden: ach Gott! sie ist doch nicht todt? Zuletzt kam der Wagen mit dem alten Fräulein, das aus Leibeskräften schrie.

Der Kammerjunker, der bei Emiliens Umfalle schon auf der Brücke gestanden hatte, erholte sich von seinem Schrecken, sobald er sie

gerettet ſah. Er ging nun ſogleich zu dem Grafen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung; aber der Graf ſah es nicht. Er lief zu der kleinen Gräfin, die ſich durch die Pferde vordrängen wollte, und machte auch ihr eine Verbeugung, mit einem artigen Compliment; aber ſie ſtarrte ihn an, fragte, noch immer bleich vor Schrecken: iſt ſie todt? und lief ängſtlich bei ihm weg nach dem Hauſe. Der Graf wurde alſo nicht empfangen, und nahm es dies Mal nicht übel. Karl hob nun die alte Couſine aus dem Wagen, die ſich ſehr darüber beklagte, daß man ihr einen ſolchen Schrecken verurſacht hätte.

Seibold trug Emilien in ihr Zimmer. Hier rief er der Bonne zu: geſchwind Kleider, und in's Bett! Die Mutter fing an Emiliens Kleid aufzuknöpfen; Seibold aber riß es mit Einem Griffe von oben bis unten auf. Er ging nur auf Bitten der Bonne in das Nebenzimmer, bis Emilie entkleidet war und im Bette lag. Jetzt fuhr ſchon ein Wagen nach dem andern vor; Frau von Halden mußte alſo ihre Gäſte empfangen und ihre Tochter den Händen der Bonne und der Fremden aus Sollingen über-

laſſen. Selbold ſtand in ſeinem triefenden Kleidern todtenbleich und ängſtlich am Bette; Hennig neben ihm. Der Major lag in einem Seſſel, rührte die Lippen, und hielt die Hände gefaltet, als ob er betete. Die kleine Gräfin hatte ſich zwiſchen Hennig und Selbold an das Bett gedrängt, und ſchluchzte; das Waſſer lief von Beiden immer über ſie hin, ohne daß ſie es merkte. Als Selbold Emilien einige Löffel voll Thee eingeflößt hatte, ſchlug ſie die Augen wieder auf, und fragte mit ſchwacher Stimme: wo bin ich? Selbold ſank an dem Bett auf die Knies, und rief triumphirend: Emilie, liebſte, theuerſte Emilie! O, Gott ſey Dank, ſie lebt! — Emilie reichte ihm matt die Hand, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte. Der Major ſah Emiliens Augen offen, ſprang auf, rief: Gott ſey Dank! und umarmte alles im Zimmer: Selbolden, ſeinen Neffen, die kleine Gräfin und die Kammerjungfer. Ach, Gott! ſie lebt! rief die kleine Gräfin laut vor Freude. Meine Schweſter lebt! rief Hennig. Und nun ſtürzten alle Drei, der Major, die Gräfin und Hennig, in das Beſuchzimmer, und riefen: ſie lebt! ſie hat die Augen geöffnet!

Gott Lob! sagte der Kammerjunker, Gott Lob! rief Hennig nach, und schloß ihn an seine triefende Brust. Sie lebt, Mutter! rief er dann, und umarmte auch die Mutter, wie begeistert. Wer ihn fragte: lebt sie? dem antwortete er mit einer Umarmung: ja, sie lebt! und jeder trocknete sich murrend die Kleider. Das alte Fräulein lief aus einem Winkel in den andern, um nur ja weit genug von dem tollen Menschen zu seyn. Der Major war unterdessen in ein Fenster getreten, und weinte stille Freudenthränen.

Endlich wurde alles im Besuchzimmer ruhig; aber Frau von Halden trat feuerroth im Gesichte herein. Sie war, sobald sie ihre Gäste bewillkommt hatte, wieder zu Emilien gegangen, und hatte da eine Scene gesehen, durch die sie ganz aus ihrer Fassung kam. Seibold kniete an dem Bette ihrer Tochter; Emilie ruhete mit dem Gesicht auf seiner Schulter, und er drückte ihre Hand an seinen Mund. Frau von Halden ärgerte sich über diese Stellung, und wollte doch nichts sagen, weil Seibold ihrer Tochter so eben den größten Dienst geleistet hatte. Sie hob freundlich an: ich bin

Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Selbold, daß Sie meine Emilie gerettet haben.

Sie? fragte Emilie zitternd; Sie haben mich gerettet? . . . O Selbold, fuhr sie dann mit festerer Stimme fort, und schlang auf einmal mit glühender Leidenschaft den Arm um seinen Hals: mußten Sie erst mein Leben retten, um zu erfahren, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört? Die Mutter faßte zwar den Sinn dieser Worte nicht völlig; aber sie merkte ihn doch ungefähr an Emiliens Blicken und Tone. Gewiß würde sie jetzt gleich aufgefahren seyn, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß es Emilien schaden möchte. Sie bat Selbolden, ihrer Tochter einen Augenblick Ruhe zu gönnen; und zwar so artig, daß er es nicht abschlagen konnte. Er verließ nun das Zimmer, um sich anders anzukleiden.

Während dieser Scene am Krankenbette wurde im Besuchzimmer nur von der Begebenheit gesprochen, und man hatte sie wenigstens schon dreißigmal erzählt, ohne nur Einmal nach Emiliens Retter zu fragen. Endlich kam Selbold in einem Ueberrocke des Kammerherrn. Der Major trat auf ihn zu, drückte ihn schwei-

gend an seine Brust, und sagte dann: „Seibold, ich weiß noch immer nicht, wie das Mädchen da unter hinunter flog und von den Wellen verschlungen wurde. Tausende habe ich durch Kartätschen um mich her fallen sehen, und den Kopf nicht verloren; aber als das Mädchen sank, da war es, als wäre mir jedes Glied am Leibe gelähmt. Und Sie, lieber Seibold, Sie! Wo nahmen Sie die Entschlossenheit her, Sich auf der andern Seite sogleich nachzustürzen? . . . Das that er! Bruder, das that er! Er war vom Pferde, und sprang hinunter in den Graben, als läge seine Seligkeit darin. Ach Gott! wenn er das nicht gethan hätte, so wäre meine Emilie jetzt von der Mühle geräbert. Sieh, Bruder, das Alles war ein Augenblick. Mädchen flog hinunter, Seibold hinterher, und keine halbe Minute, so stand auch schon der brave Hennig — komm her, mein Sohn, an meine Brust! — ja, da stand er bis an den Hals im Wasser, mit einer Stange in der Hand. Sag mir nun, wo hattest du den Augenblick die Stange her, Hennig?"

Ja, unterbrach ihn das alte Fräulein; wie

der Herr Major sagen. Und hier, mein kleiner Brausewind (sie zeigte auf die junge Gräfin) war in eben dem Augenblicke zum Wagen hinaus, und an den Graben hinunter. Ich zitterte vor Angst, daß sie nachspringen möchte.

Ach, sagte die kleine Gräfin, ich wäre nicht im Stande gewesen, im Wagen zu bleiben, und wenn ich hätte mit ertrinken müssen. Ich mußte heraus.

„Wußtest du das, mein edles Mädchen?" sagte der Major, und drückte die Kleine an sein Herz. „Dafür gebe Gott dir auch einmal einen Helfer in der Noth!"

Der Graf war sehr gerührt, ob er es gleich für ein wenig ungezogen hielt, daß der Major seine Tochter Du nannte. Er wollte sie umarmen, und fühlte die Nässe ihrer Kleider. Aber Luise, sagte er, hast du denn auch im Wasser gelegen? Du bist ja von oben bis unten naß. Man umringte die Gräfin, und faßte ihr Kleid an. Auch der Kammerjunker legte seine Hand auf ihre Schulter, und sagte lächelnd: Sie sind ganz naß, meine theure Gräfin. Sie hat Emilien mit auf das Bett

tragen helfen, sagte Hennig. — „Und sie stand ja zwischen euch Dachrinnen am Bette!" sagte der Major.

Ich bedaure Sie, meine Gnädige, sagte Karl. Sie sollen sogleich Kleidung von Emilien bekommen. Aber Sie hätten das nicht thun sollen! Sie können sich erkälten! Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrer Gesundheit.

„Und hüte dich, mein edles Kind," fuhr der Major fort, „daß du nicht einmal in's Wasser fällst; denn an seinen goldenen Tressen und dem seidenen Futter unter seinem Rocke nimmt er doch größeren Antheil, als an dem Leben eines Menschen. Jetzt fällt es mir erst ein! Mich hatte der Schrecken gelähmt; dein Bruder lief hinunter in den Graben; ein Fremder stürzte sich von der Brücke, um deine Schwester zu retten; und während dessen sprangest du von einem Stein auf den andern, damit die Pferde dir die Strümpfe nicht bespritzen sollten. Pfui Teufel!" — Lieber Onkel, sagte der Kammerjunker erröthend, ich war von Schrecken gelähmt, wie Sie.

Der Major wollte ihn nicht noch stärker beschämen; er zog nur die Augenbraunen zu

ſammen, und brummte: „nun, wenn das iſt, ſo mag es ſeyn.“

Die Gräfin mußte ſich jetzt umkleiden, und als ſie wiederkam, ging man zu Tiſche. Bei dem erſten Schritte in das Eßzimmer ſagte der Major: „Na, heute ſoll mir der Achtundvierziger ſchmecken! Es iſt Emiliens zweiter Geburts-, oder Taufstag.“

Der Kammerjunker hatte die Hand der Gräfin gefaßt, und führte ſie hinauf. — „Halt!“ rief der Major, und nahm ſie ihm ab; „Emiliens Pathen, Retter und Helfer müſſen zuſammen, obenan, ſitzen.“ Die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein, und ſo gingen alle Winke der Frau von Halden verloren. Obenan ſaß die Gräfin; auf beiden Seiten Hennig und Seibold. „Die Naſſen gehören neben einander, Vetter Kammerjunker!“ rief der Major Karln zu; „und die Lahmen auch: ich alter Mann, und du junger Menſch! Komm her, ſetze dich zu mir! Vater und Mutter müſſen da oben hin, zu den Rettern ihres Kindes.“ — Frau von Halden wurde grün und gelb; allein es half nichts: ſie mußte neben Seibold, und der Kammerherr neben ſeh

dem Sohne Hennig sitzen. „Ich Sünder,“ fuhr der Major fort, „der ich nichts kannte, als beten, ich will die unterste Stelle einnehmen, den drei Edelgesteinen dort gegenüber.“ Kaum saß er, so füllte er sein Glas, und rief: „Emiliens Gevattern sollen leben! hoch!“ Die ganze Gesellschaft stimmte ein, und alles wurde heiter durch des Majors Fröhlichkeit; nur Selbold, die Kammerherrin, und der Kammerjunker waren still und verlegen.

Hennig wurde bei seiner schönen Nachbarin desto lustiger und gesprächiger. Sie nannte ihn: Gevatter; er sie: Gevatterin. Rings um den Tisch flogen lachende Gesundheiten; alle Augenblicke hörte man bei dem lauten Klingen der Gläser rufen: Emilie! und dann wieder: die drei nassen Pathen!

Der alte Hennig hatte unterdessen für die Pferde gesorgt, und schlich nun, als schon alles bei Tische saß, auf Emiliens Zimmer, um ihr seine Freude zu bezeugen. Sie saß, schon wieder angekleidet, in einem Lehnstuhle, und war in den stärksten Gefühlen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude über die glückliche Rettung ihres Lebens. Hennig mußte sich zu

ihr setzen, und die Bonne ging hinaus, um ihr noch Thee zu besorgen. Nun, da es so abgegangen ist, sagte der ehrliche Alte, mit Thränen in den Augen — nun möchte ich kein Rittergut für das Springen und Nachspringen nehmen. Ich habe schon lange gewußt, wie es mit Ihnen und dem lieben Seibold steht. Und vollends heute! Jetzt kann die Mama wahrhaftig gar nichts mehr dagegen haben, daß Milchen und Seibold ein Paar werden. Der Herr Oberstwachtmeister? ja, das weiß Gott, der würde wieder jung, wenn es bald geschähe. Aber, nun müssen Sie auch nicht säumen, liebes Milchen!

Emilie erstaunte, daß der Alte so von ihrem Geheimnisse sprach. „Lieber Hennig," hob sie verlegen an; „weiß denn der Onkel ...?" — Sie konnte keine Worte finden, und erröthete.

Ei, was wollt' er nicht! Wir haben ja die Erfahrung selbst gehabt, und Augen sitzen uns im Kopfe, so gut wie andern Leuten. Herr Seibold ging ja so trübselig umher, und seufzte, und schnappte nach Luft, gerade wie der Herr Major, als er verliebt war. Und nun

heute noch dazu der Sprung! Die Mama darf jetzt nicht einmal die kleinsten Umstände machen; denn wer einer Tochter das Leben rettet, dem können die Eltern sie gar nicht verweigern. Was hilft da Adel oder so etwas! Da heißt es: ist nicht das Leben mehr, denn der Leib, und der Leib mehr, denn ein Adelsbrief? Sehet die Vögel . . . Nein, das gehört nicht mehr dazu.

Emilie gestand dem alten treuen Hennig, der so theilnehmend in sie drang, daß sie als Seibolds Frau sehr glücklich seyn würde.

Haben Sie denn das Seibolden schon gesagt? fragte Hennig fröhlich. Emilie schüttelte den Kopf. — Nicht? fuhr Hennig fort; und in diesem Augenblicke fiel ihm ein, daß Geschwindigkeit seinen Herrn bei Hannchen glücklich gemacht hatte. So gehen Sie auf der Stelle, Fräulein Milchen, und sagen Sie es ihm! — Lieber Hennig, erwiederte Emilie nach einer kleinen Pause; das ist unmöglich. Wo denkst du hin? Das schickt sich nicht.

Jetzt zog Hennig die Stirn in Falten. Wie? das wäre unmöglich? Den Teufel auch! Sie wollen Sich wohl erst lange besinnen? Besann

sich denn Seibold, als Sie da hinein plumpten? Sie fielen, und er sprang hinterher. Besinnen! Ei, Fräulein Milchen! Hätte er sich nur einen Augenblick besonnen, so könnten Sie jetzt nicht so undankbar seyn, und Sich besinnen wollen. Das schickt sich nicht! Seh doch einer! Dem Retter meines Lebens, sagt der Major, gehört Liebe und Herz. Es schickt sich wohl auch nicht, daß ein Major einen Reitknecht küßt; aber Ihr Onkel thut es doch, ohne sich zu besinnen, und wenn wir Beide vor dem Könige ständen, er würde es thun. Nein, Milchen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ginge hinüber, und sagte in Aller Gegenwart, daß ich Seibolden lieb hätte, daß ich seine Frau werden wollte. Und da würde die Mama auch keine Umstände machen; denn heute muß sie doch Schimpfshalber etwas thun; morgen aber denkt sie vielleicht schon nicht mehr daran, daß Seibold ihr Milchen aus dem Wasser geholt hat. Und dann ist der Major da; der wird gleich Amen! rufen. Gehen Sie Acht, wenn Sie erst anfangen zu trödeln, so geht es gar nicht. Und in der Bibel steht: wer mich bekennet vor den Menschen. Da könnte Herr

 Seibold

Seibold recht ſehen, wie lieb Sie ihn haben! Und da würde bald alles richtig, und Milchen wäre Braut, huſſa! Na, Milchen, ſitzen Sie da nicht länger!

Hennigs Vorſtellungen thaten die heftigſte Wirkung auf die exaltirte Emilie. Sie fand etwas Großes, Erhabnes in einem ſolchen Schritte; und überdies argwöhnte ſie einen Plan ihrer Mutter, von dem die Leſer bald mehr erfahren werden: nehmlich, ſie mit einem gewiſſen abſcheulichen Menſchen zu verheirathen. Man nehme noch dazu, daß in Emiliens Herzen jetzt die ſtärkſten Empfindungen der Dankbarkeit, der Liebe und der Freude lebten und wirkten; daß ſie ganz außer ſich, wie über ſich ſelbſt erhaben war: ſo wird man es nicht unnatürlich finden, daß ſie in dem Tumult ihres Herzens und ihrer Sinne das Unſchickliche eines Entſchluſſes, den ſie jetzt faßte, nicht bemerkte. Sie ſtand auf, ſagte: ich will! und ging.

Mitten unter dem fröhlichen Getöſe der Gäſte öffnete ſich die Thür des Eßſaales, und Emilie, in einem weißen Kleide, mit blaſſen Wangen, und das blonde Haar ſchlicht um die Stirn her hangend, trat langſam herein.

„Emilie!“ rief die kleine Gräfin; und alle Gesichter wandten sich um. Der Major sprang auf, und wollte sein Mädchen in die Arme nehmen; sie sagte aber: lieber Onkel, mein erstes Wort gehört dem Retter meines Lebens.

„Ja, Mädchen, da hast du Recht!“ erwiederte der Major, und nickte mit dem Kopfe. Er führte sie langsam um den Tisch, zu Seibolden. Dieser stand erröthend da, und Emilie trat mit Thränen in den Augen vor ihn hin. Sie wollte verschiedene Male anfangen zu sprechen, und vermochte es nicht. Alles wurde todtenstill im Saale; alle Blicke hingen gerührt auf den beiden Stehenden.

Endlich sagte Emilie sanft: „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Seibold.“ — Mit diesen Worten zog sie einen einfachen Goldring von ihrem Finger. — „Nehmen Sie diesen Ring von mir zum Unterpfande meiner Dankbarkeit, und“ — sie schlang den Arm um seine Schultern, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund — „diesen Kuß zum Unterpfande meiner Liebe.“ — Seibold wollte sie unterbrechen. — „Lassen Sie mich ausreden; ich muß noch einige Worte sagen. Sie lieben

mich schon längst. Bisher zweifelte ich daran; aber heute haben Sie es mir bewiesen. Und ich? ich liebe Sie schon, seitdem ich mich meiner Gefühle zu erinnern weiß."

Der Major nickte noch immer mit dem Kopfe; die Mutter hörte mit gespannter Miene zu, und war sehr ängstlich. Emilie fuhr fort: „Wir schwiegen Beide; erst sollten alle Rechte, die Eltern und Verwandten über mich hatten, an Sie fallen. Das ist heute geschehen. Ohne Sie wäre ich nicht mehr; nun gehöre ich Ihnen, Ihnen allein, und ewig. Ich bitte Sie, nehmen Sie mein Herz, meine Hand an, und geben Sie mir auch Ihren Nahmen; dann bin ich, wie ich wünsche, alles nur durch Sie."

Man kann leicht denken, wie sehr die Gesichter rings um den Tisch her sich veränderten. Der Major hörte jetzt auf mit dem Kopfe zu nicken. „Das kann eine fatale Geschichte werden!" sagte er, und schlich wieder auf seine Stelle.

Die Mutter sprang auf, und lief auf ihre Tochter zu. „Liebe Mutter," sagte Emilie sanft, aber sehr fest und eindringlich; „beruhigen Sie Sich noch einen Augenblick, damit Sie erst

hören, was ich eigentlich will." — Sie wendete sich wieder an Seibold: „Ich weiß wohl, daß Sie fähig sind, Ihre Wanderschaft aufs neue anzutreten. Aber Sie sagten: mit Ihrem Schatten. Ganz richtig! Hören Sie nun auch, wozu ich fähig, wozu ich fest entschlossen bin. Verlassen Sie Sollingen, so verlasse ich Mösberg, und folge Ihnen, als Ihr Schatten. Nichts soll mich davon abhalten; ich sage . . .

Mein Kind, rief die Mutter erhitzt, wir müssen dich einsperren. Jetzt geh den Augenblick auf dein Zimmer! — Bei diesen Worten faßte sie die Hand ihrer Tochter mit Heftigkeit.

Mein theurer Onkel, rief Emilie laut; erbarmen Sie Sich Ihres Kindes! Ich verlange weiter nichts, als ausreden zu dürfen.

Der Major sprang finster auf, und ging zu Emilien hin. — Ich hoffe doch, Herr Bruder, sagte die Schwägerin spitz, Sie werden ein Kind nicht gegen seine Mutter aufhetzen wollen? . . . Fort, den Augenblick, auf dein Zimmer! den Augenblick!

Dem Major standen große Schweißtropfen auf der Stirn. Er sah Emilien eben so finster an, wie die Mutter. „Weiß es der allwissende

de Gott, was hier Recht iſt! Seibold, ſagen Sie, was thu' ich hier!" Seibold war todtenbleich, und ſchwieg. Die Mutter zog Emilien an die Thür. Emilie riß ſich los; der Kammerjunker ſprang auf, und gegen ſie zu. „Bleib' Er ſitzen, Haus Hafenfuß!" rief der Major. „Vor zwei Stunden hätt' Er ſpringen ſollen, als ſie im Waſſer lag! Wenn da Hennig ſchweigt, ſo . . ."

„Die Ehre unſers Hauſes, — ſagte der Kammerjunker —

„— lag heute im Waſſer, und da haſtaſt du Maulaffen feil. Da ſitz dich! Auf dem Tanzſaal ſollſt du nicht groß thun! Bruder Toffel, ſprich doch! du biſt ja Vater!" Endlich ſiegte bei dem Major die Liebe zu Emilien, die noch immer bleich mit ihrer Mutter kämpfte, und nur um die Erlaubniß bat, drei Worte reden zu dürfen.

Er riß ſich die Uniformm auf, und rief: „Liebſte Frau Schweſter! Herr Gott, das Kind kann ja den Tod davon haben! Da ſitzen ſie Alle, als wenn ſie feſt genagelt wären auf den Stühlen, und ich muß mich hier allein herumtummeln." Seine Unentſchloſſenheit und eben darum auch ſeine Angſt wurden ſchnell ſo groß, daß er

den Säbel zog, und mit Thränen in den Augen, halb wüthend, ausrief: „großer Gott, ich könnte ein Unglück anrichten!" Nun sprangen alle Damen kreischend auf. Plötzlich ließ die Mutter Emilien fahren, schlug die Hände zusammen, und rief in einem wirklich Mitleid erregenden Tone: barmherziger Gott! ich unglückliche Mutter! Emilie hörte diesen jammernden Ausruf, und die Natur behauptete ihre Rechte. Sie sank auf die Kniee, und rief mit wilden Blicken, mit ängstlicher Stimme: ach, liebe Mutter, vergeben Sie mir! Ich gehe ja schon! — Mit diesen Worten eilte sie, wie ein gescheuchtes Reh, zum Saale hinaus.

Die Scene war über alle Vorstellung erschütternd und zerstörend. Hennig hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, und schluchzte; der Vater saß todtenbleich da; die Gräfin zitterte wie ein Espenblatt; der Graf goß eine ganze Flasche Wein in sein Glas, und das Tischtuch schwamm, ohne daß er es merkte; der Major zog seine Augenbraunen mit unbeschreiblicher Schnelligkeit auf und nieder; die Mutter schluchzte laut vor Zorn und Scham; Seibold stand wie eine Bildsäule.

Der Kammerjunker ſchlich ſich hinter dem Major weg zu Seibolden hin, und ſagte, vor Zorn wüthend, doch halb leiſe: mach Er, Patron, daß Er die Thür findet! — Der Major hörte das. „Wen nennſt du Er, Burſche? mein Patron? Den Mann da, der deiner Schweſter das Leben gerettet hat? Großer Gott! ohne dieſen Mann wäre hier jetzt ein Haus des Trauerns, ein Sterbehaus. Zwar viel beſſer iſt es auch jetzt nicht. Kommen Sie, Seibold! Wir wollen weg. Wenn es meine Tochter wäre: bei dem lebendigen Gott! noch heute gäb' es Hochzeit. Wer ſich zu einem Mädchen in's Waſſer legt, ein Haarbreit von den Mühlrädern und dem Tode, dem ſollte es doch wohl ganz gehören. Und daß Milchen ſich in der Geſchwindigkeit in Sie verliebt hat, das begreif' ich. Es iſt mir ja eben ſo gegangen mit der Metterin meines Lebens, mit Hannchen."

Wenn es Ihre Tochter wäre, ſagte Frau von Halden, ſo könnten Sie es halten, wie Sie wollten; ich aber will die Schande nicht auf meine Familie laden.

„Schande? Alle Teufel! Schande?" Er ſprang an das Fenſter, und rief mit lauter

Stimme: „die Pferde!“ Auf einmal kam der ganze Hof in Bewegung. Ein Gast schlich nach dem andern fort, und eilte, je eher je lieber in den Wagen zu kommen. Der Major führte Seibolden, der fast ohne Bewußtseyn war, sanft und tröstend die Treppe hinunter, und half ihm auf das Pferd. Alles ritt, oder fuhr ab. Die kleine Gräfin sagte auf der Brücke: hier war es! Ich hätte ihm Emilien gegeben. — Es ist ein intrikater Fall! sagte der Graf; das Fräulein: nein, die Mutter hat Recht; sonst würden ja, wenn man einmal das Unglück hätte, in's Wasser zu fallen, gleich alle Bürgerlichen nachspringen.

Der Major saß bald auf dem Pferde, und ritt langsam nach Sollingen zu. Der alte Hennig blieb immer funfzig Schritte hinter ihm, und verrieth mit keiner Sylbe, daß er so vielen Antheil an der Begebenheit hatte. Niemand sprach; auch Emiliens Bruder nicht. Der Major überlegte, wer eigentlich Recht hätte: seine Nichte oder ihre Mutter. Er sann hin und her; aber die Sache blieb ihm unauflöslich. Daß die Tochter ohne den Willen der Eltern ihre Hand nicht weggeben dürfe, schien ihm ge-

wiß zu seyn. „Mit dem Herzen," dachte er, „ist es ein andrer Fall; denn das ist weg, ehe man es sich versieht, und wenn man auch alle Tage andächtig an das vierte Gebot denkt. Ich habe das ja selbst erlebt. Aber das Herz ohne die Hand! Hm! das ist doch sehr bedenklich." Er gab seinem Pferde die Sporn, und es machte einen Satz. „Halt!" sagte er halb laut; „du sollst die Sporn nicht haben. Aber die Gelehrten müßten sie bekommen, und die Peitsche dazu, daß sie eine solche Sache nicht erläutern. Wem das Herz gehört, dem gehört auch die Hand: das ist richtig. Nun seh aber einer den verdammten Streich! Umgekehrt ist es eben so wahr: wem die Hand gehört, dem gehört auch das Herz. Emiliens Herz gehört nun Seibolden, und er hat es ehrlich verdient; die Hand gehörte ihm obendrein, wenn er nach der Bibel ginge. Aber da ist die Mutter, die ruft: die Hand gehört mir! und sie hat nicht Unrecht. Was soll da ein ehrlicher Mann thun? Seibolden hab' ich lieb, und ich wollte springen vor Freude, wenn er noch mein Vetter würde. Und mit dem Adel, das sind hier nur Narrenpossen; denn er hat sie aus dem Wust

sen gezogen, wie die Prinzessin von Aegypten den Moses. Ja, wahrhaftig! da steht es ja genug genug. Moses war ihr Sohn; und wäre sie jünger gewesen, wer weiß, was dann da stände! Moses Eltern hätten wahrhaftig nicht Nein sagen dürfen, ob sie gleich eine Heidin war. Was man doch für Noth in der Welt hat! Da muß ich mich herum plagen mit Gedanken, als ob ich die Emilie selbst haben wollte! Na, ich glaube, das ist einmal wieder so ein Fall, den man am besten dem lieben Gott überläßt, und bei dem man ihm danken muß, wenn man ehrlich davon kommt."

Unter diesen Betrachtungen kam der Major mit seinen Begleitern zu Hause an, und trug nun den Fall Hannchen vor. Sie überlegte hin und her, bemerkte dabei des Majors Unruhe, und war nun seiner Meinung: man müsse die Sache Gott überlassen. Heimlich aber dachte sie, anstatt Gott, Seibolden. Bei'm Auskleiden sprach der Major auch mit Hennigen über den Fall; und nun gestand dieser seine Schuld. „Alter," sagte der Major, und reichte ihm die Hand; „da hast du wahrhaftig einen dummen Streich gemacht!"

Ja, weil ich mit dummen Menschen zu thun hatte. Wären Sie's nur gewesen, wir wollten einmal sehen, ob nicht Alles jetzt sagen würde: der Hennig fängt doch seine Sachen immer gescheidt an! Denken Sie nur an die Frau Majorin. Es war eben so; nur mit andern Leuten.

„Das ist auch wahr, und du hast es gut gemeint. Aber, Hennig, nun sag einmal" — Er setzte ihm die Sache nach seiner Art aus einander, und erklärte ihm das vierte Gebot.

Warum, frag' ich, erwiederte Hennig mit Eifer — warum müssen Kinder den Eltern gehorchen? Weil sie das Leben und so viel Gutes von ihnen haben. Nun, Milchen hat das Leben von ihrer Mutter, und muß ihr darum gehorchen. Aber heute hat sie das Leben auch von Seibold bekommen; und dem sollte sie nun nicht gehorchen müssen? Und ist sie nicht von Seibold fast ganz erzogen? Und hat sie nicht von ihm das Gute, warum wir Alle sie so lieb haben? Ja, es fragt sich, wer ihr mehr Gutes erwiesen hat: die Mutter, oder Seibold. Darum sag' ich, sie ist Seibolden so viel Gehorsam schuldig, wie ihrer leiblichen Mutter.

Das überzeugte den Major noch nicht. Er

ſah ſehr bald, wie viele Mißbräuche von ſolchen Grundſätzen gemacht werden könnten. „Nein, nein, Hennig. Mit Eltern und Kindern das iſt etwas Heiliges. Man kann hundert Menſchen aus dem Waſſer holen, ohne ſie darum eben lieb zu haben. Wäre das eben ſo wie mit der Eltern Liebe, ſo würden wohl nicht zehn Thaler dafür bezahlt, wenn man einen rettet. Die Elternliebe iſt heiliger. Das laſſe ich mir nicht ausreden, ob ich gleich nicht ſo recht ſagen kann, warum. Es ſteht in der Bibel und hier in der Bruſt."

Warum ſteht denn in der Bibel auch: ſoll Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen? So muß das wohl noch heiliger ſeyn! Und in der Bruſt ſteht es auch; Sie haben's ja ſelbſt gefühlt. Hätte Ihr Vater damals noch gelebt und was dagegen gehabt — ich wollte nur geſehen haben, was Sie gethan hätten!

„Mein Vater würde auch nichts dagegen gehabt haben, Hennig. Aber, wäre das geweſen, ſiehſt du, ſo hätt' ichs gelaſſen, oder — Ja, ſo recht weiß ich nun wohl nicht, was ich da gemacht haben würde. Das vierte Gebot ſteht mir im Wege; es iſt gleich das erſte im

der zweiten Tafel, eben an, noch über dem fünften. Siehst du, es ist wohl noch schlimmer, seinen Eltern ungehorsam zu seyn, als einen Menschen umzubringen. In dem Gebote liegt etwas Heiliges; und wer seine Eltern nicht ehrt, der ist zu nichts nütz in der Welt."

Hm! freilich! Aber hier mit Wilchen und Seibold ist das doch ganz anders, Sie mögen euch sagen, was Sie wollen.

„Das ist wohl wahr; und sieht einen Finger wollt' ich d'rum geben, wenn die Beiden glücklich werden könnten. Ich will mit Seibold und Emilien weinen bis an mein Ende, mich sollte ich in meinem Leben keine vergnügte Stunde mehr haben; aber ein Loch durch's vierte Gebot mach' ich nicht. Hat die Mutter Unrecht, so mag sie es einmal vor Gott verantworten. Ich habe damit nichts zu thun, so lange ich nicht besser weiß, was Recht ist. Rathen will ich zum Guten; und weiter nichts."

Als Hennig weg war, dachte der Major an seine eigene Tochter. „Wenn das Mädchen es sich einmal einfallen ließe, ihr Herz an einen Andern als an Hennig zu geben! Der Donner! Die Mutter hat doch wohl Recht; denn

das litte ich ja nicht, und wenn sie noch blässer wäre, als Emilie. Oder der Hennig machte mir wunderliche Sprünge, und verliebte sich in ein andres Mädchen. Ja, ich wollte ihn! — Aber, wenn sie nun auch in's Wasser stürzte, und ein hübscher ehrlicher Mann spränge ihr aus Liebe nach, und zöge sie wieder heraus? Der Teufel! das wäre doch eine dumme Geschichte!" Er lief eilig zu seiner Frau hinüber, und sagte: „Höre, liebes Hannchen, laß die Kleine ja nicht anders an's Wasser gehen, als wenn Hennig dabei ist! Mir ist da eben ein Gedanke eingefallen. Sag' einmal: wie steht es denn mit Hennig und Hannchen?"

Die Majorin wußte viel Schönes von Beider Liebe zu einander zu sagen. Hennig hält recht viel auf das kleine Mädchen; und auch Hannchen hat den Bruder Hennig von Herzen lieb. Jetzt ist sie noch ein Kind; aber laß sie nur erst größer werden, lieber Mann: dann geht gewiß alles glücklich. Das Mädchen wird schön wie ein Engel, und Seibold meint, Herz und Kopf säßen bei ihr an der rechten Stelle.

„Der arme Seibold! ich wollte, er spräche nur erst wieder! Wenn er's beschlafen hat, dann

will ich doch einmal mit ihm reden, wie ein Mann.“ Unruhig legte der Major sich nieder, und bis Mitternacht hielten Sorge und Kummer seine Augen offen.

Am folgenden Morgen kam ein Brief von Emilien an den Major. Auf dem zweiten Umschlage stand: „ich bitte Sie, lieber Onkel, diesen Brief Seibolden vorzulesen. Er enthält die Entscheidung seines und meines Schicksals. Noch einmal, lieber Onkel, lesen Sie ihn ja nicht früher.“

Der Major ging zu Seibolden, der ihn mit einem langen Händedruck empfing. „Ich habe hier einen Brief von Emilien, den ich Ihnen vorlesen soll. Riegeln Sie einmal die Thür zu, daß wir ungestört, als Männer und Freunde, mit einander überlegen können. Wir wollen doch hören, was ein Mädchen uns bei dem Falle zu rathen weiß.“ Er brach das Siegel auf, und fing an zu lesen.

„Ich schreibe diesen Brief an Sie, lieber „Seibold, nicht unter Thränen, nicht unter „dem verwirrenden Toben einer Leidenschaft, „gewiß nicht, sondern mit aller Ruhe und „Besonnenheit, die mein Herz in dieser schlaflosen Nacht hat sammeln können.“

„Es haben mehr Menſchen eine ſchlafloſe Nacht gehabt, Fräulein Emilie!“ brummte der Major.

„Ich habe Sie lange geliebt, und Sie „wiſſen es eben ſo lange.“

Der Major ſah Seibolden fragend an. — Leider! ſagte dieſer.

„Auch Sie liebten mich. Daran kann ich „jetzt nicht mehr zweifeln.“

Seibold ſtand ſeufzend auf. Der Major ſagte: „alſo auch wahr?“

„Ich habe Ihnen viel zu ſagen; aber was „ich Ihnen ſage, kommt aus dem Grunde „meiner Seele. Nichts wird meine Entſchlüſ„ſe ändern. Das verſichere ich Ihnen bei dem „Augenblicke, da ich wieder in's Leben zurück„kehrte, und Sie an meinem Bette knieen „ſah. Ich kann mir keinen heiligern Augen„blick in meinem ganzen Leben denken, nur „den ausgenommen, wenn Sie einmal ſter„bend in meinen Armen lägen, ich an Ih„rem Bette knieete, und Sie mir verſicher„ten, daß ich Sie glücklich gemacht hätte.“

Der Major ſchüttelte heftig den Kopf, wiſchte

wischte sich die Augen, und hustete eine Thräne weg, die so eben hervorbrechen wollte.

„Ich habe den Umfang meiner kindlichen „Pflichten genau überdacht, und bin jeden „Augenblick bereit, in die Ewigkeit einzutreten, „ohne zu zittern.“

„Nun Milchen, Gott gebe, daß du das kannst! und wir Alle, Amen!“

„Hätte ich zwischen meinem und meiner „Mutter Glücke zu wählen, so opferte ich „ohne Bedenken mein eignes auf.“

„Recht so! brav! Wenn doch die Mutter den Brief sähe!“

„Ich würde meine Hand ohne Seufzen „einem Manne geben, den ich nicht liebte, „wenn ich dadurch meine Mutter retten könnte. „Das weiß ich, und so bin ich ruhig.“

„Ich auch, Gott Lob!“

„Aber soll ich wohl mein Glück aufopfern, „um ein elendes Vorurtheil meiner Eltern „nicht zu beleidigen? Das hieße ja, die Kinder „als Sklaven an Thorheiten, an Verbrechen „verkaufen. Wem, das wollte die Natur „nicht. Sie werden mir vielleicht widerspre„chen. Aber beweisen Sie mir, daß meine

„Mutter das Recht hat, ein solches Opfer von „mir zu fordern; und ich will meine Hand „auf der Stelle dem Präsidenten Selenberg „geben, dem sie mich bestimmt.“

„Aller Welt Teufel!“ rief der Major, und sprang auf. „Seibold, reiten Sie, entführen Sie das Kind! Da hat sie Recht. Nein, hier hört das vierte Gebot auf, und alle andern Gebote dazu. Selenberg? der Sünder, gegen den Judas Ischarioth und Kain Heilige sind? Ein Kerl, so ausgedörrt, als hätte er schon ein Jahr lang in seiner Heimath, am Galgen, gehangen? Sie kennen den Menschen wohl nicht, lieber Seibold. Er spricht durch die Nase, als ob ihm das Nasenbein fehlte. Ein Religionsspötter und ein Menschenhasser, ein wahrer Pontius Pilatus, der das Gute kennt, sich die Hände wäscht, und alles Böse thut! Was? dem soll das Mädchen aufgeopfert werden? Reden Sie, Seibold. Sind die Kinder auch denen Eltern Gehorsam schuldig, die sie dem Moloch in die glühenden Arme legen, wie es da in der Bilderbibel steht? Denn so ein Moloch ist der Selenberg leibhaftig.“

Seibold hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen. „Nein," rief der Major; „das heißt ja heidnisch mit den Kindern umgehen! . . . An den Selenberg? Gott behüte! Das wäre ja, wie in der Türkei! . . . Aber wir müssen doch sehen, was die arme Kreuzerägerin weiter schreibt."

„Ja, diesem verächtlichen Menschen hat „meine Mutter meine Hand zugedacht. O Seibold, es ist Nothwehr, was ich thue."

„Das ist es! Und wenn sie sich in die Mühlräder stürzte, so wäre es Nothwehr."

„Ich könnte mich und meine Hand dem „ersten besten ehrlichen Landmanne antragen, „den ich fände, um dem Elende zu entgehen, „das mir in einer Verbindung mit diesem „Abscheuswürdigen drohet. Mein Glück könnte „ich opfern; aber auch meine Tugend, mein „moralisches Gefühl? Das müßte verloren „gehen, wenn ich des Elenden Gattin würde; „und ein solches Opfer kann selbst Gott nicht „verlangen."

„Gott erbarme sich, daß eine Tochter so was von ihrer Mutter sagen muß!" Er warf den Brief auf den Tisch. „Und Milchen ist

nicht die Einzige, die so zu klagen hat. Lieber Gott, Seibold, es ist ein Unglück, daß die Eltern bei den Verheirathungen ihrer Kinder an weiter nichts, als an den Geldsack, denken. Ein Titel, gutes Einkommen, und dann höchstens ein unbescholtener Nahme: das ist alles, was man in Erwägung zieht. Ob das junge Ding, das sie mit Freuden ausstatten, ihre Tugenden, oder, wie es Milchen da nennt, ihr moralisches Gefühl, einbüßt, darum denkt kein Mensch. Sehen Sie nur, meine Schwägerin ist gerade nicht so böse, wie Sie wohl glauben mögen, aber herzlich unwissend in allem, was die Ewigkeit angeht. Zum Glück paßt mein Bruder für sie; er ist bei ihr nicht schlimmer geworden. Glauben Sie wohl, daß ich, wenn das Unglück sie zu meiner Frau gemacht hätte, jetzt ein Teufel an Bösheit, Zorn und Menschenfeindschaft seyn müßte? Aber darum denkt kein Mensch. — Nu, wir wollen weiter lesen."

„Ich fordere Sie auf, Sie, dem ich einen „großen Theil meines Guten verdanke, mir „dieses Gute auch zu erhalten, und mich aus „dem Abgrunde der Verzweiflung zu retten, „in den meine Mutter und mein Bruder mich „stürzen wollen."

„Alle Teufel! Der Bruder? Sie meint den Kammerjunker. Gnade dir Gott, wenn du mir einmal unter die Fuchtel geräthst! Ich will dir das Kuppeln vertreiben!"

„Wenn Sie hier noch bei Ihrem Nein „beharren, so fühle ich mit Thränen im Auge „und Herzen, daß Sie gestern besser gethan „hätten, mich dem Wasser zu überlassen. Ich „beschwöre meinen Onkel, Sie, den Mann, „in dessen Hand mein Glück, mein Leben und „meine Tugend liegen, bei sich zu behalten und „Sie nicht in die weite Welt gehen zu lassen, „wie Sie es Willens sind. Dagegen verspreche „ich, ruhig zu seyn, mein Schicksal abzuwarten, „und — wenn Sie mich überzeugen können, „daß es meine Pflicht ist, dem Glücke meines „Lebens um eines Vorurtheils willen zu ent„sagen — meine Hand dem Ersten Besten zu „geben, der nur ein ehrlicher Mann ist."

„Emilie."

„Das ist ein Brief!" sagte der Major; „den sollte man drucken lassen, und allen Müttern dediciren. Aber, was schreibt sie denn da von in die weite Welt gehen? Das ist nichts! Die Hand darauf, wie ein ehrlicher Mann,

daß Sie bleiben wollen, und thun, was Sie schuldig sind, und ablauern, ob nicht die Schwägerin am Ende doch noch schachmatt wird."

Ablauern, Herr Oberstwachtmeister? Das kam nicht aus Ihrem Herzen! Wenn es nun Pflicht ist, zu gehen?

„Pflicht? Und das arme Ding sprünge dann freiwillig von der Brücke! Ablauern! Das ist freilich ein Spitzbubenwort. Ei nun! manchmal trillen sie einen auch so lange, bis man gezwungen ist, so etwas herauszustoßen! . . . Wenn's nun aber mit dem Gewissen bestehen könnte, daß Milchen Ihre Frau würde: was dann? Antwort!"

Dann? O, ich würde . . . Emilie mein! O Gott!

„Topp, lieber Herr Vetter!" rief der Major, und umarmte Seibolden. „Zwar weiß ich noch nicht, wie es werden soll, daß wir unser Gewissen dabei bewahren; aber das wird sich ja finden. — Sie bleiben also hier in Sollingen, lieber Vetter?"

Das versprach Seibold auf vieles Bitten mit einem Handschlage. Nun ließ der Major seinen Renner satteln, und ritt im Galopp nach

Moorberg, weil er wiſſen wollte, ob Emilien auch nichts zu leide geſchehen wäre.

Es war ihr nicht ſo ſchlimm gegangen, wie man bei dem Charakter ihrer Familie wohl glauben ſollte. Die Mutter mußte freilich ſehr aufgebracht ſeyn, als ſie auf einmal den Eſſaal leer ſah; ſie lief indeß nur in ihr Zimmer, und weinte da bitterlich vor Scham und Zorn. Auch ihr Mann hatte ſich auf ſein Zimmer geſchlichen, um ſeiner Frau aus dem Wege zu kommen und einen Dompfaffen eine neue Melodie zu lehren. Aber in des Kammerjunkers Bruſt kochte Gift und Galle.

Er ſchlug die flachen Hände klatſchend zuſammen, und rief: möchte die Raſende Alles gethan haben — was geht es mich an! Aber einen éclat, einen ſolchen éclat, der ſich gar nicht maskiren läßt! Gewiß erfährt der Hof die lächerliche Sache, und dann macht Alles mir grinſende Geſichter. Ich wollte, der Teufel holte den albernen Major mit ſeiner Reiterei! Iſt es nicht, als ob ihn ein böſer Genius uns beſtändig in die Quer ſchickte?

Er überlegte einige Minuten, was zu thun ſey, um den éclat, wo möglich, zu unterdrük-

ten; dann ging er zu seiner Mutter. So bald diese einen Menschen hatte, mit dem sie sprechen konnte, brach ihre Wuth über Emilien, den Major und Seibold sogleich hervor. Sie sprang auf, und wollte zu ihrer Tochter hin. Karl hielt sie zurück. Liebe Mama, sagte er, darüber beklagen wir uns ja eben, daß Emilie und ähnliche Menschen immer dem Antriebe ihrer Gefühle blindlings folgen. Sie sind jetzt zornig, liebe Mama, und werden Emilien, wenn Sie zu ihr kommen, mißhandeln. Dann wird sie erbittert werden, und aus Trotz das nicht thun, was Sie wünschen. Was kommt bei dem Lärmen heraus? Nichts, als daß die Domestiken in der Nachbarschaft zu erzählen haben. Wir müssen wahrhaftig jeden éclat vermeiden. Meinen Sie, Selenberg würde eine Närrin heirathen, die man eingesperrt hätte, damit sie nicht mit einem gemeinen Kerl davon liefe? Ich stehe Ihnen dafür, sie wird nicht weglaufen. — Die Mutter ließ sich durch diese Vorstellungen besänftigen, und nun überlegte sie mit ihrem Sohne, wie man Emilien behandeln müßte, daß sie Selenbergen ihre Hand gäbe.

Verächtlicher kann wohl nicht leicht ein

Mensch seyn, als eben dieser Präsident Galenberg. Er wurde bei seinem sanguinischen Temperamente schon in der frühesten Jugend verführet, und war bald ein ausgemachter Wollüstling. Aus Frankreich und Italien, wo er in dem Genusse aller Arten von grober Sinnlichkeit noch die letzte Kraft seines Körpers und den Ueberrest seines moralischen Gefühles zugesetzt hatte, kam er wie ein Skelett zurück. Es fehlte ihm nicht an Geist und an einer gewissen Feinheit im Umgange; deshalb war er am Hofe sehr beliebt, zumal da er auch ein beträchtliches Vermögen besaß, das er als Mann durch eine Erbschaft wieder bekommen hatte, und da er eine Fete mit vielem Geschmacke anzuordnen wußte. Außerhalb seines Hauses war er immer heiter, und man sah die üble Laune nicht, die ihm seine körperlichen Schwächen verursachten. Er hatte alle Verdienste der großen Welt: Artigkeit, Politur, Geschmack; übrigens seine moralische Tugend (die er auch sehr lächerlich fand), und nur Ein Laster: die Wollust. Dieser Instinkt beherrschte ihn aber so mächtig, daß er alles in der Welt aufopferte, um ihn zu befriedigen. Er war sonst sehr un-

schädlich, und that niemanden etwas zu leide, bis die Wollust mit in's Spiel kam; dann aber konnte er ein Tieger seyn.

Dieser Mann hatte Emilien in Moorberg gesehen. Ihre frische Jugendfarbe, ihr schlanker, schön geformter Körper, das Sehnsuchtsvolle in ihren dunkel flammenden Augen, und hauptsächlich ihre Unschuld, erregten in dem entnervten Wollüstlinge noch einmal die mächtigen Gefühle seiner Jugend. Seine Augen verfolgten das schöne Mädchen bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung. Er machte sich mit den feinsten Schmeicheleien an sie, und sie bemerkte ihn kaum. Doch selbst diese Vernachlässigung war ein Reiz mehr für seine Begierde, und er konnte sich unmöglich entschließen, seine Hoffnungen aufzugeben, da er sonst bei vielen Weibern sogleich Gehör gefunden, oder sie doch mit der Zeit verführt hatte. Er kam wieder; und Emilie blieb sich gleich. Der elende Wollüstling begriff nicht, daß die Sehnsucht in Emiliens dunkel flammenden Augen etwas Andres seyn könne, als Verlangen nach Wollust; und er betrog sich, wie er sich schon oft betrogen hatte, ohne deshalb an Unschuld und Reinheit der Seele glauben zu lernen.

Emilie fing an, ihn zu vermeiden, weil ſie erfuhr, wie ausſchweifend er geweſen war; er konnte es aber nicht über ſich gewinnen, ſeine Plane aufzugeben. Sobald Karl in der Hauptſtadt ankam, drängte Selenberg ſich an ihn, und brachte ihn mit der gehörigen Feinheit auf die Idee, daß Emilie Hofdame werden ſollte. Es gelang ihm zwar nicht, dies durchzuſetzen; indeß ſchloß er ſich immer vertraulicher an Karln, erwies ihm große Gefälligkeiten, und lehrte ihn auch, ſich auf dem ſchlüpfrigen Boden des Hoftheaters feſt zu erhalten. Mit dem Allen kam aber Selenberg nicht weiter; und was ihm Karl von Emiliens Charakter ſagte, gab ihm auch keine Hoffnung, ſie jemals verführen zu können. So mußte er ſich denn zu einem Schritte entſchließen, vor dem er ſich, als vor einer Thorheit, ſo lange gehütet hatte. Er ſagte Karln, natürlicher Weiſe wieder mit großer Feinheit, und nach langer Vorbereitung: ich liebe Ihre Schweſter, und bitte Sie um Ihre Fürſprache, wenn ich mich um die Hand der reitzenden Schönheit bewerbe.

Karl antwortete nichts Beſtimmtes, weil er Emiliens Widerwillen gegen Selenberg ſchon

konnte; doch machte diese Aeußerung ihm großes Vergnügen. Vortheilhafter für ihn, den so ehrsüchtigen Menschen, konnte Emilie nie angebracht werden; denn Selenberg war reich, und hatte Rang, persönliches Ansehen am Hofe, und durch seine mächtige Familie Einfluß auf alles im ganzen Lande. Und Emilie selbst? Die wird wohl noch lernen, dachte er, daß gerade ein Mann wie Selenberg der beste ist! Sie wird ja bei ihm leben können, wie sie nur will!

Als er nun wieder nach Moorberg kam, um sich dem Grafen von Espenbruch vorstellen zu lassen, theilte er seiner Mutter Selenbergs Aeußerung mit, und setzte ihr alle die Vortheile auseinander, die er sich von Emiliens Verheirathung mit dem Präsidenten versprechen könnte. Selenberg, sagte Karl, hat sogar auf den Grafen Espenbruch Einfluß! — So viel wäre nicht einmal nöthig gewesen, die Mutter ganz auf seine Seite zu ziehen. Beide überlegten nun, wie Emilie, trotz ihrem offenbaren Widerwillen gegen den Präsidenten, dahin zu bringen wäre, daß sie ihre Einwilligung gäbe.

Man wollte Emilien nach und nach gewinnen, Karl hatte schon angefangen, ihr die Reise

des Stadtlebens und des Hofes zu schildern. Sie gab kaum Acht darauf; er kehrte sich aber daran nicht, und glaubte, durch Wiederholung mit neuen schimmernden Farben endlich dennoch zu seinem Zwecke zu kommen. Auf einmal wurden ihm durch Emiliens dreisten Schritt die Augen geöffnet. Er fand nun in ihrem Herzen Schwierigkeiten, aber zugleich auch Mittel, sich zu helfen. Der Plan wurde mit der Mutter verabredet, und dann ging Karl sogleich zu seiner Schwester.

Emilie erschrak, als sie ihren Bruder kommen sah, weil sie nicht viel Gutes vermuthete. Er nahm ihre Hand, und sagte in einem mitleidigen Tone: ich bedaure dich, liebe Emilie. Freilich begreife ich sehr wohl, daß ein junges Herz, wie das deinige, zu dergleichen süßen Irrthümern kommen kann; aber liebes Kind, nimm es mir nicht übel, eine solche Leidenschaft, an die doch zuverlässig weiter Niemand von der ganzen Tischgesellschaft glaubte, als du, dein Geliebter, und höchstens der Onkel — eine solche Leidenschaft so öffentlich Preis zu geben: das war .... Wenn ich nur wüßte, liebe Emilie, wie du auf den Einfall gekommen

lich das öffentlich zu ſagen, was du ſchlechterdings heimlich ſagen mußteſt! Denn daß Mama eine ſolche Romanen-Verbindung zugeben würde, das haſt du doch unmöglich glauben können. Seibold hat dir das Leben gerettet. Nun ja! Aber darauf kannſt du dich nicht berufen; denn wenn der Schweinehirt hier in Mockberg dich aus dem Waſſer gezogen hätte: was würdeſt du ſagen, wenn er deine Hand zur Belohnung dafür verlangte? Es iſt alſo offenbar, daß du darauf kein Recht gründen kannſt. Tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn du geſchwiegen hätteſt.

Emilie antwortete nicht, weil ſie ihm nicht wußte. Du haſt, fuhr er fort, die ängſtliche Sache nun einmal in's Publikum gebracht; jetzt kann nur ein eben ſo raſcher Schritt deinen guten Nahmen retten, und die Mama beruhigen. Die arme Mama! ſie wird den Tod davon haben, wenn du bei deinem Sinne bleibſt! — Den Tod? fragte Emilie, ſchnell erblaſſend; den Tod? meine Mutter? O Karl, darf ich ſie ſehen? — Ja, liebe Emilie, antwortete er ſanfter; ſie ſelbſt verlangt nach dir. Ihr Herz iſt gebrochen, liebe Schweſter. In der That,

du hast sie nicht kindlich behandelt! — Jetzt sprang Emilie laut weinend auf, und bat ihn, sie zu ihrer Mutter zu bringen.

Er wollte sie erst vorbereiten; aber sie stürzte bei ihm weg, in das Zimmer ihrer Mutter, und er folgte ihr. Die Mutter saß auf dem Sofa, und hatte ihr Gesicht auf ein Polster gelegt. Emilie warf sich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hand, und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Das Muttergefühl erwachte bei der Scene von Neuem einmal. Sie hob das Gesicht von dem Polster auf, und blickte mit weinenden Augen auf ihre Tochter. Diese Stellung, diese Blicke waren in der Familie so ungewöhnlich, daß Beide jetzt desto inniger fühlten, was eine Mutter der Tochter ist, und was eine Tochter der Mutter seyn soll. Ach, Emilie! seufzte die Mutter mit gebrochenem Herzen. Emilie hob die Arme zu ihr auf, und rief: „o, theure Mutter, vergeben Sie mir! Ja, ich will Alles thun, was Sie wünschen. Alles! alles!"

Alles? erwiederte die Mutter, indem sie ihre Arme um Emilien schlang, und sie an ihre Brust zog. Diese zärtliche Umarmung, auf

welche Emilie nicht gerechnet hatte, vollendete den Triumph der Mutter. Emilie fühlte in diesem heiligen Augenblicke nichts, als daß sie Tochter war. „Alles, alles," rief sie, „was Sie nur fordern!"

Nun bist du meine Tochter wieder, sagte die Mutter. So bitte ich dich, Kind, gieb deine Hand dem Präsidenten Selenberg!

Emilie wurde bleich, und ein heftiger Schauder durchflog alle ihre Glieder. Sie wendete sich trostlos ab, und hob die zitternden Hände zum Himmel auf. „Nennen Sie einen andern Mann, liebe Mutter," sagte sie endlich mit leiser Stimme; „ich will ihn nehmen, will unglücklich seyn, weil Sie es wünschen. Aber nennen Sie einen andern Mann!"

Warum willst du Selenbergen nicht? fragte die Mutter, und ihre Schläfe wurden blutroth. Warum? Sag deine Gründe!

„Weil er ein ausschweifender, abscheulicher Mensch ist. O, ich bitte Sie, liebe Mutter..."

Sey vernünftig, Emilie! Selenberg ist ein angesehener Kavalier, den der Hof schätzt; er hat Vermögen und durch seine Familie den größten Einfluß. Nun ja, er ist wild gewesen;

sen; aber das sind alle junge Leute. Du wirst ihn schon korrigiren.

„Ach, Mutter, ist Ihre Emilie nur dazu bestimmt, einen elenden Menschen zu bessern? Soll ich selbst denn nicht glücklich seyn?"

Das bist du ja, wenn du Seelenbergen deine Hand giebst: am Hofe, reich, geehrt, und im Stande, Karln bei seinen Planen zu helfen.

„O, liebe Mutter, um Karln zu helfen, soll ich verzweifeln? Bin ich denn nicht Ihr Kind, wie er? Gott erbarme sich meiner!"

Das sind Possen. Genug, du mußt. Karl hat Seelenbergen schon sein Wort gegeben.

„Karl?" fragte Emilie, und betrachtete ihren Bruder. „Wenn er das Recht hat, meine Hand zu versprechen; so habe ich das Recht, sie zu verweigern. Seelenberg wird nie mein Mann; glauben Sie mir das, Mutter." Sie versank in sich selbst.

Ich werde Mittel finden, dich zu zwingen! rief die Mutter in aufwallender Hitze.

Das werden wir gewiß, du verliebte Stomatenheldin! sagte Karl, seine Kälte verlierend.

Emilie sah ihm kalt und mit Verachtung in's Gesicht. Elender Mensch! sagte sie dann, und ging mit diesen Worten stolz aus dem Zimmer.

Mutter und Sohn standen betreten da; aber seine Kunst wußte nicht einmal, daß er sich in dem Netze seiner eigenen Niederträchtigkeit gefangen hatte.

Emilie ging auf ihr Zimmer, und Karl folgte ihr bald dahin nach, um die Sache wieder in's Geleise zu bringen. So wie er in die Thür trat, klingelte Emilie, und ihre Jungfer kam. Karl sagte: Emilie, ich habe mit dir allein zu sprechen. Emilie sagte: du bleibst hier, liebes Kind. — Sie geht! rief der Kammerjunker mit zornigem Gesichte; und das Mädchen eilte aus dem Zimmer.

Karl fing an zu reden; Emilie nahm ihre Harfe, und spielte. — Emilie! rief Karl erhitzt! ich rathe dir . . . ! — Emilie sagte hierauf: „Dem Hirn meiner Hand hast du meine Mutter gemacht; aber Herr meiner Ohren werd' ich doch bleiben!" — Er mußte zuletzt gehen, da sie schlechterdings nicht auf ihn hörte.

Die Mutter wollte Strenge gebrauchen;

Karl verhinderte das aber. Strenge, sagte er, würd sie noch hartnäckiger machen, als sie schon ist. Man überließ nun Emilien sich selbst, und nahm sich nur vor, sie genau zu beobachten. In der Nacht schrieb sie den Brief, den die Leser schon kennen. Früh Morgens sah sie einen Bauer, dem sie Wohlthaten erwiesen hatte, warf ihm den Brief aus dem Fenster zu, und bat ihn, daß er damit sogleich nach Gottlingen reiten möchte.

Endlich kam der Major in vollem Galopp, und flog, sobald er vom Pferde gestiegen war, die Treppe hinauf, zu seiner Schwägerin. „Was macht Emilie?" fragte er gleich bei'm Eintritt mit einem Gesichte, auf dem schon Gewitter wolken hingen.

Der Major war der einzige Mann, den Karl und die Mutter fürchteten. Er sprach seit langer Zeit bei allem mit, was in Moosberg geschah, und hatte gleichsam ein väterliches Ansehen im Hause. Zwar that man nichts von alle dem, was er wollte, aber man zitterte doch vor seiner Freimüthigkeit, die niemanden verschonte. Liebe Mama, sagte Karl oft zu seiner Mutter, bedeuten Sie doch dem Major

einmal in Ernſt, daß er hier nicht mitzuſprechen hat?" — Eben daſſelbe ſagte Frau von Halden ihrem Manne. Der Kammerherr mußte freilich ſonſt immer thun, was ſeine Frau von ihm forderte; doch in dieſem Falle wies er ſie mit den Worten ab: das ſag du dem Major ſelbſt! Er fürchtete ſeinen Bruder, wie ſeine Frau und Karl.

Emilie, antwortete Frau von Halden dem Major, iſt eine Närrin, die das vierte Gebot vergeſſen hat; und Sie, Herr Bruder, werden wohl daran thun, wenn Sie das Mädchen nicht in ihrer Narrheit beſtärken. Mein Mann und ich, wir ſind Eltern, und wiſſen für unſre Kinder ſelbſt zu ſorgen.

„Ihr Mann? mein Bruder?" antwortete der Major. „Daß Gott erbarm! Der hat ſich ja das Regiment aus der Hand winden laſſen. Er weiß wohl noch nicht einmal, was hier mit Emilien werden ſoll! Iſt Emilie auf ihrem Zimmer?"

Ja; aber ich habe ihr verboten, Beſuche anzunehmen.

„Ich bin kein Beſuch; ich bin ihres Vaters Bruder."

Nun ja! Aber sie soll Niemanden sprechen, ohne daß ich dabei bin! antwortete die Mutter, und ging mit ihm.

„Was ich Emilien zu sagen habe,“ erwiederte der Major im Gehen, „das kann meinethalben gedruckt werden.“

Als er zu Emilien in das Zimmer trat, lief sie ihm mit einem Freudengeschrei entgegen. O, mein gütiger Oheim! rief sie, und hängte sich an seinen Hals. Er drückte sie mit Vergnügen an sein Herz, da er sie so wohl sah, schwieg aber, weil er nicht wußte, wie er in Gegenwart der Mutter zu sprechen anfangen sollte. Frau von Halden ließ es sich nicht einfallen, daß der Major ihr Vorhaben mit dem Präsidenten Selemberg schon wüßte, und sagte spitz: nun! so ist es recht, wenn der Onkel eine ungehorsame Tochter in Schutz nimmt!

„Ungehorsam? Was nennen Sie ungehorsam?“

Die Mutter suchte auszuweichen. Sie werden es doch wohl nicht hübsch finden, daß Emilie sich einem Menschen . . . ich will mich nur gelinde ausdrücken . . . einem Menschen, der nicht von ihrem Stande ist — daß sie sich

einem solchen Menschen öffentlich in einer großen Gesellschaft anbietet, als wäre sie mannstoll?

„Hm!" sagte der Major: „hübsch find' ich das nicht; unbesonnen find' ich's, und hab' es schon gestern so gefunden, ob ich gleich begreife, wie Emilie sich von ihrer Dankbarkeit so hinreißen lassen konnte. Ja, unbesonnen find' ich's. Aber," fuhr er mit fürchterlich funkelnden Augen und lauter Stimme fort — „höllisch, teufelisch, mehr als teufelisch, find' ich's, daß ihr das Mädchen da an das ausgemergelte Gespenst, an den Schurken, den Seinberg, verkuppeln wollt. Was? Ihr könnt euch unterstehen, dem unschuldigen, jungen, keuschen, und — ja, auch das will ich sagen — Liebe verlangenden Mädchen einen Menschen vorzuschlagen, dessen Blut nichts ist als höllisches Gift aus den Pariser Bordellen, dem die Sünde aus dem Triangelgesicht, aus den todten Glasaugen, aus der welken bleichen Haut lebendig hervor guckt? Hölle, Tod und Teufel! Meine arme, verlassene Emilie soll Witwe werden, ehe sie noch Frau ist? sie soll verwelken, ohne von einer Minute ihres Lebens sagen zu können: ich war glücklich? — So

habt ihr's mit dem Mädchen im Sinne; und ihr wollt noch ein Wort dagegen sagen, wenn sie Lust hat, einem gesunden, tugendhaften, klugen Manne, einem Manne, ohne den sie nicht mehr lebte, ihre Hand zu geben? ... Sey ruhig, liebe Emilie. Ehe du Selenbergs Frau werden sollst, — das schwör' ich dir bei meiner Seligkeit! — eher will ich deinem Bruder den Schurkenkopf vom Rumpfe hauen, und hier das Mord- und Raubnest anstecken. Gott weiß, ich habe in Feindes Land nicht gesengt und gemordet; und hier zwingen sie mich dazu!"

Frau von Halden wurde darüber, daß der Major ihren Plan schon wußte und ihn nun vereiteln wollte, weit zorniger, als über sein Schimpfen. Sie stieß Emilien heftig von sich, und rief: das will ich dir gedenken! ich will dich deine Mutter beklatschen lehren! — Emilie taumelte zu Boden, mehr, weil sie nicht auf den Stoß gefaßt war, als von dessen Heftigkeit. Der Major hob sie auf. — „Wie?" sagte er etwas sanfter, weil Emilie sein Mitleid erregte: „soll das Kind es nicht seinem einzigen Freunde klagen, soll es nicht seine Arme nach Hülfe ausstrecken, wenn die Mutter es dem Moloch

opfern will?" Er drückte Emilien an seine Brust, und küßte sie. Schnell ging sein Mitleiden wieder in die größte Heftigkeit über, und er rief: „nein, Madame! meines Vaters Enkelin sollen Sie nicht mißhandeln! . . . Komm Milchen!" Er faßte ihre Hand, führte sie in den Vorsaal, und rief aus dem Fenster: „Hennig, sattle auch den Goldfuchs! . . . Du sollst zu mir, Emilie."

Frau von Halden fühlte, daß alles verloren wäre, wenn der Major ihre Tochter mit nach Solingen nähme. Sie sah im Geiste Emilien schon mit Seibolden kopulirt. In der Angst lief sie nach ihres Mannes Zimmer, öffnete die Thür, und schrie ihm zu: komm heraus, und rette deine Tochter! — Der Kammerherr gerieth über das fürchterliche Gesicht seiner Frau in großen Schrecken. Er sprang auf, und fragte: ist schon wieder ein Unglück geschehen? — Karl kam dazu, und die Mutter machte ihn tobend mit des Majors Absicht bekannt. Bruder! rief der Kammerherr nun, halb bittend, halb drohend: was soll das in meinem Hause? — „In deinem Hause? Tölpel, du hast noch die Dreistigkeit, so zu sprechen? Wenn du Va-

ter und Herr hier bist, so sage mir doch: an wen wollen denn deine Frau und dein Sohn Emilien verheirathen?" — Verheirathen? erwiederte der Kammerherr; ich weiß von nichts.

„Siehst du? Schäme dich, Tölpel! Der Bursche da will die Hand deiner Tochter verschachern, und du weißt nicht ein Wort davon! Ja, ja! verschachern an einen Schurken, für den eine H . . . e noch zu gut seyn würde: aus Seelenbergen! Du, Herr im Hause? ein Miethsmann bist du, dem der Junge da aus Gnade sein Zimmerchen läßt! . . . Emilie soll mit mir nach Sollingen!"

Der Kammerjunker wollte sich in die Sache mischen; seine Mutter bat ihn aber, zu schweigen, weil der Major schon mit einem fürchterlichen Gesichte auf ihn zu trat. Emilie hätte jetzt ohne Widerrede mit nach Sollingen reiten können; sie nähevte sich aber ihrer Mutter, und sagte: liebste Mutter, versprechen Sie mir, kein Wort weiter von Seelenbergen zu reden, und ich bleibe hier. Die Mutter versprach das; und der Bruder wollte es ebenfalls versprechen. „Still, Bursche!" rief der Major; „du hast hier nichts mitzureden! Und ich rathe dir, dein

Knopfen bleiben zu laſſen, wenn ich dich nicht ſuchteln ſoll, daß du vier Wochen lang nicht gehen und ſtehen kannſt!"

Frau von Halden machte aus der Noth eine Tugend, und umarmte Emilien, weil es das beſte Mittel war, den Major zu verſöhnen; und wirklich wurde er bei dieſem Anblicke ſo gleich wieder ſanfter. Er ſprach Emilien noch hier einige Augenblicke allein. „Sie werden mir nicht Wort halten, Emilie!" — Das weiß ich, lieber Onkel; aber ich will Seibalden zeigen, daß ich meine Pflicht thun kann, daß ich ſeiner werth bin. — Der Major verſicherte ihr dagegen, daß Seibald in Sollingen bleiben ſollte. Er machte ihr keine Hoffnungen; aber ſie ſah doch, daß er mehr für, als gegen ihre Liebe war, und ſie wurde nun ſo heiter, als wäre ſie ſchon die Braut des edlen Mannes. Der Major verſprach ihr noch beim Abſchiednehmen, öfters zu kommen, und ſich zu erkundigen, ob man ihr auch Wort hielte.

Er war zufrieden, weil er doch nun wußte, daß man Emilien nichts zu leide gethan hatte; aber deſto unzufriedener waren die Mutter und Karl. Beide begriffen nicht, was der Major

und Emilie eigentlich gegen Colenberg hatten. Sie wollten das Mädchen gar nicht aus Haß mit dem Präsidenten verheirathen. Daß er ausschweifend gewesen war, wußten sie freilich, und eben so, daß er auf die schändlichste Weise unschuldige Mädchen verführte; allein solche Kleinigkeiten konnte man ihm ja wohl übersehen, da er Einfluß hatte, und reich, von gutem Hause, ein Mann von Welt, und bei Hofe beliebt war. Wie konnte Emilie je einen beseren Mann bekommen? Und der Major wollte den ganzen schönen Plan auf einmal wieder zerstören! Mutter und Bruder gaben zwar die Idee nicht auf, Emilien dahin zu bringen, daß sie einwilligte; aber Beide sahen ein, daß sie erst den verhaßten Major aus dem Spiele schaffen müßten. Karl ersann einen Plan, und theilte ihn seiner Mutter zum Ausführen mit. Freilich sah sie wohl ein, daß damit nichts gewonnen wäre; aber sie konnte doch dem verhaßten Major einen Verdruß machen; darum gab sie ihre Zustimmung. Der Kammerherr sollte, nach diesem Plane, dem Major allen Umgang förmlich aufsagen, und zwar in einem höhnischen, verächtlichen Tone.

Es war nicht leicht, den Kammerherrn zu einem ſolchen Schritte zu bewegen; er liebte ſeinen Bruder, ſo viel er jemanden lieben konnte, und überdies hatte er ſich einige Worte entfallen laſſen, aus denen man ſehr deutlich merkte, daß er dem Major im Grunde nicht ſo ſehr Unrecht gab. Indeß, Frau von Halden wußte ſchon, wie ſie ſich gegen ihren Mann zu benehmen hatte. Sie jammerte, weinte, und winſelte ſo lange, bis er endlich fragte, was ihr wäre. Nun kam eine ganze Klag-Litanei über den Schwager. Er wird mich noch unter die Erde bringen, hieß es; alle Menſchen, meine Kinder, und ſogar meinen Mann, zieht er von mir ab. Sag, hab' ich das um dich verdient? — Der Kammerherr widerſprach der Behauptung, daß ſein Bruder ihn von ihr abziehen wollte. Nun fing ſie noch lauter an zu weinen und zu klagen, bis er ihr Recht gab, doch mit dem Zuſatze, es würde dem Major nicht gelungen. Sie erwiederte dagegen: es iſt ihm ſchon gelungen; ſonſt würdeſt du es nicht ſo hingehen laſſen, daß dieſer Satan mich mit Füſten ſchlägt. (Sie war in einer Verhandlung, wie die gegenwärtige, nicht weniger bibelfeſt, als der

Major.) — Was verlangſt du denn von mir, liebe Frau? fragte der Kammerherr endlich. — Du muſt ihm ſchreiben, er ſoll keinen Fuß mehr nach Moorberg ſetzen, und nicht wieder ſagen, daß er dein Bruder iſt. — Liebe Frau, das geht nicht! — Nun meinte, klagte, mauſte und ſchalt ſie wieder ſo laut, daß die Damenſtiften ſchwiegen, die Turteltauben ſich verkrochen, und die Kanarienvögel unruhig umher flogen. Als auch das noch nicht half, ſprang ſie auf, und rief: ich möchte alle dieſe Thiere würgen, die du lieber haſt, als deine Frau! Um nur ſeine Lieblinge zu retten, ſagte der Kammerherr in großer Angſt: Herzens-Frau, ja ja, du haſt Recht. Sag nur, was ſoll ich ſchreiben! — Sie zog ein Concept zu einem Briefe hervor, das Karl entworfen hatte. Er ſetzte ſich und ſchrieb, obgleich mit heimlichem Seufzen über die harten Ausdrücke, an denen er nichts ändern durfte, weil ſeine Frau ihm über die Schulter ſah.

„Was Henker!“ ſagte der Major, als er den Brief bekam; „vom Bruder Toffel? Das iſt ja ein Meerwunder!“ Er las einige Zeilen vor ſich hin; dann ſagte er laut, halb lachend,

halb ärgerlich: „hör' einmal, Hannchen! hören Sie Seibold! Das schreibt er:"

„Ich muß dich bitten, lieber Bruder, mein „Haus künftig ganz und gar mit deinen Be„suchen zu verschonen, da du nur den Samen „der bittersten Zwietracht zwischen Eltern und „Kindern darin aussäest. Du hast meine Toch„ter gegen mich und meine Frau aufgehetzt, „und sogar Gewaltthätigkeiten in meinem Hau„se verübt, die, wenn ich den Schutz der „Gesetze aufforderte, dich in den Verdacht „bringen würden, daß du rasend, oder ein „Straßenräuber wärest. Ich bin Vater mei„ner Kinder, und will es auch bleiben; ich „bin Herr in meinem Hause, und gebe dir „die Versicherung, daß ich das erste Mal, „wenn du meine Schwelle wieder betrittst, „mein Hausrecht gebrauchen werde."

„Ich könnte mich ordentlich freuen, wenn er Herz dazu hätte," sagte der Major dazwischen; „so wäre doch nicht alle Hoffnung verloren."

„Mit meiner Tochter verbitte ich den Brief„wechsel hinter meinem Rücken; sonst sehe ich „mich genöthigt, alle brüderlichen Rücksichten

„aus dem Augen zu setzen, und den Schutz
„der öffentlichen Gewalt gegen einen Menschen
„aufzurufen, der“

„Wie? was?“ Er las vor sich weiter.

„verächtlich genug dachte, eine Kammerjung-
„fer zur Frau zu nehmen, und nun auch mei-
„ne Tochter gern bereden möchte, einen seiner
„Domestiken zu heirathen.“

Der Major steckte den Brief mit einem fin-
stern Gesicht in die Tasche, winkte seinen Nef-
fen, der eben in das Zimmer trat, ging dann
ruhig an seinen Schreibtisch, und schrieb:

„Deinen Brief, Bruder Toffel, habe wohl
„erhalten, und sehe daraus, daß du dich noch
„immer in der Gewalt deiner Frau befindest.
„Von deiner Hand ist der Brief geschrieben;
„ich hoffe aber zur Ehre unserer seligen El-
„tern, daß du ihn bloß abgeschrieben hast,
„oder, daß er dir dictirt worden ist. Du
„magst, wie der Kreuzträger Hiob, genug das-
„bei gestöhnt haben. Die erste Pfeife Tabak,
„die ich rauche, will ich an deinem Briefe an-
„stecken, daß er nicht etwa nach meinem und
„deinem Tode in die Hände deines Sohnes
„Hennig fällt, der ja dabei vor Scham roth

„werden müßte, wie ein gekochter Krebs. Mit „dem Hausrechte hat es nichts zu sagen, so „lange der Säbel an meiner Seite hängt. „Siehst du, mit dem jage ich dich und deinen „Herrn Sohn, sammt seinem Wunde und sei„nen Treffen, von Dan bis gen Ber-Seba. „Sag deiner Frau, daß ich den letzten Tropfen „Gift hinunter habe, und daß er mir weh ge„than hat. Aber er ist vergessen; denn eben „trat dein Sohn Hennig in das Zimmer, und „küßte mich. Uebrigens bin ich dein Diener „in allen ehrlichen Dingen."

„Dein Bruder Fritz."

„P. S. Du solltest dich schämen, daß du „dich bereden lässest, so etwas abzuschreiben. Es „ist ein schlechtes Stück, das glaub mir; und „es geht mir herzlich nahe, daß du so ein höl„zern Bild bist, das die Prinzessin Michal für „den David ausgab. 1. Samuel. XIX."

Als man diese Antwort in Moorberg gelesen hatte, saßen Mutter und Sohn mit dem einfältigen Gesichte da, das man gewöhnlich macht, wenn man auf etwas Entscheidendes in einer Sache hofft, und am Ende etwas herauskommt, das sie noch mehr verwickelt. Er

wird

wird wegbleiben, hatte Karl gesagt. — Oder, war die Mutter eingefallen, er macht in seiner schrecklichen Hitze einen so auffallenden Streich, daß er überall Unrecht behält: eins von Beiden gewiß! Und nun war zu ihrem Verdrusse keins von Beiden geschehen. Der Major mußte beleidigt, erbittert seyn, und hatte doch so kalt, sogar, wie sie meinten, scherzend und spottend, geantwortet. Darin irrten sie sich aber. Der Major schrieb, wie er dachte, fühlte und sprach; und hätte er ihnen den Brief mit seinem Basse vordeklamirt, so würden sie ihn zornig genug gefunden haben.

Frau von Halden fing an, recht aus vollem Herzen zu weinen, da sie sich durch ihren Schwager so sehr unglücklich fühlte. Alles Mögliche, sagte sie, thut er mir zum Possen. Erst verspricht er uns, ledig zu bleiben; dann nimmt er doch eine Frau, und noch überdies eine so zweideutige Kreatur, daß man allemal blutroth wird, wenn von ihr die Rede ist. Hennigen will er erziehen. Aber, großer Gott, was wird aus dem Jungen! Da muß er mit allem Bettelvolke umgehen, als ob es seines Gleichen wäre; und das Kind, das sie sich

haben, nennen sie seine Braut. Ein Hurkind soll die Gemahlin meines Sohnes werden! Nun zieht der saubre Herr Major gar auch Emilien an sich. Ein verdorbner Komödiant, ein Landstreicher, muß sie verführen; und dich, lieber Karl, dich haßt er, wie die Sünde, weil du deinem Stande Ehre machst. Aergerte es ihn nicht schon, daß du um die junge Gräfin Espenbruch her warst? Es sollte nur eine Bauerdirne gewesen seyn: dann hätte er dich gehetzt und gekäßt. O, ich weiß es wohl! Herunter sollen wir! Ihr alle Drei sollt so niederträchtig heirathen, wie er selbst: das ist sein Wille!

So klagte Frau von Halden, und so würde in ihrem Falle wohl manche Andre geklagt haben. Die meisten Menschen sind ja noch so schwach, daß ihnen die Humanität des Besseren Raserei scheint, und daß sie glauben, er thue ihnen Unrecht, wenn er sich ihrer unbedachten Unmenschlichkeit in den Weg stellt. Hunderte von Müttern, welche dies lesen, können vielleicht dem Major Recht geben; man bringe sie aber in den Fall, daß sie zwischen einem schlechten Menschen von ihrem Stande, und einem edlen Manne von geringerem, für ihre

Tochter wählen sollen: sie werden dann gerade eben so denken und handeln, wie Frau von Halden.

Das Projekt mit Selenbergen konnte nicht aufgegeben werden; denn die Vortheile einer Verbindung mit ihm waren zu sichtbar. Selenberg, sagte Karl, ist in der That so ausgemergelt, daß er höchstens nur noch einige Jahre lebt; dann ist Emilie die reichste Witwe im ganzen Lande. Wie kann das Mädchen ihr und mein Glück so von sich stoßen! Ist Selenberg ihr Mann, so steige ich am Hofe, und bekomme durch seinen Einfluß die junge Gräfin Espenbruch. Wenn man mit dem tollen Major nur vernünftig sprechen könnte, er müßte das selbst einsehen. Das hängt ja an einander, wie das Einmal Eins. Emilie muß schlechterdings Selenbergen heirathen, wenn ich mein Glück machen soll; denn gäbe sie ihre Hand dem elenden Menschen da drüben in Sollingen — sagen Sie selbst, welche Familie im Lande, die auf Ehre hält, würde sich mit mir einlassen? Der Graf Espenbruch müßte ja befürchten, daß sein Schuster oder Schneider ihm eine Rechnung schickte, mit der Ueber-

schrifft: für meinen hochgebornen Herrn Vetter an Arbeit verfertigt.

Der Mutter leuchtete das so ein, daß sie mit einem Schwüre versicherte: Emilie sollte Seelenbergen heirathen. Karl ging nun zu seiner Schwester, um ordentlich mit ihr über die Sache zu sprechen. Er setzte ihr Alles, was er der Mutter gesagt hatte, mit vieler Beredtsamkeit aus einander, und sie hörte aufmerksam zu. „Bist du nun fertig?" sagte sie dann. „Nun, so höre auch mein Glaubensbekenntniß. Du willst steigen; ich frage dich aber: warum? wozu? Unsere Familie, die Halden, unsre Nachkommen, sollen große Männer werden und die vornehmsten Stellen im Lande haben. So müßten denn künftig alle Herren und alle Fräulein von Halden es wieder so machen, wie wir; sie müßten, um in den ersten Stellen zu bleiben, Personen heirathen, die ihnen verhaßt wären, und Verbindungen aufgeben, in denen sie glücklich seyn würden. Nun sage mir einmal: wer von unsern Nachkommen soll denn am Ende der seyn, der das nicht mehr dürfte, für dessen Glück ich mein eignes aufopfern sollte?"

Liebe Schweſter, das Steigen ſelbſt iſt ja ein Glück.

„Für dich, ja; doch nicht für jeden, nicht für mich. Steige du immerhin, weil du darin dein Glück findeſt; aber laß mich fallen, weil ich das wünſche. Und — ich kann dich ja mit deinen eigenen Waffen ſchlagen. Die Halden ſtiegen; meine Kinder aber hießen Selenberg, und je höher deine Familie käme, deſto tiefer müßte die meinige herunter. Ich ſollte mich alſo für Fremde aufopfern; und das wirſt du doch nicht von mir verlangen. Kurz und gut: ich nehme Selenbergen nicht; und nun mach, was du willſt. Du lächelſt? Ich verſichre dir, wenn ich keine andere Wahl mehr hätte, als zwiſchen Selenbergen und den Mühlrädern, ich würde ohne Bedenken dieſe wählen. Du glaubſt daran nicht, das weiß ich wohl. Aber ſtelle mich auf die Probe. Bringe Selenbergen her; und das erſte Wort, das ich ihm ſage, wird ſeyn: Herr Präſident, meine Mutter will mich mit Ihnen verheirathen; ich aber will nicht, weil Sie ein liederlicher, ausſchweifender, verächtlicher Menſch ſind. Sieh, das erkläre ich ihm mit aller Gelaſſenheit; und was dann?"

Du würdeſt dich vor der ganzen Welt lächerlich machen, verſpottet, verachtet werden.

„Das iſt dir ſehr fürchterlich; mir aber nicht im geringſten. Ich möchte wahrhaftig nicht einmal, daß die Welt mich lobte.“

Karl faßte ſich. Nun, Emilie, wenn du ſo wenig Schweſter biſt, daß du mir nicht helfen willſt, ſo ſey mir wenigſtens nicht hinderlich. Nähmeſt du Seibolden zum Manne, ſo machteſt du mich unglücklich. Jedes Haus würde mir ſeine Tochter abſchlagen, weil ſie die Schwägerin eines gemeinen Menſchen, eines Bettlers, werden müßte. Verſprich nur, daß du nie Seibolden heirathen willſt.

Emilie lächelte. „Du willſt glücklich werden; und auch ich will es. Aufrichtig, Karl: wenn Seibold meine Hand will, ſo iſt ſie ſein.“

Wenn Seibold deine Hand will, ſagſt du? Ich dächte, der möchte wohl wollen. Du ſpotteſt, Emilie!

„Seibold liebt mich, und würde ohne mich unglücklich ſeyn; aber dennoch ſchlägt er meine Hand aus. Sieh, Bruder, ich begreife ſehr oft dich eben ſo wenig, wie du einen ſolchen Menſchen.“

Er schlägt deine Hand aus? und Emilie, ein Fräulein von Halden, will sich ihm aufdringen?

„Denke nur, wie abscheulich! Und doch ist es so. Indeß — ich habe ihm einen Ring gegeben; kannst du den von ihm wieder bekommen . . . dann bin ich zwar unglücklich, sehr unglücklich — aber frei von ihm. Sieh, so steht es."

Also wenn ich dir den Ring bringe, Emilie? fragte Karl lächelnd und erwartend.

Emilie schwieg einige Sekunden; dann sagte sie auf einmal heftig: ja! wenn er den Ring weggiebt, ja, dann habe ich mich in ihm betrogen; dann will ich euch helfen, daß ihr steigen könnt, und unglücklich seyn." Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emilie hatte jetzt eine Romanenidee im Kopfe. Es war ihre größte Unruhe, daß sie dennoch nicht zuverlässig wußte, ob Seibold sie liebte, da ihr Oheim über diesen Punkt nichts gesagt hatte. Sie besaß kein Geschenk von Seibold; allein sie fühlte, daß man ihr einen Ring, den sie von ihm hätte, nur mit dem Leben würde entreißen können. Daher er-

griff sie mit großer Heftigkeit den Gedanken, durch den Ring, welchen Seibold von ihr bekommen hatte, seine Liebe zu prüfen.

Die Mutter wollte ihre Tochter streng behandeln; Karl hielt sie aber noch einmal zurück. Was können Sie denn mit ihr machen? fragte er; sie einsperren und dadurch noch mehr aufbringen? Jeder Domestik im Hause steht ihr ja zu Gebot; und sie würde gewiß Mittel finden, nach Sollingen zu kommen, ohne daß wir sie daran hindern könnten. Durch Strenge gäben wir ihr Veranlassung, auf einen solchen Gedanken zu gerathen; dann aber wäre alles verloren. Sie schwebt jetzo noch zwischen Zweifel und Furcht; in diesem Schwanken muß sie erhalten werden. Das Beste wäre, sie zu überraschen; aber das ist schwer. Oder wenn wir sie mit ihren eigenen Waffen, mit der Empfindelei, schlagen könnten! Wir haben schon gewonnen, wenn unsere Feinde nur unthätig bleiben; wecken dürfen wir ihre Thätigkeit nicht.

Endlich überließ die Mutter die ganze Sache ihrem Sohne. Er rieth ihr, sich um Emiliens Liebe zu bewerben, weil er dann mit Sicherheit auf des Mädchens Herz rechnen zu können

glaubte. Die Mutter sah ein, daß er Recht hatte, und nahm sich vor, ihre Tochter mit Zärtlichkeit zu behandeln; ja, sie that es wirklich. Emiliens Herz öffnete sich nun sogleich; denn sie fühlte das Unnatürliche des Verhältnisses, worin sie mit ihrer Mutter stand. Aber diese schönen Augenblicke der wiederkehrenden Liebe nützte die Frau von Halden nicht, sich in dem Herzen ihres Kindes erst zu befestigen; sie fragte jedes Mal sogleich: nun, hast du dich besonnen? willst du Selenbergen? Dann antwortete Emilie entschlossen: nein! — Die Stunde, welche mit Liebe anfing, endigte sich jedes Mal damit, daß die Mutter bittre Vorwürfe, heftige Drohungen ausstieß, und daß die Tochter immer kälter wurde.

Sehr unerwartet kam in Kurzem der Major nach Moorberg. Als Frau von Halden, die gerade am Fenster stand, ihn von fern heran reiten sah, fühlte sie die Strafe dafür, daß sie ihren Mann gezwungen hatte, einen so unmenschlichen Brief zu schreiben. Sie dachte an das Hausrecht; aber wer sollte es ausüben? Ihr Mann steckte das bleiche Gesicht in ihr Zimmer, und rief sehr furchtsam: der

Major kommt! In der Angst schickte sie einen Bedienten hinunter, der ihm sagen sollte: die Herrschaft sey nicht zu Hause. Dann trät sie hinter die Gardine, um die Wirkung dieser Lüge abzuwarten. Der Bediente bestellte seinen Auftrag, als der Major eben vom Pferde stieg. „Das ist mir lieb," antwortete dieser, und ging auf das Haus zu. Wüthend eilte Frau von Halden nach dem Zimmer ihres Mannes, und rief drohend hinein: geh ihm entgegen, und sag ihm, du willst seine Besuche nicht! — Das lasse ich wohl bleiben, erwiederte der Kammerherr; du kennst ja meinen Bruder! — Nun hörten sie schon den polternden Gang des Majors auf der Treppe. Ich sagte es gleich, fing der Kammerherr ängstlich wieder an: es war ein dummer Streich mit dem Briefe; aber wird denn je auf mich geachtet?

Der Major ging quer über den Saal, und man hörte Emiliens Thür zumachen. Die Frau Kammerherrin weinte vor Wuth, und konnte ihrem Karl, der bald nachher in das Zimmer trat, kaum erzählen. — Wenn Sie mir Erlaubniß geben, sagte Karl zu seinem Vater, so will ich den Major bald wegschaffen. Für meinen

Kopf darf ich es nicht; Sie aber sind Herr im Hause, und sollten . . . —

Ich soll immer Herr seyn, erwiederte der Kammerherr kläglich, wenn es mit dem Major etwas giebt! Laßt mich in Ruhe; ich habe nichts damit zu thun.

So will ich nur gehen! sagte Karl spöttisch: es ist ja, als ob der Onkel über allen Gesetzen wäre. Und nun hielt er, mit der Hand schon auf dem Drücker der Thür, eine lange Rede, worin er bewies, daß der Major nicht das Recht hätte, wider den Willen des Vaters nach Moorberg zu kommen. Mitten in seinem Vortrage hörte er Emiliens Thür aufgehen, und zog sich an die Kanarienhecke zurück. Rasch öffnete der Major das Zimmer, trat herein, und ging mit offnen Armen, mit lachendem Gesichte, auf seinen Bruder zu. Der Kammerherr, der bis jetzt sehr furchtsam da gestanden hatte, breitete ebenfalls, wie mechanisch, die Arme aus. Der Major umarmte ihn, flüsterte ihm etwas in's Ohr, und verließ dann, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Zimmer. Alle Drei schwiegen erst; sobald aber der Major vom Hofe hinunter trabte, schimpfte die

Frau von Halden hinter ihm her, ſchalt auf ihren Mann, und verlangte zu wiſſen, was der grobe Menſch ihm zugefliſtert hätte. Der Kammerherr ſagte: ich hörte nur, „der Brief iſt verbrannt;" ein Paar andre Worte konnte ich nicht verſtehen. — Er hatte ſie indeß ſehr wohl verſtanden. Der Major ſagte noch: „Sieh, wie wenig es koſtet, eine Frau in Reſpekt zu halten! Bruder, und nicht einmal dazu haſt du Kraft genug!"

Man ging nun zu Emilien, um ſie zu fragen, was der Major mit ihr geſprochen hätte. Sie ſagte: er hat ſich bloß nach meinem Befinden erkundigt. Die Mutter warf zwar mißtrauiſche Blicke auf ihre Tochter, und machte ihr auch bittre Vorwürfe; ſie mußte ſich aber doch mit dem begnügen, was Emilie für gut gefunden hatte, ihr zu ſagen.

Karl begriff, daß man mit dem Major ſehr zufrieden ſeyn könnte, wenn er nicht mehr thäte, als heute. Er hatte zwar einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schutz der Geſetze gegen des Majors Eingriffe in die Rechte des Vaters zu verlangen: aber — das konnte nicht ohne éclat abgehen; und für jeden éclat war

Karl nun einmal gar nicht: ſo etwas, meinte er, müßte man bis zur allerhöchſten Noth verſparen.

Daß Mutter und Sohn bei dem Beſuche des Majors ſo gut davon kamen, hatten ſie Emilien zu verdanken; denn eigentlich war Beiden eine derbe Predigt zugedacht. „Ich muß mein Herz einmal wieder erleichtern," ſagte der Major zu Hannchen, die ihn bat, zu Hauſe zu bleiben. „So ganz umſonſt können ſie den Brief doch nicht ausgeheckt haben!" Seibold, dem ſelbſt daran gelegen war, Nachricht aus Mvorberg zu bekommen, bat ihn beim Abſchiednehmen nur, Emilien nichts von dem Zuſtande ſeines Herzens zu ſagen; und das verſprach der Major. Emilie ging, als der Onkel in ihr Zimmer trat, heiter auf ihn zu, und küßte ihn mit Herzlichkeit. Ihr zweites Wort war natürlicher Weiſe eine Frage nach Seibold. Der Major ſagte kalt: „er befindet ſich wohl, und läßt dich grüßen." — Nur Eine Frage beantworten Sie mir, lieber Onkel! Darf ich hoffen, je glücklich zu werden? liebt mich Seibold? — Durch dieſe Frage gerieth der Major in Verlegenheit. Er wollte nicht lügen, und

auch nicht die Wahrheit gestehen. „Höre, Mi-
chen," sagte er nach einigem Besinnen; „ich
habe Seibolden versprechen müssen, über die-
sen Punkt stockstill zu schweigen." — Dann will
ich auch nichts wissen! erwiederte Emilie mit
dem frohesten Gesichte. Ja, lieber Onkel, fuhr
sie fort, und lehnte sich an seine Brust; ja, ich
hoffe einst glücklich zu werden, wenn nicht an
Seibolds Hand, doch in dem Bewußtseyn, mei-
ne Pflichten erfüllt zu haben. Sagen Sie
meinem Freunde, daß ich sehr ruhig bin, und
daß ich meine Pflicht nicht vergessen werde, wenn
man mich auch sogar mißhandeln sollte. Und
nun, lieber Onkel, überlassen Sie Ihre Emilie
sich selbst. Ihre Besuche erbittern die Mama
nur noch mehr; und wirklich, lieber Onkel, es
sieht so aus, als ob ich mit Ihnen gegen mei-
ne Eltern komplottirte. Man bildet sich ein,
Seibold stände mit mir in einer geheimen Ver-
bindung, die doch immer Unrecht wäre, und
Sie brächten mir Nachrichten von ihm. Ich be-
darf in der That Ihres Schutzes jetzt nicht.
Und was kann man mir auch thun? Mißhand-
lungen habe ich nicht leicht zu befürchten. Mei-
ne Mutter liebt mich wohl nicht; aber sie ach-

tes mich doch. Und im äußersten Nothfalle kann es mir ja nie an Mitteln fehlen, Sie von meiner Lage zu unterrichten. Besuchen Sie mich nicht wieder, lieber Onkel. Sie ersparen mir dadurch unangenehme Empfindungen. Meine Mutter wird gütiger gegen mich seyn, sobald sie den ungerechten Verdacht nicht mehr hat, daß ich mit Ihnen und Seibolden Heimlichkeiten habe.

Der Major fand es ein wenig gefährlich, Emilien so gänzlich ihrer Mutter zu überlassen. „Hm!" sagte er; „das ist, als ob du dich einem erbitterten Feinde auf Gnade und Ungnade ergäbest. Laß uns erst eine ehrenvolle Kapitulation machen; dann will ich . . ."

Würde man sie denn halten, lieber Onkel? fiel Emilie ein. — Der Major versprach ihr zuletzt, fürs erste nicht wieder zu kommen. Er nahm mit zärtlicher Rührung von ihr Abschied, und ließ in dem Uebermaße seiner Liebe einige Worte fallen, aus denen sie leicht wissen konnte, was sie hoffen durfte. „Halt dich brav!" sagte er; „und die Hochzeit will ich geben."

Die kleine Heuchlerin! An ihre Mutter dachte sie nur nebenher; eigentlich war sie mit einem romantischen Plane beschäftigt, den ihre Phan-

kaste entworfen hatte. Sie allein wollte siegen, und Selbolden zeigen, daß sie für seinen Besitz zu kämpfen wüßte. Er sollte die Größe ihres Herzens kennen lernen, und sie dann noch mehr lieben. Was wird er sagen, dachte sie, wenn ich nicht einmal mehr etwas von ihm erfahre, und ihm dennoch treu bin! wenn ich nichts Bestimmtes von seiner Liebe weiß (die aber der Oheim so offenbar verrathen hatte); und dennoch für diese Liebe den Kampf mit meinen Verwandten wage!

Der Major hatte der Kammerherrin und ihrem Sohne seine Predigt nur aus dem Grunde erlassen, weil er Emilien nicht schaden wollte. Als er nach Hause kam, sagte er lächelnd: „nun bin ich zum letzten Male in Moorberg gewesen; Emilie hat mir die Thür gewiesen. Das Mädchen spricht wie ein Buch!" Er erzählte seine Unterredung. Selbold bewunderte Emiliens Muth; aber er fing mit großer Aengstlichkeit an zu zweifeln, ob sie ihn auch wohl stark genug liebe, um den Bitten und Drohungen ihrer Anverwandten widerstehen zu können.

So war nun alle Verbindung zwischen den beiden Liebenden durch ihre eigene Schuld abgebrochen.

gebrochen. Jetzt blieb ihnen nur noch der Glaube an einander übrig, ein unsichtbares Band, aber das festeste zwischen zwei Herzen.

Das Betragen des Majors war so seltsam, so lachend, so sicher gewesen, daß die Mutter glaubte, er müßte einen Plan mit der Tochter abgeredet haben. Man beobachtete nun Emilien sehr genau, und ließ ihr bei allen ihren Spaziergängen jedes Mal ein Paar Leute unbemerkt folgen; aber sie that nichts, was zu Argwohn berechtigte. Der Bruder hatte heimlich die Papierbogen in ihrem Schreibpulte gezählt, das Siegellack gemessen, und die Federn bezeichnet; aber sie schrieb auch nicht, wenigstens keine Briefe. Sie ließ ihre Schlüssel stecken, und Karl untersuchte, als sie spazieren gegangen war, ihren Schreibtisch. Er fand Briefe von Seibold, und las sie mit Begierde; aber sie enthielten nichts als vortreffliche Belehrungen über die Pflichten der Tochter und der Jungfrau. Er fand Aufsätze von Emilien, Verse, einige Briefe aus der neuen Heloise; doch nichts von dem, was er zu finden hoffte.

Emilie blieb sich in ihrer Ruhe gleich, und ließ sogar die besten, ihr absichtlich gemachten

Gelegenheiten, nach Sollingen zu ſchreiben, unbenutzt vorübergehen. Auch in Sollingen, wo Karl unter den Domeſtiken einen Spion hatte, war man eben ſo ruhig, eben ſo unthätig; und der Major hatte bei Tiſche erklärt, daß er nicht wieder nach Moorberg reiten würde. Karl fing nun an, Emilien keinen Plan mehr zuzutrauen. Er ſagte eines Tages zu ihr: der Major kommt gar nicht mehr! — „Ich habe ihn gebeten," erwiederte ſie unbefangen, „uns mit ſeinen Beſuchen zu verſchonen, weil ich bei der Mama in Verdacht bin, als hätte ich allerlei Heimlichkeiten mit ihm. Er hat mir verſprochen, nicht wieder zu kommen."

Emilie war Karln unbegreiflich; denn ungeachtet ihrer Unthätigkeit blieb ſie dennoch feſt bei ihrem Entſchluſſe, von Selenbergen nichts hören zu wollen. Wenn Karl ſie bat, wenigſtens Geſellſchaft aufzugeben, ſo ſagte ſie: „ſchaffe mir meinen Ring von ihm, und ich habe ihn verloren." Karl entſchloß ſich endlich zu dieſem Wagſtücke. Ehedem er von ſeinem Spion in Sollingen erfuhr, daß der Major und Hennig an einem beſtimmten Tage nicht zu Hauſe wären, ging er in Geſellſchaft eines Jägers, eines ſtarken Kerls, hinüber.

Selbolds gewöhnlicher Spaziergang war ein kleines, einsames Wäldchen am See; dorthin ging Karl, und der Jäger mußte in einer kleinen Entfernung warten. Endlich kam Selbold, die Hände über die Brust gekreuzt, den Weg vom Dorfe her. Sobald er in dem Wäldchen war, trat Karl auf ihn zu. Selbold erschrak ein wenig, als er Emiliens Bruder vor sich sah. Ich habe mit Ihnen zu sprechen, fing Karl sehr ernst, aber in einem festen Tone an, zu dem Selbolds Erschrecken ihm Muth gab. Wollen wir uns setzen? Man sagt von Ihnen, Sie wären ein edler Mann, Herr Selbold; ich selbst glaube das, und bin beinahe überzeugt, daß Sie auf keine Weise an dem neulichen seltsamen Auftritte in Moorberg Schuld gewesen sind. Sie kennen die Welt, und ich traue Ihnen daher zu, daß Sie nicht einmal den Wunsch haben, ein Mädchen, das Ihnen an Range so ungleich ist, zu besitzen. Es würde mir unangenehm seyn, eine solche Thorheit von einem Manne glauben zu müssen, dem alle Welt Klugheit zuschreibt, und dem wir für die Rettung Emiliens Dank schuldig sind. — Selbold schwieg. — Wir ängstlich Ihr Schweigen nehmen, Herr

Seibold? Ich möchte Ihnen gern noch mehr verdanken, als das Leben meiner Schweſter: ihre Ehre.

„Sie haben mich überraſcht, Herr von Halden," antwortete Seibold, noch immer verlegen. „Was ſoll ich antworten? Die Begebenheit, von der Sie ſprechen, iſt ſo einzig in ihrer Art, ſo ſeltſam, daß Reden Ihren Verdacht gegen mich vielleicht nicht weniger beſtärken könnte, als Schweigen. Um unſerm Geſpräche über dieſen Gegenſtand für immer ein Ende zu machen, gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß ich Ihre Schweſter ſeit jenem Mittage nicht wieder geſehen, und daß ich auf keine Weiſe, weder ſchriftlich, noch durch ein anderes Mittel, eine Verbindung mit ihr unterhalten habe. Noch mehr, Herr von Halden. Ich hoffe nichts, und wünſche nicht einmal eine Veränderung meines jetzigen Zuſtandes, der Ihnen wohl ſchwerlich Unruhe machen kann."

Das heißt, wenn ich Sie recht verſtehe: Sie entſagen jeder Verbindung mit meiner Schweſter?

„Herr Kammerjunker, die Sache iſt ſo zart, daß ich Sie bitten muß, meine Worte

zu gebrauchen, und keine andern. Ich hoffe nicht auf eine Verbindung mit Ihrer Schwester, und werde, wie die Sachen jetzt liegen, nie etwas thun, um dieſer Verbindung näher zu kommen. Entſagen! Sie werden doch einſehen, Herr Kammerjunker, daß ich dieſes Wort nur gegen Fräulein Emilien ſelbſt, ſonſt gegen keinen Menſchen auf der Erde, gebrauchen dürfte?"

Ich muß geſtehen, Sie denken ſehr fein. Wenn aber dieſes Wort beweiſen könnte, daß Sie den lächerlichen Handel endigen wollten, und Sie weigerten ſich dennoch, es auszuſprechen: — was müßte ich davon denken?

„Entſagen, Herr Kammerjunker, ſetzt Anſprüche voraus; und die geſtehen Sie mir gewiß nicht zu. Oder ſoll entſagen heißen: erklären, daß ich auch dann, wenn Ihre Schweſter eine Bürgerliche wäre, eine Verbindung mit ihr nicht wünſchen würde? Und wenn Sie mir eine Welt für dieſes einzige Wort böten, ich ſprächte es doch nicht aus. Eben ſo leicht könnte ich dem Leben, dem Bewußtſeyn meines Werthes, und allen Hoffnungen für die Zukunft entſagen, als dem Gefühle: Emilie iſt die Edelſte ihres Geſchlechtes, und der Mann, deſſen Gat-

nit sie wird, hat schon auf der Erde den Himmel. Ich hoffe nicht auf dieses Glück, und werde nichts thun, es mir zu verschaffen. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen darf. Und nun muß ich Sie bitten, dieser Unterredung ein Ende zu machen."

Meinen Sie denn in Ernst, Herr Selbald, ich soll mich mit diesen Sophismen begnügen? Es kommt hier ja nicht auf die grammeatische Bedeutung des Wortes „entsagen" an, sondern auf das Glück einer Familie, die von Ihnen Ruhe verlangt. Gebrauchen Sie dieses unhöfliche Wort immerhin, ohne alles Bedenken. Wenn Emilie nun glaubte, Ihnen verbunden zu seyn und Ihnen Ansprüche gegeben zu haben! — Wahr oder nicht — genug, Sie müssen diesen vermeinten Ansprüchen entsagen, wenn Sie Willens sind, in unserm Hause den Frieden wieder herzustellen.

„O, wenn es nur das ist, Herr von Halden," erwiederte Selbald, doch ein wenig bestürzt; „von Herzen gern! Ich gebe Fräulein Emilien ihr Wort zurück, und erlasse ihr alle Verbindlichkeiten, alle Ansprüche, die ich an sie haben könnte. Es ist mein herzlicher Wunsch,

daß Emilie heirathen und glücklich seyn möge. Glauben Sie mir, Sie selbst und Ihre Frau Mutter können das nicht eifriger wünschen, als ich. Nun aber bitte ich . . ."

„Bald, Herr Seibold! Es fehlt dieser Handlung nur eine kleine Formalität. Emilie gab Ihnen an jenem Mittage einen Ring; — ja, das ist er, da an Ihrem Finger! — schicken Sie ihr den zurück."

„Diesen Ring? Nein, Herr Kammerjunker! Den gab mir Emilie zum Andenken an . . . Ich würde ihn Emilien selbst abschlagen. Er ist das Einzige, worauf ich gerechte Ansprüche mache; und solchen Ansprüchen entsage ich für nichts in der Welt."

Es könnte Ihnen, wenn Sie den Ring behielten, einmal einfallen, auch Ihre andern Ansprüche auf Emilien für gerecht zu halten.

„Sie erlauben Sich einen Ton, Herr von Halden, den ich . . ."

Der mir aber beliebt! Kurz, ich will den Ring haben, und hoffe nicht, daß Sie Sich noch lange weigern werden."

„Herr von Halden!"

Das ist mein Nahme; und er mag Sie

dessen erinnern, daß Sie wohl thäten, denn Sie mein Verlangen erfüllten. Auch mein Onkel und mein Vetter heißen so. Vielleicht haben Sie bei denen vergessen, welche Achtung Sie dem Namen „von Halden" schuldig sind. Ich sage Ihnen, daß unsre Familie sehr leicht andre Mittel gebrauchen könnte, als ich jetzt, um Sie fühlen zu lassen . . . Kurz, ich will den Ring haben!

„In der That, Sie fangen an lächerlich zu werden, Herr Kammerjunker!"

Gottfried! — (Der Jäger sprang herbei.) — Wollen Sie mir den Ring geben? Tret' Er näher, Gottfried! Ich frage: wollen Sie mir den Ring geben?

„Das scheint auf einen Strauß abgesehen zu seyn," sagte Gebhold ganz kalt. „Diese sind allemal sehr schlechte Schützen, Herr Kammerjunker."

Unterdessen war Hennig in das Gebüsch gekommen. Er hatte mit seinem vortrefflichen, immer im vollen Felde geübten Auge den Kammerjunker in einer sehr weiten Entfernung gesehen, und war neugierig geworden, was den wohl mit Gebhold zu thun möchte.

Karl zog sein Couteau. In demselben Augenblicke sprang sein Bruder Hennig mit flammenden Augen, und vor Zorn bebend, aus dem Gebüsche hervor. Ohne ein Wort zu sagen, schlug er mit der Reitpeitsche, die er in den Händen hatte, auf seines Bruders Rücken los. Karl wendete sich um, und wollte, so wie er seinen Bruder erblickte, mit dem Couteau nach ihm hauen. Hennig parirte aber den Hieb mit seiner Peitsche, unterließ ihn, warf ihn nieder, riß ihm das Couteau weg, und gab ihm, als er schon am Boden lag, noch einige derbe Hiebe. Das alles geschah in einer halben Minute. Sobald fiel, sobald er sich nur besonnen hatte, ihm in die Arme, und entriß ihm die Peitsche. Es ist dein Bruder, Hennig! sagte er. — „Mein Bruder wäre der elende feigherzige Schurke?“ antwortete Hennig mit Bitterkeit. „Nein, einem Buben, einem Meuchelmörder, erkenne ich mich nicht dafür.“ Der Knabe war unterdessen mit Hülfe des Jägers aufgestanden. Er legte die Hand an die Stirn, und sah mit giftigen Blicken bald auf den Boden, bald auf seinen Bruder. Wart! sagte er endlich mit Zähneknirschen; du sollst es bereuen, daß du mich geschlagen hast!

Hennig, Lem, der Zorn durch die Exekution vergangen war, antwortete ziemlich gütig: „du bist ein Narr! Die Paar Hiebe hast du verdient; denn es war ein Schurkenstreich, auf einen völlig unbewaffneten Mann mit einem Couteau los zu gehen. Und" (zu dem Jäger) „wenn Er da, Hans Hasenfuß, sich noch einmal hier auf solchen Wegen betreten läßt, so habe er ja ein Flöschchen Branntwein bei sich, die Striemen zu waschen! . . . Nimm mir das nicht übel, Bruder, es ist und bleibt ein Schurkenstreich; und wenn es der Onkel erführe, der würde dich ganz anders fuchteln. Danke dem Himmel, daß mir der Zorn so bald vergangen ist, und lerne besser fechten. Man kann dir ja dein Messer unterlaufen, als ob es ein Binsenhalm wäre. Adieu."

Er faßte Seidelden unter den Arm, und ging mit ihm den Weg nach Sollingen. Karl ließ sich von dem Jäger bis zu dem nächsten Dorfe bringen, und schickte ihn dann nach Moorberg, ein Pferd zu holen. Sobald er das hatte, eilte er nach Hause. Dort war seine Schande schon bekannt; denn die gnädige Frau hatte gefragt, weshalb ihr Sohn ein

Pferd verlangte. Da sagte der Jäger: es ist ein Streit vorgefallen mit dem Junker Hennig. Der Herr Kammerjunker sprachen mit dem Informator von Sollingen, und der mochte grob seyn, oder was es sonst war; und da sprang auf einmal der Junker Hennig aus dem Gebüsche: ja, wie ein Blitz, Ihr' Gnaden, heraus, zuschlagen, das Couteau in die Luft werfen, den Herrn Kammerjunker zu Boden stoßen, und auf ihn einhauen für toll und für blind — Ihr Gnaden, das alles war Ihnen als wenn es zehn Menschen auf einmal thäten. Der Herr Kammerjunker hinken ein Bischen und haben ein Paar Hiebe im Gesichte; sonst ist alles noch recht gut abgelaufen.

Man denke sich die Wuth der Mutter, als Karl nach Hause kam, und ihr erzählte. Durch eine lange Trennung von ihrem zweiten Sohne, durch die Gewohnheit, ihn als ihren Feind zu betrachten, war bei ihr schon längst alle mütterliche Liebe zu ihm erloschen; doch jetzt entzündete sich auch eigentlicher Haß gegen ihn in ihrem Herzen. Da sie sich an ihm nicht rächen konnte, so fiel ihre ganze Erbitterung auf die unschuldige Emilie. Zu dieser eilte sie hin, um

ihrem Zorne Luft zu machen. Sie überhäufte das arme Mädchen mit Verwünſchungen und den bitterſten Spöttereien, ſchimpfte in den gemeinſten Ausdrücken auf den Major, auf Seibold, auf Heinrich, und ſagte unverhohlen, daß ſie es thäte, um Emilien zu kränken. Dieſe erfuhr erſt ſpät, wovon die Rede war; denn die Mutter rief endlich: den Ring wollen wir von dem elenden Kerl wohl wieder bekommen!

In Emiliens Herzen regte ſich jetzo, mitten unter den unangenehmſten Empfindungen, auch eine ſehr angenehme. Ihre geheime Freude darüber, daß Seibold den Ring nicht hatte herausgeben wollen, hinderte ſie, irgend etwas zu antworten. Dieſes Schweigen brachte die Mutter noch ſtärker auf. Sie faßte Emilien bei dem Arm, und ſchrie: den Augenblick, ſag' ich, ſetze dich hin und ſchreib an den gemeinen Menſchen, was ich dir diktiren werde.

„Mutter," erwiederte Emilie, „Sie haben mir verboten, an Seibolden zu ſchreiben; ich ſchreibe nicht."

Aber das kannſt du doch ſchreiben, daß ſie auf der Landſtraße wie Mörder über deinen leiblichen Bruder herfallen müſſen? Ich bitte

der Eltern! den Augenblick! Du Schandfleck deiner Familie! du sollst nicht länger hier seyen und Komplotte gegen deine Eltern machen. Schreib, sag' ich!

Emilie blieb bei ihrer Weigerung, und wurde nun körperlich gemißhandelt. Sie eilte, als ihre Mutter sie losließ, zu ihrem Vater, warf sich an seine Brust, und sagte jammernd: „schützen Sie mich!" Die Mutter kam ihr bald nach. Emiliens bleiches Gesicht, ihr fliegender Busen, die Heftigkeit ihrer Bewegungen, (die unmenschige Behandlung ihrer Mutter hatte sie tief empört:) und ein zornigen Blick, dessen der Kammerherr sich hier einmal nicht erwehren konnte, brachten die Mutter wieder zu sich selbst. Sie schwieg wenigen; dann warf sie sich auf einen Stuhl, nahm ihre Zuflucht zu dem Hülfsmittel, durch das alle ungezogene Weiber ihre Unrecht verbergen wollen, zu einer Flut von Thränen, erhitzte sich bald aufs neue, und endigte zuletzt wieder mit einem Sarkasme von Schimpfwörtern auf alle Menschen — sich selbst nicht ihren Karl ausgenommen.

Emilie, die jetzt neue Mißhandlungen befürchtete, erfanden sich eine kleine List. Sie

fünf mit schlaffen Armen auf einen Stuhl, sagte matt: „ach! wie wird mir!" und verschloß die Augenlieder. Nun sprang die Mutter ängstlich auf, nahm Emilien in ihre Arme, bat sie tausendmal um Verzeihung, versprach, so etwas nie wieder zu thun, und nannte sie mit den liebkosendsten Nahmen. Sie selbst führte Emilien auf ihr Zimmer, half sie entkleiden, und war jetzt nichts als Zärtlichkeit. Die thörichte Frau! verkehrt in ihrem Hasse, wie in ihrer Liebe, gleich tausend andern Müttern!

Emilie wurde gerührt; doch konnte sie die Ungerechtigkeit, die Härte dieser Behandlung nicht wieder vergessen, und ihre kindliche Liebe war mit der Achtung für die Mutter verschwunden. Jetzt fühlte sie nicht die geringste Unruhe mehr bei dem Entschlusse, so bald als möglich, und durch jedes Mittel, die Gattin des edlen, von ihrer Mutter so ungerecht geschmähten, Selbold zu werden. Von diesem Augenblicke an trennte sie sich gänzlich von ihren Eltern, und trat auf die Seite ihres Oheims.

So waren nun Menschen, welche die Natur durch die heiligen Bande des Blutes zu wechselseitiger Liebe bestimmt hatte, durch den

thörichten Ehrgeiz und die kindische Rangsucht einer Frau getrennt, wie Feinde. Nur Einmal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, beleidigte die Mutter ein Gefühl der heiligen Natur, und aus diesem Vergehen entsprang ewiger Haß in einer Familie, die durch Liebe so glücklich werden konnte. Wann wird der Mensch lernen, daß man kein Böswicht zu seyn braucht, um endlich Verbrechen zu begehen! wann, daß die zarten Verbindungen der Natur auch nicht ein einziges Mal verletzt werden dürfen!

Wozu Karin vorher nur Eigennutz und Habsucht getrieben hatten, dazu trieb ihn jetzt auch Rachbegierde. Er sah ein, daß seine Schwester aus des Majors Nähe entfernt werden müßte, wenn sein Plan gelingen sollte. Die Mutter billigte seinen Vorschlag, Emilien in die Hauptstadt zu einer Tante zu bringen. Man überlegte nun, wie ihr beizukommen wäre. Es wurde von einer Reise gesprochen, auf der Emilie ihre Mutter begleiten sollte, deren Zweck man aber immer im Dunkeln ließ. Man widersprach sich bald, und Emilie konnte nun leicht merken, daß der Plan sie allein betreffen müßte. Sie erschrak Anfangs vor dem Ge-

Ränken, daß sie die Gegend verlassen sollte, worin Seibold lebte. Einen Augenblick hatte sie sogar Neigung, ihren Oheim um Schutz zu bitten, und so den Plan ihres Bruders zu vereiteln; indeß besann sie sich wieder. Seibold soll sehen, dachte sie, daß ich alles thun kann, was meine Mutter von mir fordert, und dennoch nicht aufhöre, ihn zu lieben! Ich will ihm ein Beispiel der Geduld und Standhaftigkeit geben!

Sie suchte ihren Bruder auf, und sagte lächelnd: „ich soll von hier weg. Glaubst du denn, ich sehe nicht, daß die Reise mich gilt? Es wäre in der That besser, wenn man aufrichtig mit mir umginge: dann könnte man sich viele Sorge ersparen. Wohin soll ich? in die Hauptstadt? Wohl! ich gebe dir mein Wort, daß ich dieser Reise nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen will.“

Emilie war so kalt, so ruhig, daß Karl sich über sie wunderte. Er sah nun wohl ein, daß sie schwerlich mit den gewöhnlichen Waffen besiegt werden könnte; und wenn nicht sein Haß gegen Seibolden jetzt allzu stark gewesen wäre, so hätte er seine Idee vielleicht wie-

der

der aufgegeben. — Du bist eine kleine Närrin! antwortete er Emilien lächelnd, und machte sie gleich Anstalten, die Gesinnung seiner Schwester zu benutzen. Der zur Abreise bestimmte Tag kam näher. Emilie selbst half ruhig ihre Kleider einpacken, und blieb sich auch da noch gleich, als sie in den Wagen stieg. Die Mutter und der Bruder konnten sich nun nicht viel von einem Mittel versprechen, das auf Emilien so wenig Eindruck machte.

Heinrich war nach der Schlägerei mit seinem Bruder ein wenig unruhig, weil der Major Unzufriedenheit geäußert hatte, und bei dieser Gelegenheit die Parthei des Kammerjunkers zu nehmen schien. Er schwieg für jetzt, und nahm sich vor, erst seine Schwester zu sprechen. Aber, dachte er, liebt sie Seibolden, gesteht sie es mir, und ist sie zufrieden mit dem, was ich für sie thun will: so mag es der Onkel mir nicht übel nehmen, wenn ich die Sache auf einmal endige. Ich kann es nicht länger so ruhig mit ansehen, daß mein guter Seibold sich abhärmt, und daß meine Schwester unglücklich wird; das muß sie ja aber werden, wenn sie von uns Allen verlassen ist.

Von jetzt an ging er öfters in die Gegend von Moorberg, um, wo möglich, Emilien oder ihre Nonne einmal zu sprechen. Er traf keine von Beiden an, dafür aber den Jäger Gottfried. Hennig suchte sich vor ihm zu verbergen. Gottfried ging aber dreist auf ihn zu, und sagte: Herr von Halden, Sie brauchen Sich nicht vor mir zu verstecken.

Hennig kam beschämt hervor, und fing ein Gespräch mit dem Jäger an. Dieser versicherte sogleich: wenn Hennig etwas zu erfahren wünschte, oder eine Bestellung an Fräulein Emilien hätte, so stände er zu Diensten. Hennig, der nicht recht wußte, ob er trauen dürfte, fragte fürs erste nur nach dem Befinden seiner Schwester; und der Jäger erzählte ihm, daß sie in drei Tagen mit ihrem Bruder nach der Hauptstadt abreisen sollte. Eine so unerwartete Nachricht machte Hennigen etwas bestürzt; doch erkundigte er sich weiter nach den näheren Umständen der Reise, nach der Begleitung und dem Wege. Der Jäger sagte lächelnd: Herr von Halden, das ganze Haus liebt Fräulein Emilien, und wünscht, sie glücklich zu sehen. Sie ist zwar heiter; aber ich wollte wohl das-

auf wetten, daß ſie nicht gern von hier weg geht, und daß man ſie mit Gewalt, Gott mag wiſſen, wohin, ſchleppt. Wer ſie begleiten wird, das weiß ich nicht; doch ſeyn Sie morgen Abend wieder hier: dann werde ich Ihnen Alles ſagen können.

Heinrich kam, und erfuhr nun von dem Jäger den Weg, die Zeit der Abreiſe, und die Begleitung. Am folgenden Morgen ſaß er früh zu Pferde, und mit ihm der alte Heinrich, nebſt einem muthigen jungen Menſchen, der auch ein Handpferd mitnehmen mußte. Der Alte wunderte ſich zwar über den Huſarenſäbel an Heinrichs Seite, und es ahnete ihm auch, daß es auf eine Unternehmung abgeſehen wäre; doch das war ihm eben recht. Er fragte dies Mal nicht, wie ſonſt gewöhnlich, wohin es ginge, und blieb immer funfzig Schritte zurück, um nicht vielleicht etwas zu erfahren, davon er abrathen müßte.

Heinrich hielt im Eingange eines Gehölzes, und hatte die Augen immer auf den Morgenberg gehefftet. Endlich zeigte ſich der Wagen, worin Emilie, ihr Bruder, und ihre Mutter ſaßen. Sobald er im Gehölze war, ritt

Hennig hervor, und rief mit drohender Stimme: halt! Seine Begleiter erstaunten nun erst, was ihr Anführer zur Absicht hatte, und setzten sich in Bereitschaft, ihn zu unterstützen.

Hennig näherte sich dem Schlage, und machte, als er davor war, in großer Verlegenheit doch seine sehr höflich ab. Er hatte gestammelt, eine sehr weitläuftige Rede halten zu können; und wußte nun, als seine Mutter ihn fragte: was willst du? nicht ein Wort hervorzubringen.

Fahr zu! rief Karl; der Kutscher schüttelte über den Kopf: denn der alte Hennig und der junge Mensch warfen ihm drohende Blicke zu.

„Liebe Mutter," sagte Hennig beklommen, „ich will Sie und Karln gar nicht aufhalten; aber ich bitte Sie, Emilien mit mir reisen zu lassen." Mutter und Tochter glaubten, die Sache wäre mit Emilien verabredet. Karl sagte bitter: Verrätherin! und die Mutter warf einen grimmigen Blick auf ihre Tochter.

Emilie wurde durch diesen Vorfall überrascht; sie fand aber darin augenblicklich etwas so Romanhaftes, daß ihre Augen vor Vergnügen funkelten. Das befürchtete die Mutter und den Bruder noch mehr in ihrem Vorhaben.

Carl faßte Emiliens Arm, und sagte: du mußt mich ermorden, ehe du diese schändliche Kreatur in deine Gewalt bekommst! Die Mutter verwünschte ihren Sohn in den Abgrund der Hölle. Hennig stieg ab, machte dem Schlag des Wagens auf, blickte seinen Bruder drohend an, bekam von der Mutter einen derben Schlag in's Gesicht, und hob, ohne sich darum zu bekümmern, Emilien aus dem Wagen. Der junge Mensch brachte das Handpferd heran, und Hennig sagte: geschwind, liebe Schwester! — Emilie setzte sich auf. Hennig rief: fahr zu, Kutscher! und wollte davon. — Emilie winkte ihm, noch zu warten, und ritt an den Schlag. „Sehen Sie, Mutter," sagte sie kalt und groß; „jetzt bin ich frei! Ich danke dir, Bruder Hen„rig, für deine Liebe zu mir, und für deine „Sorgfalt." Mit diesen Worten flog sie wieder vom Pferde, öffnete den Schlag, sprang in den Wagen, warf hinter sich zu, und rief: „grüße den Onkel, Hennig! und den Vetter meines Lebens! .... Fahr zu, Kutscher!"

Hennig wußte nicht, wie ihm geschah, und was er thun sollte. In seiner Verlegenheit reichte er noch eine Weile hinter dem Wagen

her, weil er glaubte, daß Emilie ſich beſinnen würde. Sie beſann ſich aber nicht, und er mußte umkehren, ohne ſich ihr Betragen erklären zu können.

Eben ſo wenig begriff Frau von Halden etwas von der ganzen Sache; ſie ſchüttelte nur zuweilen den Kopf, und ſchimpfte auf den Straßenräuber Hennig. Karl ſah Emilien ſcharf an, als wollte er in ihrem Geſichte die Erklärung des Vorfalls leſen; und Emilie ſann lächelnd nach, was wohl Seibold, wenn er die Begebenheit erführe, davon denken würde.

„Erzählt nichts!" ſagte Hennig zu ſeinen beiden Begleitern, als er nahe an Sollingen kam; und die Sache wurde dort wirklich verſchwiegen. Er ſchloß aus Emiliens Weigerung, mit ihm zu reiten, daß ſie Seibolden doch nicht liebe; und um dieſen nicht betrübt zu machen, ſagte er auch ihm kein Wort von ſeinem Abenteuer.

Frau von Halden fing endlich an, mit der größten Bitterkeit von der Sollingiſchen Familie zu reden. Emilie hörte eine Zeitlang ruhig zu; dann ſagte ſie: „Mutter, Sie könnten machen, daß ich, wenn noch einmal ein irren-

der Ritter mich aus dem Wagen höbe, in Versuchung geriethe, nicht wieder einzusteigen. Ich liebe die Sollinger, weil sie mich lieben. Die Mutter gerieth hierüber in noch größeren Zorn, und entfernte durch bittre Kränkungen das Herz ihrer Tochter immer weiter von sich. Karl schwieg Anfangs; um aber den Fehler seiner Mutter einiger Maßen wieder gut zu machen, sprach er endlich einige Worte für die Sollinger, doch ohne deshalb seinen Bruder weniger zu hassen, der ihm, wie er wohl fühlte, leicht seine herrliche Aussicht zerstören konnte.

Alle häuslichen Zwistigkeiten hatten Karln nicht abgehalten, seinen Plan auf die Gräfin Luise von Espenbruch einzuleiten. Er ritt öfters nach Ransleben; und so oft er kam, war die erste Frage der kleinen Gräfin: „Herr Kammerjunker, was machen meine Herren Gevattern? was Emilie? was der Herr Major?“ Die Begebenheit in Moorberg hatte sehr tiefen Eindruck auf Luisen gemacht, und sie sprach davon jedes Mal mit leuchtenden Augen. War ein Fremder zugegen, wenn sie diese Fragen an den Kammerjunker that, so erzählte sie den ganzen Vorfall, und mit der sichtlichsten Theilnahme

an den Sollingern. „Sehen Sie nur," sagte sie mit großer Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen: „unser Wagen wollte eben auf die Brücke einlenken, und die Brücke war voller Pferde und Reiter mit Federbüschen, und alles glänzte von Gold. Auf einmal flog die Schwester des Herrn da über das Geländer in den tiefen Graben. Ein Mann, Herr Seibold, stürzte sich den Augenblick von der andern Seite nach; und der Bruder des Herrn — ja, es ist, als sähe ich ihn noch — der flog durch die wilden Pferde weg, und von dem hohen Ufer hinunter in das Wasser, daß es ihm über dem Kopfe zusammen schlug. Ich sprang aus der Kutsche, und schrie, als ob ich selbst im Graben läge und die beiden edlen Menschen mich retten sollten. Es war auch nur ein Augenblick, da hatten sie das Fräulein schon, und trugen es in ihren Armen an das Ufer. O, ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergessen! Das Fräulein war wie todt; und nun lief Herr Seibold mit ihr in's Haus, als trüge er eine Feder. Es muß doch eine rechte Freude seyn, einem Menschen das Leben gerettet zu haben! Ich saß den Mittag zwischen den bei-

den Herren. Zwischen zwei Königen hätte ich nicht so vergnügt gesessen! Ich war auch ganz naß; und da sagte der Herr Major von Hal-den: die Nassen müssen beisammen sitzen!"

So, und oft mit noch größerer Theilnahme, mußte der Kammerjunker Luisen von der Begebenheit sprechen hören. Aus Verdruß wagte er es einmal, ein Gegenstück von seines Bruders Rohheit zu erzählen. „Ja," unterbrach ihn die Kleine; „von der Cousine höre ich auch immer, daß Ihr Bruder sehr wild seyn soll. Aber, wenn er das nicht ein Bißchen wäre — wer weiß, ob er dann in's Wasser gesprungen seyn würde! Die Cousine hätte sich nicht einmal aus dem Wagen gerührt, um nicht einen Fleck auf ihr schönes Kleid zu bekommen. Es ist wohl gut, wenn man ordentlich und nicht wild ist; aber wenn ich einmal in's Wasser fiele — so wollte ich doch, Ihr Bruder wäre da; denn Sie springen nicht hinein: das hab' ich wohl gesehen."

Karl konnte nicht zweifeln, daß sein Bruder ihn bei der Gräfin Luise gefährlich werden könnte. Aus Furcht bat er seine Mutter, ja zu verhindern, daß der Graf Espenbruch und

ſein Onkel nicht Freunde würden. Er ſchmeichelte Luiſen, erwies ihr tauſend Gefälligkeiten, war auf jeden ihrer Wünſche aufmerkſam, und fing wirklich ſchon an, ihr Wohlwollen in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen. Nun mußte er wieder in die Reſidenz zurück: er behielt indeß bei Luiſen eine große Beſchützerin: die Couſine, deren Gunſt er ſich durch Artigkeit und Schmeicheleі erworben hatte. Das alte Fräulein und Frau von Halden waren in der That ſchon darüber einig, daß Karl Luiſens Hand bekommen ſollte, doch unter der Bedingung, daß er die Couſine alsdann mit in die Hauptſtadt nähme.

Die Reiſegeſellſchaft aus Moorberg kam ohne weitern Unfall in der Reſidenz an. Nach einigen Tagen, in denen man die Galakleider verfertigen ließ, wurde Emilie dem fürſtlichen Hauſe vorgeſtellt. Man erwartete, daß der Glanz des Hofes die größte Wirkung auf ſie thun würde: und Selenberg hauete darauf ſogar einen kleinen Plan, der von ſeiner Weltkenntniß zeugte. Er wußte, daß man jemanden durch nichts einen größeren Dienſt erweiſen kann, als wenn man ihn von einer geſell-

schaftlichen Verlegenheit befreiet. Man wollte er, wenn Emilie bei dem ungewohnten Glanze, bei den starren Blicken und dem Flüstern der Höflente den Kopf verlöre, ihn ihr wiedergeben, immer an ihrer Seite bleiben, und ihre Verwirrung mit seiner Gesprächigkeit verbergen. Die Süffisance des Hofes, sagte er lächelnd zu Karln, soll mir zu der Gunst Ihrer Schwester verhelfen. Sie wird sehr bestimmt fühlen, daß ich ihr Freund bin, und daß sie sich an mich halten muß, wenn sie hier fortkommen will. Ich werde ihr den schönsten Triumph verschaffen; und geben sie Acht, schon heute Abend wird sie anders von mir denken, als jetzt.

Man lächle nicht über den eitlen Hofmann. Gelenberg hatte in den Sälen des Schlosses Männer, die oft dem Tode mit kalter Ruhe Trotz geboten, den Kopf verlieren sehen; und er wußte, wie viel ein freundliches Wort, ein vertrauliches nichts sagendes Geschwätz, eine unbedeutende Frage dem werth ist, der zitternd zum ersten Male am Hofe erscheint. Er kannte die Menschen, nur dieses Mädchen nicht.

Emilie hatte, ehe sie Moorberg verließ, sehr

wohl überlegt, was auf sie warten. Sie wußte, daß Salenberg der Liebling des ganzen Hofes, und daß der Plan mit ihm nicht aufgegeben war. Nun dachte sie sich den Fall, daß man sogar dem Fürsten in diese Sache mischte, und daß der ihr befähle, dem Präsidenten ihre Hand zu geben. Sie prüfte sich, ob sie wohl Muth genug haben würde, selbst ihm zu widerstehen. Daß man sie nicht zwingen könnte, sah sie leicht ein. Daher war sie ihrer Sache sehr gewiß, und wußte schon auswendig, was sie dem Fürsten in einem solchen Falle sagen wollte. Es wurde ihr nun sogar eine angenehme Aussicht, an den Hof zu gehen und auch d e n zu einem glänzenden Schauplatze ihrer Treue, ihrer Liebe zu machen. Diese Idee gab ihr eine Entschlossenheit, die selbst der blendende Glanz des Hofes nicht zerstören konnte.

Als sie sich dem Saale näherte, wurde sie doch ein wenig ängstlich. Ihr Bruder bemerkte es, und sagte lächelnde: der Anblick wird dich überraschen, Emilie; er ist einzig! — Sie antwortete, voll von ihren Gedanken: „ce n'est pas de tout cela, qu'il s'agit!" Beim Ein-

tritt in den Saal, blickte sie schnell um sich. Der Fürst, dem sie bald nachher vorgestellt wurde, empfing sie mit einem sehr artigen Complimente. Sie antwortete, weil sie ein wenig ängstlich war, mit einer gewissen Heftigkeit, doch bestimmt, kurz, entschlossen. Nach einer Minute war sie ruhig, so daß Selenberg keine Gelegenheit fand, ihr mit seinen Künsten beizustehen. Er hatte dem Fürsten gesagt: ein Mädchen voll Geist, Ew. Durchlaucht, aber auf dem Lande erzogen. Wahrscheinlich werden Sie ihr Anfangs Manches zu gute halten müssen. — „Hm!" sagte der Fürst jetzt lächelnd und heimlich zu Selenbergen; „hier habe ich nichts zu gute zu halten!"

Emilie und ihre Mutter wurden zur Tafel eingeladen. Die Fürstin, selbst eine Frau von Geist, der Emilie gegenüber saß, fand Geschmack an ihrer Unterhaltung. Jedermann am Hofe erklärte Emilien für liebenswürdig, und niemand wußte an ihr sonst etwas zu tadeln, als ein wenig Pedanterie in dem Tone ihrer Stimme. Selenbergs Nachbar flisterte: elle est grave comme un professeur, et chaque propos, même le badinage, l'échauffe. — Das

wird sich geben! erwiederte Selenberg. „Und giebt es sich nicht," sagte die Fürstin, die das Gespräch hörte, „so soll es mir noch lieber seyn; ich mag wohl einmal einen Menschen sehen."

Frau von Halden war entzückt über Emiliens Aufnahme bei Hofe. Selenberg erzählte am folgenden Morgen, wie vortheilhaft die Fürst und die Fürstin von ihr urtheilten; und Emilie wäre kein Mädchen gewesen, wenn das nicht einen sehr angenehmen Eindruck auf sie gemacht hätte. Die Mutter war nun ganz wie vor mit dem alten Plane, ihre Tochter an den Hof zu bringen, beschäftigt, und bat sie fast mit Thränen, ihre Einwilligung nicht zu verweigern. Emilie wollte sich nicht entschließen; man mußte also auf Ueberraschung denken. Selenberg erinnerte die Fürstin fast täglich an das Fräulein von Halden, und suchte sie zu bewegen, daß sie selbst Emilien ihre Hofdame stelle anbiete. Endlich erreichte er seine Absicht. Eines Tages, als Emilie einmal wieder bei Hofe aß, sagte die Fürstin zu ihr: Fräulein von Halden, Sie wünschen an meinem Hofe zu leben; Selenberg hat mir davon gesagt. Nun,

Sie gefallen mir recht wohl, und ich hoffe, Sie werden bei mir glücklich seyn. — Was konnte Emilie antworten? Sie verbeugte sich, küßte die ihr dargebotene Hand der Fürstin, und war nun gegen ihren Willen Hofdame.

Ich stehe dafür, Mama, sagte Karl, Seifhold wird bald vergessen seyn. Jetzt, da wir sie so weit haben, bin ich ohne Sorgen. Unser Spiel ist gewonnen, und das haben Sie mir zu verdanken.

Er hatte Recht. Emilie würde, ungeachtet der Ueberraschung, nicht Ja gesagt haben, wenn nicht Karl ihr sehr listig die Idee beigebracht hätte: die Fürstin sey unglücklich, und habe sich schon längst eine Freundin gewünscht, um glücklicher zu werden. Dies hörte Emilie von dem ganzen Hofe bestätigen. Die Fürstin, sagte man, hat sonderbare Grillen; sie verlangt etwas Unmögliches: reine Freundschaft. Emilie mußte nun einmal in der Residenz bleiben; und wer kann sich wundern, daß sie eine Frau glücklich zu machen wünschte, deren Liebe so ehrenvoll war? Sie hatte dabei sogar Seifhold im Auge. Die Fürstin, dachte sie, ist gewiß darum unglücklich, weil sie ihre Hand ohne ihr Herz hat wegge-

[illegible] wissen. Ich will mir ihre Liebe erwerben, und sie wird es gern sehen, wenn ihre Freundin glücklicher ist, als sie. Kurz, Gutherzigkeit, Bewußtseyn ihres Werthes, und, wenn man will, ein wenig Eitelkeit, bewogen Emilien, die Stelle anzunehmen, die so wenig für sie paßte.

Die Fürstin schien ihre neue Hofdame in den ersten Tagen eben nicht zu bemerken. Emilie dachte: desto besser! gewiß hat sie sich oft betrogen. Sie drängte sich nun mit Dienstfeier an ihre Gebieterin, und wurde nicht länger übersehen. Freilich bemerkte sie noch keine Spur von Freundschaft; aber sie meinte, die würde wohl noch kommen. Die Fürstin vertraute ihr einige Kleinigkeiten, die jeder bei Hofe wußte; und Emilie dachte: sie will mich prüfen. Endlich aber schien in der That zuweilen eine kleine Spur von Wärme durch die gewöhnliche Kälte der Fürstin hervorzubrechen. Emilie nahm an keiner Cabale Theil, hatte nie etwas zu bitten, und vertheidigte bescheiden, doch sehr entschlossen, einige redliche Hofleute, gegen die man ihre Gebieterin eingenommen hatte. Sie buhlte nicht um die Gunst der Fürstin, sondern suchte sie

zu

zu verdienen; und auf einmal erſchien das Glück, das ſie ſich verſprochen hatte.

Eines Tages, als ſie in das Zimmer der Fürſtin trat, ſagte dieſe zu ihr mit einer Umarmung und einer Art von Heftigkeit: ich weiß, liebe Halden, daß Sie es redlich mit mir meinen. Fahren Sie fort, meine Freundin zu ſeyn. Laſſen Sie Sich von den Andern nicht hinreißen, und bleiben Sie mir treu! — Emilie zeigte die zärtlichſte Innigkeit, und benetzte die Hand der Fürſtin mit Thränen der ehrerbietigſten Liebe. Die Fürſtin ſchien gerührt; ſie ſtreichelte dem weinenden Mädchen freundlich die Wange, und fragte: lieben Sie mich denn wirklich ſo ſehr, gute Halden? — Damit war die Scene geendigt, weil eben eine andre Dame gemeldet wurde. „So habe ich denn endlich dieſes mißtrauiſche Herz überwunden!" dachte Emilie triumphirend. Aber wie würde ſie ſich geſchämt haben, wenn ſie gewußt hätte, wem ſie dieſen Triumph verdankte!

Seleuberg ſprach unaufhörlich mit der Fürſtin von Emiliens Liebe zu ihr, und theilte ihr tauſend Lobeserhebungen mit, in die Emilie ausgebrochen ſeyn ſollte. — So etwas hat ſie

mir nie gesagt! antwortete die Fürstin. Ja, Ew. Durchlaucht, erwiederte Selenberg; das Fräulein denkt sehr sonderbar. Sie würde der Kaiserin ihren Tadel in's Gesicht sagen; aber Lob sagt sie immer nur hinter dem Rücken. Dies Gespräch gab die Veranlassung zu der Scene, die Emilien so rührte. Die Fürstin war von der innigen Empfindung ihrer jungen Hofdame überrascht. Sie glaubte Selenbergen nun, und nannte von jetzt an Emilien immer: ihren kleinen Sonderling.

Die Gunst der Fürstin zeigte sich bald sehr deutlich, und machte Emiliens Hoffnung, ihre Freundschaft zu erlangen, beinahe zur Gewißheit. Es war eine Partie nach einem Lustschlosse angesetzt. Da allein, sagte die Fürstin oft zu Emilien, bin ich nichts als Mensch. Emilie hatte sich lange auf diese kleine Reise gefreuet; aber gerade als man abfahren wollte, ließ sie der Fürstin melden: sie könnte nicht mit. Der Hofcourier schüttelte den Kopf, und sagte zu der Fürstin: das Fräulein Halden ist krank geworden. Emilie war gesund, doch ihre Jungfer war krank; und sie wollte das Mädchen, ein sehr gutes Geschöpf, durchaus nicht verlassen.

Die Fürstin fuhr ab, und hörte schon unterweges von einer Dame, daß die Halden sich recht wohl befände. Als sie zurückkam, war sie kalt gegen Emilien, und machte ihr mit Stolz einige Vorwürfe. Emilie sagte ganz offen, weshalb sie zu Hause geblieben wäre. Die Fürstin erwiederte Französisch (ein Zeichen, daß sie empfindlich war): ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, einige ganze Tage in meiner Gesellschaft zu seyn. Die Oberhofmeisterin sagte: ich hoffe, Sie werden das Unschickliche Ihres Benehmens einsehen! und Emilie antwortete, mit einem ernsten Blicke auf die Fürstin: malheur à qui ne sait pas sacrifier un jour de plaisir aux devoirs de l'humanité *)!

Alle andern Damen wurden blaß vor Schrekken über diese Antwort; aber zu ihrem Erstaunen reichte die Fürstin Emilien die Hand, und sagte Deutsch: man muß meinem kleinen Sonderling etwas zu gute halten. Bei der Tafel erzählte sie dem Fürsten mit offenbarem Vergnügen die Antwort ihrer Halden, und setzte dann hinzu: Sie werden aber auch gestehen

*) Wehe dem Menschen, der nicht den Pflichten der Menschlichkeit einen vergnügten Tag aufopfern kann!

müſſen, daß ich eine Freundſchaft verdiene, die kein Bedenken trägt, mir ſo etwas zu ſagen!

Sie verdienen die Huldigungen einer Welt, erwiederte der Fürſt; aber die Antwort des Halben macht Ihnen ſo viel Ehre, als ihr ſelbſt. Es würde ſehr ſchwer zu entſcheiden ſeyn, was größer iſt: ſo etwas Menſchliches ohne Furcht zu ſagen, oder es ohne Empfindlichkeit zu hören. — Emilie wunderte ſich, daß man ihr einige Worte ſo hoch anrechnete, und ſie deshalb mehr, als vorher, zu achten ſchien.

Sechs Tage in der Woche war die Fürſtin durch Ball, Oper, Concert und andre Luſtbarkeiten beſchäftigt; nur Einer blieb ihr übrig, den man den guten nannte, der aber für die Damen und die Bedienung der Fürſtin ſehr übel war. Sie wußte dieſen ſiebenten Tag nicht auszufüllen, und wollte ihn doch von den übrigen unterſcheiden, weil man ihn an dem Hofe ihres Vaters der Einſamkeit und nützlichen Geſchäften widmete. An dieſem Tage hatte ſie ſchon tauſenderlei angefangen, gezeichnet, geſtickt, Klavier und Harfe geſpielt, Erbauungs- und andere Bücher geleſen; aber alles deſſen war ſie beim zweiten oder dritten Male wieder

überdrüßig geworden. Sie nahm Unterricht in der Englischen Sprache, in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte ihres Fürstenhauses; und dennoch blieb dieser gute Tag der langweiligste in der ganzen Woche, so daß jedermann dem Himmel dankte, wenn er zu Ende war.

Emilie, eine Freundin der Einsamkeit und des Nachdenkens, benutzte diesen Tag, blieb an ihm jedes Mal auf ihrem Zimmer, und nahm keine Besuche an. Als sie aber von der Fürstin mit ihrer Freundschaft beehrt wurde, sollte sie ihn immer bei ihr zubringen. Emilie traurete sich Kraft genug zu, ihre neue Freundin von der langen Weile zu befreien; und wirklich gelang es ihr die ersten Male. Sie las der Fürstin vor, und sprach mit ihr über das Gelesene. Auch brachte sie ihre Arbeit mit: ein Hemde, das sie für ein armes Kind nähen wollte. Die Fürstin fand es vortrefflich, den Tag zwischen Bildung des Geistes und Wohlthätigkeit zu theilen. Man schnitt nun Hemden zu, und die Damen näheten, ironisch lächelnd, mit der Fürstin um die Wette an der gröben Leinewand. Die Hemden wurden am zweiten

guten Tage fertig, und Emilie sollte sie vertheilen; denn außer ihr kannte keine Dame eine arme Familie, welche Hemden brauchte. Emilie erzählte nachher der Fürstin die kleinen rührenden Scenen, welche die Geschenke veranlaßt hatten. Die Fürstin vergoß einige Thränen, und ließ sogleich noch einige Stücke grobe Leinwand kaufen, aus denen an den guten Tagen Hemden gemacht werden sollten.

Man erzählte bei der Arbeit, an der auch die Kammerfrauen helfen mußten, Gespenstergeschichten, man las, sang, und wurde heiter, so daß noch ein Paar gute Tage recht angenehm vergingen. Allein dann hatte die Fürstin Kopfweh, und ließ sagen: heute könnten die Damen einmal in ihren Zimmern arbeiten. Nun wurde das Nähen für Arme wieder vergessen, und das Studium der Antiken kam an die Reihe. Man hörte an dem guten Tage von weiter nichts sprechen, als von nassen Gewändern, von Gruppirung, von der Schlangenlinie, Hetrurischem Styl, Basreliefs, dem Torso, dem Apoll, dem Antinous, u. s. weiter.

Kurz, Emilie war noch kein halbes Jahr am Hofe, so wußte sie, daß sie nicht auf die Freude

ſchaft der Fürſtin rechnen könnte. Die Fürſtin verlangte Liebe; aber ſie wollte keine dafür wiedergeben, und immer Fürſtin bleiben. Oft war ſie eine ganze Stunde mit Emilien allein; dann öffnete ſie ihr Herz zuweilen ein wenig, ſagte Emilien die angenehmſten Dinge, und vergoß ſogar Thränen an ihrem Halſe. Doch kaum war dieſe Aufwallung vorüber, ſo nahm die Fürſtin ihren gewöhnlichen kalten Ton wieder an, und begegnete Emilien, wie allen ihren andern Damen. Emilie benutzte einmal eine gute Stunde, um wegen Seibolds hin zu horchen; aber zu ihrem Erſtaunen bekam ſie die Antwort: pfui, Halden, pfui! Nicht ein Wort mehr von einer ſolchen Liebe! Sehen Sie! — (Mit dieſen Worten zog die Fürſtin einen Kaſten in ihrem Bureau auf.) Da liegt ein unerbrochner Brief von einer Frau, die mit mir am Hofe meines Vaters erzogen wurde, und die meine völlige Gnade hatte. Sie heirathete, ohne auf meine Warnung zu achten, unter ihrem Stande; ſeitdem habe ich ſie nicht wieder ſehen mögen. Sie hat mir wohl zehnmal geſchrieben, aber ich will nichts von ihr wiſſen, durchaus nichts. Pfui, Halden!

OXFORD

Emilie, an deren Liebe zu der Fürstin, offenherzig gestanden, auch der Eigennutz seinen Theil gehabt hatte, wurde von diesem Augenblicke merklich kalt gegen sie. Sie suchte nicht länger Gelegenheit, in dem Zimmer ihrer Gebieterin seyn zu können, und gab sich nicht mehr die geringste Mühe, in ihrer Gunst zu bleiben. Die Fürstin ersetzte ihre Stelle durch eine andre Dame, und vergaß ihrer kleinen Sonderlinge, ohne ihm deshalb gram zu werden. Das verdroß Emilien Anfangs; doch bald war es ihr vollkommen gleichgültig. Ihre Kammerjungfer bedauerte sie, daß sie die Liebe der Fürstin verloren hätte, und tadelte diese mit einiger Bitterkeit. Emilie erwiederte: es fehlt ihr nicht an Geist; aber die ewigen Zerstreuungen haben diesem Geiste alle Kraft genommen. Sie ist wirklich gut, mitleidig, zur Freundschaft und zur Liebe gebohren. Eine Frau von ihrem Range, die eben so dächte, wie ich, könnte sie wohlthätig und glücklich machen; doch von ihren Damen wird nie eine das vermögen.

Selenberg war unterdessen nicht unthätig gewesen. Sein Rang gab ihm fast alle Tage Gelegenheit, mit Emilien zusammen zu seyn.

und er nützte das mit der ganzen Feinheit des erfahrnen Hofmannes. Aber er möchte thun, was er wollte — sie wußte ihm für nichts Dank, und zeigte ganz unverhohlen die entschiedenste Abneigung gegen ihn. Doch dessen ungeachtet wurde seine Begierde mit jedem Tage stärker, da Emilie immer reitzender aufblühete, und ihre Figur immer edler, ihre Farbe immer frischer wurde. Er hatte geglaubt, der Hof sollte ihm den Triumph über sie erleichtern; und sie behielt mitten unter allen Versuchungen, an denen es auch dort nicht fehlte, die Reinheit ihrer Seele, und die Energie ihres Herzens. Doch der Widerwille, mit dem sie jetzt am Hofe war, gab seinen Hoffnungen neue Stärke. Er zeigte ihr die reitzende Aussicht eines Lebens auf dem Lande, und auch ihr Bruder mußte sie ihr zeigen. Sie ergriff diesen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit; allein sobald der Nahme Selenberg genannt war, sagte sie: „lieber wollte ich mein ganzes Leben hier in diesen öden Sälen zubringen, als nur einen Tag lang Selenbergs Gattin seyn."

Selenberg hatte jetzt nur noch Eine Hoffnung: das Vorwort des Fürsten. Hierzu woll-

te er nur im äußersten Nothfalle greifen; doch er mußte zuletzt, da Emilie sich durchaus nicht mit ihm einließ, und da er folglich nicht Eine von seinen Künsten anwenden konnte. Er wendete sich endlich an den Fürsten selbst: und dieser sagte lächelnd: „Selenberg, Sie haben wohl noch nie in einem solchen Falle einen Andern für sich geschickt! Ist denn die Abneigung der Halden gegen Sie so groß? und weiß die Familie darum? Denn die Familienrechte taste ich nicht an; sie sind die heiligsten, über die sich kein Fürst unter irgend einem Vorwande hinaussetzen sollte.

Der Kammerjunker versicherte, daß seine Eltern diese Verbindung wünschten. — „Und warum will Ihre Schwester nicht?" fragte der Fürst. Halden zuckte die Achseln. Romane, Ew. Durchlaucht, eine unverständige Gouvernante, die glatten Worte eines elenden, aber sehr listigen Menschen! . . . Meine Schwester hat eine reitzbare Phantasie, Grundsätze aus den Zeiten der Tafelrunde. Und dazu kam eine gewisse Begebenheit. Der Mensch, dessen ich eben erwähnte, rettete ihr zufälliger Weise das Leben. Ueberspannte Dankbarkeit, Ew. Durch-

lauscht. Kurz, sie ist Willens, unser Haus durch eine Mißheirath zu beschimpfen.

„Hm!" erwiederte der Fürst mit Lächeln, „das sollte man diesem edlen, stolzen Gesichte nicht zutrauen! Wohl, ich werde mich für Selenbergen verwenden. Das nächste Mal, wenn ich Ihre Schwester sehe, will ich um ihre Hand werben; und mir wird sie keine abschlägige Antwort geben."

Der Kammerjunker zuckte wieder die Achseln. Ich bedaure es, Ewr. Durchlaucht sagen zu müssen, daß sie in diesem Punkte sehr eigensinnig ist.

„Wir werden ja sehen! Sie sollen Nachricht bekommen. Uebrigens verbitte ich alle Gewalt. Ihre Schwester wird schon vernünftig werden. Ueberlassen Sie die Sache nur mir, und Sie sollen zufrieden seyn."

Der Hof ging auf das Land, Emilie eilte, so bald sie konnte, in das reitzende Bosket bei dem Lustschlosse, an welches auch Alleen stießen. Hier begegnete ihr der Fürst, der eben vom Pferde gestiegen war und noch eine Weile spazieren gehen wollte. Er erinnerte sich sogleich seines Versprechens, und redete Emilien an.

So jung, ſo ſchön, und ſo allein? ſagte er lächelnd. Die Herren hier müſſen ſehr wichtige Beſchäftigungen haben, daß Sie ſo einſam gelaſſen werden! Kommen Sie, Fräulein. Der Abend iſt ſo angenehm; wir gehen die Allee noch einmal auf und nieder. Apropos, liebe Halden. Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen.

„Ew. Durchlaucht Bitten ſind für mich Befehle," ſagte Emilie. In dem Augenblicke fiel ihr Selenberg ein, und ſie ſetzte ſchnell hinzu: „denn Ew. Durchlaucht fordern nichts von mir, wodurch wir uns nicht glücklich fühlten."

Dies Lob, liebe Halden, möchte ich gern von allen meinen Unterthanen verdienen. Nun, ich hoffe, auch Sie ſollen durch die Erfüllung meiner Bitte glücklich werden. Ich will Sie verheirathen, und lade mich zu Ihrer Hochzeit ein. — Emilie erblaßte. — Daß die Mädchen doch allemal roth und blaß werden, wenn vom Heirathen die Rede iſt, und dennoch alle heirathen! Aber Sie zittern ja. Setzen Sie Sich. Wie geſagt, eine Fehlbitte müſſen Sie mich nicht thun laſſen. Sie ſollen einen Mann ha-

ben, den der ganze Hof für ſehr artig und fein erklärt, und noch mehr, der mein Freund iſt: den Präſidenten von Selenberg.

Emilie blieb ſtarr ſitzen, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erholte ſie ſich. „Ew. Durchlaucht haben den Präſidenten Ihrem Freund genannt; ich muß alſo verſchweigen, wie ich von ihm denke. Indeß darf ich doch ſagen, daß der Herr Präſident ſehr fein und artig ſeyn kann, ohne deshalb einen guten Ehemann zu verſprechen. Er paßt vielleicht für den Hof, aber nicht für das häusliche Verhältniß; und wenn man heirathet, ſo rechnet man doch auf Glück. Ew. Durchlaucht werden es mir zu Gnaden halten, daß ich Nein ſagen muß."

Das ſollen Sie aber nicht! Oder Sie müſſen mir ſagen, wie Sie von Selenbergen denken. Sie werden ihm, hoffe ich, doch einige Thorheiten der flüchtigen Jugend überſehen? Wer iſt ſein ganzes Leben hindurch von allen Thorheit frei geblieben!

„Thorheiten, Ew. Durchlaucht, wollte ich ihm gern zu gute halten; nur nicht ſeinen Charakter. Ich mag des Mannes Frau nicht ſeyn, den keine Mutter ohne Sorge

eine halbe Stunde mit ihrer Tochter allein laſſen darf!"

O, das war einmal, liebes Kind! Sehen Sie ihn doch nur an! Die Sünde hat ihn verlaſſen.

„Und könnten Ew. Durchlaucht mir rathen, meine Hand einem Manne zu geben, von dem man weiter nichts ſagen kann, als das? Aber die Sünde hat ihn nicht einmal verlaſſen; jetzt fällt ja ſein Verlangen — denn von Liebe kann ein ſolcher Mann nichts wiſſen — auf mich!"

Es wird ja doch keine Sünde ſeyn, Sie reitzend zu finden; ſonſt wäre ich eben ſo ſtrafbar, wie Selenberg. Aber — was wetten Sie? — ich weiß die Urſache Ihrer Weigerung. Es ſteckt Ihnen ein Menſch im Köpfchen, der Sie einmal aus dem Waſſer oder Feuer geholt hat. Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Emilie erröthete. „Ew. Durchlaucht, wäre mein Herz auch völlig frei, ich gäbe dennoch Selenbergen meine Hand nicht, ſo lange ich fühlen kann, daß ein Betrieger ein verabſcheuungswürdiger Menſch iſt."

Ein Betrieger? . . . Sie drücken Sich in

der That ein wenig hart aus! Der Mann steht in meinen Dienſten, und iſt mein Freund.

„Ein Betrieger, Ew. Durchlaucht! Sie werden ungnädig; aber ich kann ihn nicht anders nennen. Wer ein gutes, rechtſchaffnes Mädchen mit ſeinem Range, ſeinen Künſten, ſeinem Gelde, liſtig verführt, ein Mädchen, deſſen ganzer Reichthum Unſchuld, deſſen Verheirathung vielleicht die einzige Hoffnung der Eltern war, wofür ſie ihr ganzes Leben hindurch arbeiteten, worin ſie ſich in Stunden des Kummers, der Sorge, des Mangels, die Freude ihres Alters verſprachen; ein Mädchen, das vielleicht das treue Weib eines rechtſchaffnen Mannes, die glückliche Mutter einer großen Familie geworden wäre — wer ein ſolches Mädchen verführt, und es dann der Schande, dem Unglück überläßt: wie ſoll ich den Elenden nennen? Hier allein, in Ihrer Reſidenz, ſind vielleicht zwanzig Mütter, die über Verführung ihrer Töchter jammern; und der Menſch, der daran Schuld iſt, wäre kein Betrieger? wäre nicht abſcheulich?"

Emilie ſprach, wie in Begeiſterung, mit funkelnden Augen und fliegendem Buſen. Der

Fürst sah hier einmal, was er so selten gesehen hatte: ein volles Herz, das sich ergoß. Er betrachtete Emilien mit Vergnügen. Als sie geendigt hatte, sagte er: ich merke, man muß Sie nicht zu Worte kommen lassen; sonst hat man verloren. Seyn Sie ruhig, Fräulein. Ich werde Selenbergen das Alles getreulich mittheilen. Soll ich?

„Wenn er in mich dränge, ich würde es ihm selbst sagen."

Nun! setzte der Fürst lächelnd hinzu; und wenn ihn das nicht von Grund aus heilte, so wüßte ich nicht mehr, was ich von ihm denken sollte. In der That, es mag wohl bisweilen so seyn, wie Sie sagen. Sie haben mich ernsthaft gemacht. Aber solche Sünden gehören nicht vor meinen Richterstuhl. — Also Selenbergen wollen Sie nicht. Nun, es sollte mich freuen, wenn ich einmal auf andre Art zu Ihrem Glücke beitragen könnte. Ich weiß jetzt, wie Sie hassen; in der That, ich möchte wohl auch einmal sehen, wie Sie lieben. Nur, Kind, mit Ihrem Retter aus dem Feuer oder Wasser bleiben Sie weg. Auf mein Wort! daraus wird nichts.

Der

Der Fürst ging. Emilie war [illegible] hatte nun die Erfahrung gemacht, daß man viel kann, wenn man ernsthaft will, und ihre Hoffnung, trotz allen Hindernissen am Ende der noch Seiholdt Gattin zu werden, bekam dadurch neue Stärke.

Der Fürst erzählte dem Kammerjunker, wie seine Bewerbung abgelaufen war, und gab ihm einen Wink, den Plan mit Selenbergen fahren zu lassen. Damit war Karl aber nicht zufrieden. Er sagte dem Fürsten, seine Eltern drängen auf diese Verbindung; es beruhe ein Familien-Arrangement darauf. Man bat den Fürsten nach einigen Tagen aufs neue um sein Vormort; er schlug es aber geradezu ab. Ich weiß nicht, Selenberg, sagte er, wie Sie von mir verlangen können, ein so schönes Mädchen zu ängstigen. Auf diese Art werden Sie Ihren Wunsch wohl schwerlich erreichen. Wenden Sie Sich an meine Gemahlin! Sie darf befehlen, wo ich bitten muß.

Selenberg sah ein, daß der Fürst Recht hatte, und er würde diesen Weg längst eingeschlagen haben, wenn nicht die Fürstin eine sonderbare Grille gehabt hätte. Sie hielt es

nehmlich für eine Verletzung der ihr ſchuldigen Ehefurcht, wenn eine von ihren Damen die Liebe eines Mannes ihrem Umgange vorzog. Dieſe Grille kannte der Fürſt, wie jedermann am Hofe; und er gab Seidenbergen abſichtlich einen Rath, der nicht befolgt werden konnte. Emilie hatte auf den Fürſten ſelbſt dieſen Eindruck gemacht. Er ſuchte daher Gelegenheit, ſie allein zu finden; und die konnte ihm nicht fehlen, da ſie jeden Abend in das Boskett zu gehen pflegte. Hier hob er aufs neue an, für Seidenbergen zu ſprechen; er ſchien ſogar empfindlich zu werden, und bekam dennoch von Emilien immer dieſelbe Antwort. Endlich verlangte er, etwas Näheres von ihrer Vergehenheit mit Seibold zu wiſſen. Sie erzählte ſo gut, und ihre ſchönen Augen waren ſo zu rechter Zeit voll Thränen, daß der Fürſt auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens nicht mehr ſo ganz unrecht fand, ob er ſich gleich davon nichts merken ließ. Er ſprach mit Emilien nun auch von andern Dingen; denn unter dieſem Vorwande konnte er am beſten von Zeit zu Zeit eine Stunde lang mit ihr im Boskett auf und nieder gehen.

Natürlicher Weise flisterte man nun auf dem Schlosse sehr bald einander zu: die Halden gefällt dem Fürsten; er ist oft mit ihr im Bosket. Selenberg war nicht der letzte, der dies erfuhr; und sobald er es wußte, entwarf er einen andern Plan, sich Emiliens Besitz zu verschaffen.

Schon nach einigen Stunden war der Fürstin hinterbracht, daß Se. Durchlaucht oft stundenlang mit dem Fräulein von Halden im Bosket spazieren gingen. Sie schwieg, und behandelte Emilien nur mit auffallender Kälte, oder vielmehr Verachtung. Am folgenden Tage war Selenberg bei ihr, und lenkte das Gespräch auf Heirathen. Sie nannte ihn neckend einen Hagestolz; und er sagte: ich würde recht gern eine Frau nehmen, wenn Ew. Durchlaucht sie mir geben wollten. — „Darf ich den Nahmen der Glücklichen wissen, die Sie erobert hat?" — Das Fräulein von Halden. — Die Fürstin erröthete und schwieg.

Am Abend zog sie Selenbergen in ein Fenster, das nach dem Bosket hinaus ging, und fragte ihn: ist es Ihr Ernst, daß Sie die Halden heirathen wollen? — Mein völliger, Ew. Durchlaucht. Ich habe schon die Einwil-

fügung der Eltern, und schwieg bisher nur deshalb, weil Ew. Durchlaucht das Fräulein mit Ihrer vorzüglichen Gnade, ja, fast möchte ich sagen, mit Ihrem Vertrauen, zu beehren schienen. — „Haben Sie Sich schon gegen die Halden geäußert?" — Bis jetzt nicht, aus dem Grunde, den ich Ew. Durchlaucht schon gesagt habe. Ich glaube indeß, mir schmeicheln zu dürfen, daß sie mir nicht abgeneigt ist; nur seit einigen Tagen bemerke ich eine Kälte an ihr, die mich verlegen macht.

Die Fürstin erröthete wieder, schwieg eine Weile, und sagte dann: „die Halden soll Ihre Frau werden! Ueberlassen Sie nur Alles mir, und fügen Sie ihr nichts; ich selbst will das Vergnügen haben, sie damit bekannt zu machen."

Am folgenden Morgen ließ die Fürstin Emilien zu einem Spaziergange rufen. Sie ging eine Zeitlang, ohne zu sprechen, auf und nieder, und Emilie neben ihr. Dann blieb sie auf einmal stehen, sah Emilien scharf in's Gesicht, und hob an: Fräulein Hutten, Gelehrberg hat bei mir um Sie angehalten, und ich habe Sie ihm zugesagt. — Emilie

hatte durch die Unterredungen mit dem Fürſten eine Art von Leichtigkeit über dieſen Punkt zu ſprechen, bekommen. Sie ſagte ſehr beſcheiden: „Ewr. Durchlaucht Wunſch würde für mich ein Befehl ſeyn . . .“

Ich wünſche es nicht, unterbrach die Fürſtin ſie kalt; ich will es, ich befehle es, und ich haſſe jedes Aber, wenn ich befohlen habe. — Sie winkte einem Bedienten, der in der Ferne ſtand; und das Geſpräch war abgebrochen. — Sie können gehen! ſagte ſie dann kalt zu Emilien. Kommt! rief ſie dem Bedienten zu, und verlor ſich in das Bosket.

Da ſtand nun Emilie auf einmal von aller Hülfe verlaſſen. Es war ihr, als forderten tauſend Stimmen ſie auf, nach Gollingen zu fliehen und den Major um Schutz zu bitten. Schwankend, matt, ohne Entſchluß, von tauſend verwirrten Gedanken, tauſend Schmerzen beſtürmt, ging ſie, ohne die Augen vom Boden zu erheben, dem Schloſſe zu. „Gott Lob!“ dachte ſie endlich; „ich habe noch nicht Ja geſagt.“ Nun fühlte ſie wieder einige Kraft; und in dem Augenblicke bemerkte ſie in einiger Entfernung Gelenbergen. Sie eilte auf ihn zu,

und ſagte in einem ſcharfen Ton, der ihren Aerger verrieth: „Herr Präſident, Sie haben bei der Fürſtin um mich angehalten, und ſie hat Ihnen meine Hand verſprochen. Ich aber, ich erkläre Ihnen ſehr feierlich, daß ich nicht will. Nehmen Sie Ihr Wort wieder zurück, ich bitte Sie darum; denn ich bin nun einmal feſt entſchloſſen, nie zu wollen."

Selenberg erwiederte mit einiger Verlegenheit: daß ich dieſen Weg, den ich lieber nicht genommen hätte, dennoch gewählt habe, meine Gnädige, muß Ihnen ein Beweis ſeyn, wie unendlich ich Sie liebe. Welcher Mann auf der Erde darf glauben, Sie zu verdienen! Und ſo können Sie es gewiß nicht tadeln, daß ich eine mächtige Fürſprecherin zu Hülfe nehme. Ihre verehrungswürdigen Eltern, mein Fräulein, Ihr Bruder, die Fürſtin — Alle wünſchen, mich durch Sie glücklich zu ſehen. Laſſen Sie mich hoffen, daß Ihre Güte meine zärtliche Liebe nicht immer verwerfen wird. Leider habe ich eine Jugend gelebt, die ich ſelbſt mir nie verzeihen kann. Aber, mein Fräulein, Sie würden mich nicht verachten, wenn Sie mein Herz kennten; Sie würden aufhören,

mich zu haſſen, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Sie liebe.

„Der Weg, den Sie gewählt haben, führt gewiß nicht zu meinem Herzen. Ich muß noch einmal . . .“

Geben Sie mir nur die allerkleinſte Hoffnung; dann ſoll weiter nichts für mich ſprechen, als meine Ehrerbietung, meine zärtliche Liebe, die Erfüllung aller Ihrer Wünſche.

„Nein, Herr von Selenberg, auch nicht die kleinſte Hoffnung mache ich Ihnen. Müßte ich zwiſchen Ihnen und dem Bauer wählen, der dort Waſſer trägt: ich gäbe ohne Bedenken dem meine Hand. Sie ſehen, wie unnütz alle Ihre Bemühungen ſind. Ich bitte, nehmen Sie Ihr Wort bei der Fürſtin zurück. Bis jetzt weiß außer uns niemand etwas davon; und ich verſpreche Ihnen, zu ſchweigen. Herr Präſident, ſchlagen Sie mir die einzige Bitte nicht ab, die ich je an Sie thun kann. Glauben Sie, es iſt bei mir nicht Eigenſinn, ſondern überdachter, feſter Entſchluß!“.

Ich hoffe, ſagte Selenberg ein wenig erröthend, Sie werden einſt gütiger ſeyn, als jetzt, und den ungerechten Haß überwinden, den Sie gegen mich zu haben ſcheinen.

Sie verbarg sich sehr tief, und ging, mit den Zähnen knirschend, in den Garten. Emilie eilte auf ihr Zimmer, legte den Kopf in ihre Hand, und sann, doch mit immer fliegenden Augen, über ihre Lage. Endlich faßte sie einen Entschluß: sie wollte sich, sobald die Fürstin aus dem Bade zurückkäme, ihr zu Füßen werfen, und sie um Mitleiden bitten. Als sie aber durch das Fenster das kalte befehlende Gesicht ihrer Gebieterin sah, war ihr Muth wieder verschwunden. Sie ging zwar die Treppe hinunter, und bis vor das Zimmer der Fürstin; doch wagte sie sich nicht hinein. Indem sie noch unentschlossen da stand, trat die Oberhofmeisterin aus ihrem Zimmer, und bemerkte sie. Fräulein Holden, ist Ihnen nicht wohl? Sie sind ja so bleich, wie eine Büßerin! Was fehlt Ihnen? Kommen Sie doch zu mir herein! — Emilie umfaßte, sobald sie in dem Zimmer war, die Oberhofmeisterin mit Heftigkeit, und beschwor sie mit heißen Thränen, bei der Fürstin für sie zu bitten.

Liebes gutes Kind, sagte die Oberhofmeisterin, das kann ich in der That nicht. Ihre Sache würde dann noch schlimmer: das wissen

Sie ja so gut wie ich. Da ist nun keine Hülfe mehr; Sie müssen Selenbergen heirathen! . . . Aber, mein Gott, es schlägt ja schon Eins, und Sie sind noch nicht frisirt! Gehen Sie! Es ist nur noch eine Stunde bis zur Tafel. Und ich bitte Sie, liebe Halden, seyn Sie klug. Es ist nun einmal nicht anders; Sie müssen!

Emilie ging wieder weg, ließ sich ankleiden, und verwünschte dabei den Hof, der sie so unglücklich machte. Zitternd trat sie dann in das Zimmer der Fürstin, verbeugte sich fast bis zur Erde, und blieb furchtsam an der Thüre stehen. Die Fürstin sagte langsam und kalt zu den übrigen Damen: Fräulein Halden ist Braut des Präsidenten von Selenberg; Sie können ihr Glück wünschen. Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emilie stand bei den Glückwünschen, die ihr nun gesagt wurden, wie in Betäubung da, und es rollten große Thränen aus ihren Augen. Sie fing endlich an zu schwanken, weil das Gefühl der Hülflosigkeit ihrem Körper alle Kraft benahm. Man mußte sie nach ihrem Zimmer führen. Kaum war sie allein, so riß sie in Verzweiflung die Brillanten aus ihrer Frisur,

warf sie heftig zur Erde, verhüllte ihr Gesicht, und blieb länger als eine Stunde so sitzen, ohne eines Gedankens fähig zu seyn.

Endlich sagte ihre Jungfer, die, mit ihr weinend, am Fenster saß: da fährt die Fürstinn hin! . . . Und der Fürst kommt eben von der Jagd zurück! Er ist recht freundlich. Wenn ich ihn um etwas zu bitten hätte, so thäte ich es jetzt, auf der Stelle. — Emilie eilte, wie sie war, mit zerstörtem Kopfputze und in der halben Kleidung, die Treppe hinunter, dem Fürsten entgegen, und rief mit Leidenschaft: „ach, Ew. Durchlaucht!" Der Fürst öffnete sein Zimmer, und führte sie hinein. Emilie warf sich vor ihm nieder. „Ew. Durchlaucht, ich habe keinen Freund, keine Hülfe mehr, als Sie. O, retten Sie mich von dem schrecklichsten Elende!"

Liebes Kind, stehen Sie auf! Wenn jemand käme!

„Nein! hier will ich liegen, bis ich Ihr Wort habe, daß Sie mich retten wollen."

Nun, sagte der Fürst, so muß ich auch wohl niederknieen. — Er machte wirklich eine Bewegung dazu, und Emilie stand auf. — Kom-

men Sie, Fräulein, in mein Cabinet; da sind wir ungestörter. — Nun sagen Sie mir, wie kann ich Ihnen dienen?

Emilie erzählte. Der Fürst schüttelte den Kopf, und sagte: aber, Fräulein, es ist in der That besser, wenn Sie Selenbergen nehmen. Sie selbst müssen einsehen, daß ich mich nicht wohl in die Sache mischen kann. Meine Gemahlin scheint die Heirath sehr zu wünschen; und was bleibt mir nun noch übrig?

„Ein Wort von Ihrer Hand an Selenbergen; und ich bin gerettet."

Der Fürst schüttelte wieder den Kopf; aber er konnte der schönen, reitzenden Emilie ihre wiederholte, dringende Bitte unmöglich abschlagen. Wohl, sagte er zuletzt; ich will thun, was Sie wünschen, ob ich gleich fühle, was alles aus der Sache gemacht werden kann.

„O, mein Dank, Ew. Durchlaucht, meine Ehrerbietung, meine Liebe soll unendlich seyn, wenn Sie mich aus dieser Gefahr erretten!"

Nun, was thäte man nicht um Ihrer Liebe willen! Ich will in Ihrer Sache thun, so viel ich kann. Morgen oder übermorgen hoffe ich, Sie im Bosket zu sehen. Lassen Sie Sich ihr

hier krank melden. Hätten Sie mir etwa noch einige Worte zu ſagen, oder ſollte etwas vorfallen, ſo ſchreiben Sie mir nur. Ich werde bisweilen meinen alten Ahrens unter einem guten Vorwande zu Ihnen ſchicken. Und nun adieu, mein ſchönes Fräulein. Wer weiß, was ich an Sternbergs Stelle thäte! Adieu.

Der Fürſt ſchrieb ſogleich an Solenhargen folgendes Billet:

„Mein lieber Präſident, Ihre Sache mit „dem Fräulein von Halden nimmt eine Wen„dung, die mir nicht ganz wohl gefällt, da „man wiſſen kann, daß ich mich Anfangs hin„ein gemiſcht habe. Es wird mir angenehm „ſeyn, wenn Sie alle Maßregeln fallen laſſen, „die nach Gewalt ausſehen. Sie werden leicht „ein ſchickliches Mittel finden, die Schritte zu„rück zu thun, die ohne mein Wiſſen gethan „ſind. Ich wünſchte, entweder gar nicht in „die Sache gemiſcht worden zu ſeyn, oder ſie „nun allein beendigen zu können, und ich woh„ne darauf, daß Sie mich nicht werden verge„bens wünſchen laſſen. Morgen früh erwarte „ich Sie zu einer Jagdpartie. Sie ſollen, „weil Sie Bequemlichkeit beim Jagen lieben,

„nicht funfzig Schritte danach gehen dürfen.
„Adieu.“

Der Fürst bekam schon in einigen Minuten nachstehende Antwort:

„Ew. Durchlaucht werden es gnädigst meiner heißen Leidenschaft verzeihen, daß ich einen Schritt gewagt habe, zu dem eine Bemerkung aus Höchstdero eigenem Munde mich halb und halb zu berechtigen schien. Ich sehe das freilich jetzt anders, und würde jedes schickliche Mittel anwenden, Ew. Durchlaucht Wunsch zu erfüllen. Die Entschuldigung, daß ich selbst die Wendung, welche die Sache genommen hat, nicht vermuthet, nicht gewünscht habe, kann ich bei Ew. Durchlaucht nicht geltend machen; denn allerdings soll man erst wissen, ehe man handelt. Wollen Ew. Durchlaucht die Versicherung, daß ich von jetzt an mein Glück gänzlich Höchstdero Händen überlasse, gnädig annehmen, so wird dies meiner Unzufriedenheit mit mir selbst ein Ende machen.“

„Die Jagdpartie, zu der Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich einzuladen, wird ein Vergnügen für mich seyn.“

Dies Billet schrieb Seltenberg in dem größten Verdrusse darüber, daß er sein Glück, dem er so nahe zu seyn geglaubt hatte, mit eigenen Händen wieder zerstören sollte. Er wußte schon, daß Emilie bei dem Fürsten gewesen war; und in einer halben Stunde hatte er es auch an die Fürstin gebracht, ohne sein Zimmer verlassen zu haben.

Am Abend war Spiel bei Hofe. Seltenberg ging nicht eher hin, als bis er vermuthen konnte, daß der Fürst schon da seyn würde. Die Fürstin fragte ihn laut, wo er den ganzen Tag gewesen wäre. Er benutzte diese Gelegenheit, zu ihr in ein Fenster zu treten, und halb laut zu sagen: ich bin sehr unglücklich, Ew. Durchlaucht, daß ich Sie bitten muß, Ihr gnädiges Vorwort bei dem Fräulein von Halden zurückzunehmen. Dringende Familienverhältnisse nöthigen mich zu dieser Bitte. Sie kann mir bei Ewr. Durchlaucht den Verdacht des Leichtsinnes zuziehen; aber in der That, ich bin nichts als unglücklich! . . . Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht noch nichts für mich gethan haben.

„Alles!“ erwiederte die Fürstin mit Bitter-

Sie. „Das ist zu spät. Sie werden mich doch nicht kompromittiren wollen? Ah, ich errathe, woher. . .“

Selenberg verbeugte sich tief. Also werden Ew. Durchlaucht mich bedauern! Ihren Hasse und Ihrer Gnade überlasse ich mein Glück jetzt ganz allein. Ich selbst darf nichts, als schweigen und erwarten. Ew. Durchlaucht errathen meine Lage, und ich fürchte nicht, daß Sie selbst sie noch peinlicher machen werden. Er verbeugte sich tief, und die Fürstin ging an ihren Spieltisch.

Selenberg war diesen Abend zerstreuet; er näherte sich der Fürstin nur mit Zittern, und redete einen Kammerherrn bei Seite, um über das wandelbare Hofglück zu klagen. Kurz, die Fürstin hörte bald, so wie der Fürst, zu ihrer Verwunderung, daß Selenberg bei ihr in Ungnade gefallen wäre. — Der Selenberg ist doch ein ehrlicher Mann! sagte der Fürst ihr heimlich; und die Jagdpartie fiel sehr vergnügt aus. — Der Selenberg ist doch ein feiner Kopf! sagte die Fürstin. Sie behandelte ihn am folgenden Tage bei dem Diner mit sehr bemerkbarer Kälte; er war zerstreuet, und eilte, aus dem Saale zu kommen.

Nach Tische ging die Fürstin mit ihrem Gemahle den Gang zu seinen Zimmern hinunter. „Ich habe," sagte sie unmuthig, „eine Klage über den Präsidenten Selenberg. Er hält bei mir um die Halden an, und ich verspreche sie ihm, da die Partie vortheilhaft ist, und da die Eltern sie wünschen. Ich sage es der Halden selbst, und meine Damen wünschen auf meinen Befehl ihr schon Glück. Nun tritt Selenberg gestern an mich heran, entschuldigt sich mit Familienverhältnissen, und dergleichen, und will sein Wort zurücknehmen. Sie werden das von ihm so unverschämt finden, wie ich. Verlangt er, daß ich mich vor meinem ganzen Hofe kompromittiren soll? Ich ersuche Sie dringend, mich vor einer solchen Beschimpfung zu sichern. Die Heirath soll und muß zu Stande kommen.

Vielleicht, erwiederte der Fürst verlegen, hat Selenberg andere Gründe, die seiner Menschlichkeit Ehre machen. Man sagt mir, die Halden soll eine bestimmte Abneigung gegen ihn haben; und dann . . . . . .

„Wie jedes junge Mädchen, dem man eine Verbindung anträgt. Sie sträubt sich, weil sie eine Närrin ist."

Wenn

Wenn aber nun diese Weigerung entschafft werden sollte, so wäre uns vielleicht ein Mittel, die Sache auszubrechen.

„Die Halden wird sich nicht lange sträuben gern. Mein Gemahl kann doch gewiß nicht zugeben, daß man mich vor dem ganzen Hofe so demüthige. Das Mädchen soll wollen. Ich bitte Sie, Selenbergen meinen Besuch zu sagen, und ich hoffe, daß schon morgen Alles beendigt seyn wird. In einer Sache, die mich und meine Ehre betrifft, werden Sie mich gewiß keine Fehlbitte thun lassen."

Mais, Madame, y pensés

„Je sais ce qu'il convient, et je ferai ce qu'il faut. Je ne croirai jamais mon honneur retabli, que quand Mlle. de Halden sera la femme de Selenberg. Cela doit être, à quelque prix que ce soit!" Mit diesen Worten ging sie zurück.

Der Fürst fühlte selbst, daß seine Gemahlin diese Forderung machen mußte: aber er hatte doch dem reitzenden Mädchen versprochen, sie zu retten; und noch mehr, die schöne Emilie gefiel ihm so wohl, daß er sich gestehen mußte, er gönne sie Selenbergen nicht.

In seiner Verlegenheit ließ er Emilien durch den alten Ahrens sagen: sie möchte noch krank bleiben. Den Abend fuhr er auf die Jagd, und blieb den ganzen folgenden Tag weg. Emilie wurde von dem Leibarzte für sehr krank erklärt, und Selenberg beurlaubte sich bei der Fürstin auf einige Tage zu einer Reise nach der Stadt, weil, so lange seine Geliebte krank war, doch nichts weiter für ihn geschehen konnte.

Der alte Ahrens sprach Emilien noch an diesem Abend ganz unbemerkt. Er erzählte ihr, was der Fürst für sie gethan hatte, und wollte sie dennoch bereden, dem Präsidenten ihr Jawort zu geben. Als Emilie sich auf den Fürsten berief, zuckte er die Schultern, und sagte: liebes Fräulein, ich bin hier am Hofe grau geworden, und weiß wohl Bescheid. Unser Fürst ist der großmüthigste, edelste Mann, — wenn es sich schickt.

„Wenn es sich schickt?" erwiederte Emilie. „Können Großmuth und Gerechtigkeit sich jemals nicht schicken?"

Ja, mein liebes Fräulein, so ist es wahrhaftig! Anderswo kann man seyn, was man

will, was man soll; hier aber muß man seyn, was sich schickt. Wir sind hier, so lange gut, als es gehen will; denn lassen wir das Gut fahren, und zucken hinterher die Achseln. Verlassen Sie Sich also ja nicht auf den Fürsten, mein gutes Fräulein. Glauben Sie mir, der Präsident Selenberg ist ein feiner Kopf, der Alles überlisten kann. Ich will Ihnen nur gestehen, es würde mich jammern, wenn Sie ihn heirathen müßten; denn Sie haben ganz Recht: er ist ein böser Mensch. Aber, wie gesagt, verlassen Sie Sich hier auf niemanden, als auf sich selbst! Mit dem besten Willen kann der Fürst am Hofe zuweilen nicht so viel, wie der Handwerksmann tagtäglich in seinem Hause. Es klemmt und hakt sich aller Orten. Wenn die Bürger und Bauern das so wüßten, sie gönnten uns unsre plaisirs, und hielten sich bei ihrem ruhigen Stücke Brot für weit glücklicher, als wir es jemals werden können.

Emilie wurde durch diesen treuherzigen Ton aufmerksam. Ahrens war, wie jeder am Hofe wußte, ein ehrlicher, unbestechlicher Mensch, und seine Treue gegen den Fürsten

ohne alle Flecken. Anfangs mischte er sich in die Cabalen des Hofes, und drang auch zuweilen durch; aber man machte ihn in Kurzem müde. Zuletzt bekümmerte er sich um nichts mehr, als was den Fürsten unmittelbar anging; und auch dann mischte er sich nur in so fern hinein, daß er diesem seine Meinung davon sagte. Er mußte den Fürsten, wie den ganzen Hof, wohl kennen, und sein Wort war also bei Emilien von großem Gewichte. Sie wurde blaß vor Schrecken, und sagte: „o Gott! könnte man so grausam seyn, mich aufzuopfern? Ach, wenn nur mein guter Onkel hier wäre! der würde mich bald retten!"

Der alte Ahrens erkundigte sich näher nach diesem Onkel, und sagte dann: geschwind, schreiben Sie dem Herrn Major! Ich will den Brief besorgen. Es giebt vielleicht einen Augenblick, wo die starke Ehrlichkeit des Mannes die feine List hier über den Haufen rennt.

Emilie schrieb in ihrer Verzweiflung nur einige Worte. Ahrens legte einen etwas längeren Brief bei, worin er dem Major einige Maßregeln empfahl; und schon bei Tagesan-

bruch, als noch alles schlief, schickte er eine Estafette nach Sollingen.

Der Major war jetzt gewissermaßen auf Emilien böse, weil sie ihm, seit ihrem Aufenthalte in der Residenz, nur ein einziges Mal, und noch dazu einen kalten, oder vielmehr für ihn unverständlichen, Brief geschrieben hatte. Sie sagte darin: „ich thue meine Pflicht, und bin zufrieden. Es sollte so seyn, und es sey so! Ich habe mein Glück nicht aufgegeben, und werde es auch hier finden, mitten in dem Getöse des traurigen Frohlockens, der armseligen Pracht. Hier stehe ich ganz allein; aber ich bedarf nur meiner selbst. Ich soll mir meine Welt schaffen, und schaffe sie."

Der Major hatte diesen Brief unmuthig auf den Tisch geworfen, und gesagt: „Jungfer Milchen, wenn man anfängt in Räthseln zu sprechen, so ist man auf dem Wege zu lügen. Ich glaube, das Mädchen ist hochmüthig geworden. Was soll das alles! „Meine Welt schaffen!" Was muß der liebe Gott denken, wenn ein Mädchen ihr Kleid frisirt, und dann von Schöpfung der Welten spricht! „Ich bedarf nur meiner selbst!" Meinetwegen! Hochmuth kommt vor dem Falle!"

Für den guten Major waren dieſe Räthſel nicht geſchrieben, ſondern für Seibold, der ſich alle Ausdrücke ſehr wohl zu erklären wußte, da ihn jeder an eine ſeiner ehemaligen Unterredungen mit Emilien erinnerte. Sein Herz ſchlug ungeſtüm vor Freude über dieſen Brief, der für ihn eine feierliche Verſicherung treuer Liebe enthielt. Er ſchwieg indeß, weil er ſich nicht verrathen wollte.

Hennig ſchüttelte den Kopf noch ſtärker, als ſein Oheim. Er erinnerte ſich der verunglückten Entführung, und ſagte: ich weiß, lieber Onkel, was der Brief bedeutet; ſie giebt Seibolden einen Korb. — „Nun, das ſteht doch auch nicht da!“ — Hennig erzählte jetzt ſein Abenteuer; und der Major ſagte: „wie? ſie wollte nicht, guter Junge? Nun, ſo laß ſie fahren!“ — Man ſchwieg ſeitdem von Emilien, ſo viel man konnte, bis endlich die Briefe von ihr und dem alten Ahrens kamen.

Der Major las, ſobald er nur einige Worte geleſen hatte: „großer Gott! die arme Emilie!“ Seibold ſtürzte auf dieſen Ausruf hinzu, und nahm den Brief, den der Major ihm ſchwankend hin hielt. „Herr Oberſtwachtmeiſter, wir müſſen fort!

„Freilich! Denn mag es auch seyn, wie es will — der Selenberg soll sie nicht haben. Aber den Kopf will ich ihr waschen, und das recht tüchtig! Was hat sie da am Hofe zu suchen?“

Sie ist gezwungen worden; sie konnte nicht anders.

„Sie konnte wohl anders! Aber der Hochmuthsteufel hat sie versucht, oder wohl noch etwas Schlimmeres. Da stürzt sie sich hinein in die Gefahr. Nun schaffe einmal deine Weiber! Da bedarf sie ja doch Anderer; sonst würde sie nicht so jammern und wehklagen.“

Herr Oberstwachtmeister, sie wollte ihre Pflicht thun. Verkennen Sie das große Herz des Mädchens nicht.

„Verkennen? Nein, wahrhaftig nicht! Gott weiß, ich nehme meine Mütze in tiefer Demuth vor Allem ab, was groß ist; aber nichts ist groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Sagen Sie mir, ist der Komödiant, der den Alexander macht, der Alexander selbst? Ich habe das Mädchen lieb; aber deshalb bin ich nicht blind gegen ihre Fehler. Sie hat bei allem, was sie that, immer ihre Nebenabsichten gehabt; und daran sind Sie mit Schuld. Sie

tadelten die Bonne, die ihr da Liebhaber, Treue, Umarmungen und Thränen in den Kopf setzte. Liebe und Treue sind eine gute und vollkommene Gabe, wohl nicht schlechter als Großmuth und Selbstüberwindung. Aber es war nur schlimm, daß Emilie den Kopf von Treue und Liebe voller hatte, als das Herz. Nun wollten Sie den Teufel austreiben . . ."

Lieber, guter Herr Oberstwachtmeister! welche harte Ausdrücke von Ihrer Emilie!

„Ei, was nicht von Gott ist im Herzen und Kopfe, das ist vom Teufel. Baarer Hochmuth war es. Sie wollte ihrer Treue halber eben so gelobt seyn, wie die Leute da in den Liebesbüchern. Um ihr das aus dem Kopfe zu bringen, erzählten Sie ihr von der Portia, und wie die Frauen weiter heißen. Geschwind warf Emilie die erste Maske weg, weil die neue hübscher war. Ich habe mir hinterher, wenn ich an meinem Grillenfenster saß, das alles an den Fingern abgezählt. Sie wollte immer etwas Anderes seyn, als sie war: das können Sie gar nicht läugnen."

Aber sie war immer etwas Gutes; das können Sie nicht läugnen.

„Ja, allerdings läugne ich das: Sie war es nicht, sie stellte es nur vor. Sie war nicht geduldig, wenn die Mutter ihr alles Herzeleid anthat; sie stellte sich nur so, damit Seibold sie recht lieb haben sollte. Nicht aus Gehorsam gegen ihre Mutter that sie, was man von ihr verlangte; nein, aus Liebe zu Ihnen, Seibold. Sie ist tugendhaft; — Gott lasse sie das immer bleiben! — aber manche Dinge an ihr sind Verstellung, Nachäfferei, nicht Geist und Wahrheit, wie in der Bibel steht. Ein Theil ihrer Tugenden, sagten Sie einmal von einem andern Mädchen, sind Sonnenstrahlen, die man in einem Spiegel aufgefangen hat: sie leuchten wohl, aber sie wärmen nicht. Sehen Sie da meinen Hennig! Der wird, wenn Gott seinen Segen weiter giebt, ein Mensch, an dem die heiligen Engel ihre Freude haben müssen. Er thut das Gute, wie ich Athem hole."

Herr Oberstwachtmeister, Sie halten Emilien für schlecht?

„Das sag' ich nicht. Sie ist gut, recht gut; aber sie will besser seyn, als sie ist; und das nenne ich Heuchelei, Romanenkram. Darum

sah' ich es gern, daß sie einmal gedemüthigt wird, und einsehen lernt, was Menschen ihr seyn können und müssen. Aber hin wollen wir und helfen, so angern ich auch an einen Hof gehe. Ich weiß da nichts zu sagen; doch einem ehrlichen Manne, der in einem ehrlichen Handel begriffen ist, kann es an Worten nicht fehlen. Hennig soll mir aber Alle müssen zu Hause bleiben. Wir wollen erst sehen, was aus ihr geworden ist, und wie es steht, daß meine Schwägerin nicht wieder etwas zu lästern hat.

Hennig wurde gerufen. Dann sattelte man sogleich, packte Geld ein; und nun ging es der Residenz zu, so schnell die Pferde nur laufen konnten.

Der Major trat in dem Wirthshause ab, das Ahrens ihm bestimmt hatte, und schickte sogleich einen Boten nach dem Lustschlosse, ihm seine Ankunft sagen zu lassen. Ahrens kam in die Stadt, besuchte den Major, und erzählte ihm, wie Alles stände. Sie sehen, sagte er zuletzt, der Handel ist gefährlich genug. — „Gefährlich?" erwiederte der Major lächelnd. „Das weiß ich nicht zu begreifen.

Sie. Durchlaucht können ja nur sagen: ich will nicht! und das Lied ist zu Ende. Da sehe ich nichts Bedenkliches."

Ahrens setzte dem Major nun die Umstände weiter aus einander. Der Major begriff zwar noch immer nichts von dem Allen; indeß am Ende fing er an nachzugeben. „Lieber Herr Ahrens," sagte er, „jeder Stand hat seine Maximen, und zum Richter über Andere bin ich nicht bestellt. Aber — so kann ich ja zu der Fürstin gehen, und ihr sagen, daß Emilie nicht will, und auch nicht soll, weil der Selenberg kein ehrliches Mädchen verdient!" Ahrens sah den dreisten Major mit Erstaunen an; denn ein solcher Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Und wenn die Fürstin dennoch will? fragte er lächelnd. — „Ei, zum Teufel! da nehm' ich meine Nichte unter den Arm, setze sie auf ein Pferd, und reite mit ihr davon."

Es konnte nicht eher etwas geschehen, als bis der Fürst wieder da war, den man am folgenden Abend auf dem Lustschloß erwartete. Am dritten Tage sollte der Major sich bei ihm melden lassen, und für Emilien um Urlaub zu einer Reise bitten. Dazu mußte er sich

ſchlieſſen, ob er gleich wohl hundertmal den Kopf ſchüttelte.

Zum Unglück hatte Selenberg den Major, deſſen Geſicht und Figur ihm aus Moorberg her ſehr gut bekannt waren, ſchon eine Stunde nach ſeiner Ankunft im Wirthshauſe, am Fenſter geſehen. Ein Billet an Karln belehrte dieſen von der Gefahr, und von dem Rettungsmittel dagegen. Schnell ging nun ein reitender Bote nach Moorberg, um Emiliens Eltern zu holen; Selenberg aber blieb fürs erſte noch in der Reſidenz, weil er auf dem Luſtſchloſſe nicht nöthig zu ſeyn glaubte.

Der Fürſt erfuhr, ſobald er zurückkam, die Ankunft des Majors, und den Plan ſeines Ahrens. Auch die Fürſtin hörte von dem Major, und es wurde ihr eine ſo ſeltſame Beſchreibung von dem Manne gemacht, daß ſie ſich noch feſter vornahm, Emiliens Heirath mit dem Präſidenten durchzuſetzen. Alles war in geſpannter Erwartung, und rechnete auf den Sieg; Karl aber nahm ſich vor, jetzt, wo möglich, aus dem Spiele zu bleiben. Er hatte endlich gemerkt, daß er es nicht mit dem Oheim und Emilien, ſondern mit dem Fürſten ſelbſt,

zu thun hatte. Auch war ihm zu Ohren gekommen, daß der Fürst Emilien reitend fände, und oft mit ihr im Boskett spazieren ginge.

Was in aller Welt, dachte er, ist das? — Und von diesem Augenblicke lag ihm nichts mehr daran, daß Emilie dem Präsidenten ihre Hand gäbe. Mit ihrer Liebe zu Seibolden schien es ja vorbei zu seyn: denn sie hatte, wie er zuverlässig wußte, seitdem sie sich am Hofe befand, nicht ein einziges Mal an ihn geschrieben, und schon lange sogar nicht einmal mehr von ihm gesprochen; jetzt durfte er also mit ihrer Verheirathung um so weniger eilen. Und überdies fiel ihm Manches ein, was seine Anfangs nur halb gedachte Vermuthung sehr wahrscheinlich machte. Emilie hatte die Liebe der Fürstin in einem so hohen Grade gehabt; auf einmal war sie gänzlich gefallen, und hatte ihm, als er sie um die Ursache befragt, in sehr räthselhaften Ausdrücken geantwortet. Hm! dachte er; des Fürsten Widerwille gegen diese Heirath, die Eifersucht der Fürstin, von der man fast schon öffentlich spricht! Und nun gar der Onkel seit drei Tagen in der Residenz, ohne Emilien gesehen zu haben! Was kann

dem Hofkopf bewegen, sich so versteckt zu halten? Warum geht er nicht gerade zum Fürsten oder zur Fürstin? Wahrscheinlich weiß er schon, daß er es hier mit der Liebe des Fürsten zu thun hat. Das Alles paßt doch sonderbar zusammen. — Karl war an geheime Pläne, an Intriguen so gewöhnt, daß er auch hier nichts Andres sehen konnte. O, dachte er lächelnd, wenn hier jeder sein Spiel spielt — warum nicht auch ich? Der Fürst liebt Emilien; die Fürstin ist eifersüchtig; Selenberg will meine Schwester haben; der Major will sie Seibolden geben. Und Emilie? Wenn ich nur wüßte, was die zu thun Willens ist! Ah! sie hat neulich den Fürsten so beredt gelobt! Nun gut; entweder Selenberg, oder . . . — Der Elende wurde roth; aber an diesem Erröthen hatte die Scham weniger Antheil, als die Freude.

Hm! dachte er endlich; wir wollen ruhig zusehen, und abwarten, wie die Würfel fallen. Wenn nur meine Mutter hier wäre!

Als er so mit sich zu Rathe ging, sah er auf einmal den Onkel mit dem alten Hennig durch das Schloßthor reiten, und bemerkte mit

Vergnügen in dessen Miene Furchtsamkeit, und entschlossenes Nachdenken. Der Major fragte nach Emilien; und man zeigte ihm den Flügel, in welchem sie wohnte. Karl lief über die Gänge weg nach eben diesem Flügel, und hielt sich verborgen, bis der Onkel hinein war. Dann fragte er im Vorzimmer nach dem Major, schickte den Bedienten nach einem Glase Wasser, horchte, und hörte ganz deutlich: „Hochmuth! . . . Heuchelei! . . . seyn, was du nicht seyn sollst!" Karl dachte: das sind offenbar Vorwürfe über Emiliens Liebe zu dem Fürsten. Er hörte wieder: — „zum Fürsten selbst gehen! Er soll die Sprache eines ehrlichen Mannes hören!" Warum, dachte Karl, zu dem Fürsten, und nicht zu der Fürstin, die doch an Allem Schuld ist? Ich kann nicht länger zweifeln. — Er ging nun weg, und sann schon auf Plane, wie er das Glück seiner Schwester benutzen wollte.

Bald nachher kamen seine Eltern an, und er empfing sie mit großer Fröhlichkeit. Man kann leicht denken, mit wie vielen Fragen die Mutter ihn bestürmte. Er erzählte (doch nicht mehr, als sie wissen sollte), sprach von Emilien,

von dem Fürſten, in einem räthſelhaften Tone, und bat, Mama möchte ſeine Schweſter ja recht gütig behandeln. Die Mutter begriff nicht, was Karl wollte, und widerſprach ihm; er ſagte aber: glauben Sie mir, das Glück unſeres Hauſes hängt davon ab, wie Sie ſich jetzt benehmen! — Nun hatte ſie kein Wort mehr einzuwenden.

Der Major ließ ſich unterdeſſen bei dem Fürſten melden, bei dem ſich gerade auch ſeine Gemahlin befand. Der Major von Halden? ſagte der Fürſt verwundert. Jetzt nicht! morgen! Was will der Mann? Oder — ich laſſe ihn auf heute Abend zum Spiele bitten. — Die Fürſtin lächelte.

Der Major, dem Ahrens ſeine Rolle gegeben, und den er nach langen Bemühungen endlich zu einer Unwahrheit beredet hatte, kam Abends, näherte ſich dem Fürſten, als ſeine Gemahlin neben ihm ſtand, und bat in den einfachſten Ausdrücken: Se. Durchlaucht möchten ſeiner Nichte erlauben, auf einige Wochen zu verreiſen, weil ein Familien-Arrangement es nothwendig mache. — Der Fürſt erwiederte: ich bewillige Ihre Bitte von Herzen gern,

und

und zweifle nicht, daß meine Gemahlin es auch thun wird. An die müssen Sie Sich noch wenden. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück, Herr Major, zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit dem Präsidenten Selenberg.

Der Major antwortete keine Sylbe. Die Fürstin sagte, mit einem triumphirenden Blicke: Ihre Nichte ist zwar krank, Herr Major, und mein Leibarzt hat ihr sogar untersagt, das Zimmer zu verlassen; indeß, wenn Sie darauf bestehen . . . — Der Major verbeugte sich, ohne zu antworten.

Die Fürstin fühlte wohl, daß sie das Verlangen des Majors nicht verweigern konnte. Sie wendete sich ab, und sah rings umher, ob Selenberg nicht da wäre. In dem Augenblicke trat Karl in die Thür, und grüßte den Major. Die Fürstin sagte zu ihm: Ihre Schwester will mit Ihrem Onkel auf einige Zeit nach Hause. — Mit meinem Onkel? erwiederte Karl, und starrte erst die Fürstin, und dann den Fürsten an. Dieser bestätigte es; er sah aber dabei so zweideutig aus, daß Karl glaubte, er dürfte ohne Bedenken sagen: daraus

zweifle ich in der That, Ew. Durchlaucht. Meine Eltern . . .

Die Fürstin unterbrach ihn. Eben eines Familien-Arrangements wegen, hat ja der Herr Major, wenn ich recht verstanden habe, den Auftrag, Ihre Schwester abzuholen. — Wann reisen Sie, Herr Major?

„Morgen mit dem Frühesten."

Dies Familien-Arrangement, sagte Karl mit einem boshaften Lächeln, ist jetzt wohl unnöthig, da . . . .

„Sehr nöthig!" fiel der Major ein, dem bei dieser Unterredung gar nicht wohl zu Muthe wurde; „sehr nöthig!"

Jetzt nicht mehr; denn eben dieses Arrangements wegen sind meine Eltern hieher gekommen. Sie bitten um die Gnade, morgen Ew. Durchlaucht ihre Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.

„So?" sagte der Major, hoch erröthend. „Die sind hier? Nun, dann ist es nichts." Er zog die Stirn in Falten, und sah bald den Fürsten, bald die Fürstin an. Endlich brach er los. „Das Arrangement, Ew. Durchlaucht," (zu der Fürstin) „war nichts Anders,

als meine Rechte vor einem Manne zu bewahren, zu dem ſie keine Liebe hat, und für den ſie, die Wahrheit zu ſagen, viel zu gut iſt. Ich wollte es, dieſer Mann, der Präſident Seienberg, wäre hier!" Er ſuchte ihn mit den Augen.

Ich bedaure, erwiederte die Fürſtin; da kommen Sie zu ſpät, Herr Major. Dieſe Heirath iſt decidirt.

„Ich bitte unterthänig um Vergebung. Eine Heirath zu hindern, kommt man vor der Copulation nie zu ſpät."

In der That zu ſpät, Herr Major! ſagte der Fürſt; meine Gemahlin hat ihr Wort gegeben.

Ew. Durchlaucht ſind wohl ſo gnädig, ihr Wort einmal zurückzunehmen; denn es würde dem Mädchen ihr Glück, das Glück ihres ganzen Lebens, koſten. Ich trete nicht gern einen Wurm todt; und wenn ich ihn ſehe, ſo ziehe ich den Fuß wieder zurück, den ich ſchon aufgehoben hatte."

Sie verlangen in der That zu viel, Herr Major! ſagte der Fürſt.

„Das Glück, das ganze irdiſche, ja vielleicht auch das ewige Glück eines Menſchen verlange

ich; und das kann freilich kein Fürstenhaus bezahlen."

"In der That, Ihr Ton ist sehr bestimmt, Herr Major! sagte die Fürstin mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich den Ton nicht treffe, Ew. Durchlaucht, der hier im Gange ist, so halten Sie mir das zu Gnaden. Ich habe nie vor Fürsten gestanden, außer vor dem großen König, und das immer nur mit dem Säbel in der Hand, dem Feinde gegenüber. Wenn man da den Tod und die Ewigkeit vor sich hat, so denkt man nicht auf Redensarten. Halten Sie es einem alten Manne zu gute, wenn ein Wort in die Quer mit unterlaufen sollte. Ich habe meine Nichte lieb: sie ist meines Vaters Enkelin; und könnte ich hier schweigen, Ew. Durchlaucht, hier, wo es auf ihr ganzes Glück ankommt: so würde ich nicht das Herz haben, die Bibel wieder aufzuschlagen, denn ich könnte gerade den Spruch treffen: Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Also bitt' ich Ew. Durchlaucht . . ."

Ich dächte, unterbrach ihn Karl, diese Scene

gehörte zunächst den Eltern; und meine Eltern sind hier.

„Leider! und das macht meine Besorgniß für Emilien noch größer. Lassen Ew. Durchlaucht mich nicht gehen, ohne meine Bitte zu gewähren."

Es ist doch in der That nicht meine Sache, erwiederte die Fürstin, zu entscheiden, wem das Fräulein gehört: dem Onkel oder den Eltern. — Mit diesen Worten ging sie zu ihrem Spiele.

Der Major schüttelte den grauen Kopf, blickte, wie trostlos, in dem hellen Saal umher, und schlug dann die Augen zu Boden. „Hier," sagte er halblaut, „sollte kein Mensch mit solchen Empfindungen stehen, wie ich!" Auf einmal wendete er sich wieder an den Fürsten. „Ja, Ew. Durchlaucht, es ist wahr; den Eltern gehört die Entscheidung, und wenn sie auch wären wie Feinde! . . . Ist denn der Herr von Seienberg nicht hier?" Sein Gesicht war bei dieser Frage dunkelroth. Der Fürst sah Karln ernsthaft an; und dieser ging. — Herr Major, sagte der Fürst alsdann, Sie werden hitzig. Eine Unbesonnenheit würde sich

für Ihr graues Haar nicht ſchicken. Sprechen Sie Selenbergen nicht früher, als bis Sie weiter von mir hören. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird.

„Das gebe Gott, Ew. Durchlaucht! Ich habe meinen Säbel und meine Piſtolen nie anders gebraucht, als gegen den Feind; aber an das Glück des jungen unſchuldigen Mädchens könnte ich wohl noch einmal mein Leben wagen. Gott behüte mich davor!“ Er empfahl ſich, und ging zu Emilien, wo er ihre Eltern antraf. Zu ſeiner Verwunderung behandelte die Mutter ihre Tochter, nach des Kammerjunkers Rathe, mit der größten Güte. Er blieb nur einige Minuten, gab Emilien, als er ihr beim Abſchiednehmen die Hand drückte, einen Wink mit den Augen, und ritt dann ſogleich wieder nach der Reſidenz, ohne unterweges ein Wort mit ſeinem alten Hennig zu ſprechen.

Der junge Hennig fragte ihn, ſobald er wieder auf dem Zimmer war: wie ſteht es? wie iſt es? — Der Major erzählte. „Aber,“ ſagte er zuletzt, „Emilien haben wir halb und halb unrecht gethan; ſie hat ihren Selbold noch immer von Herzen lieb.“ Man überlegte nun,

was weiter zu thun sey. „Geht es nicht," sagte der Major, „so will ich einmal bei dem Seelenberg anklopfen. Er hat kein Gewissen, und ist also feigherzig. Aber, wenn er das auch nicht ist — mein rechter Arm wird ja noch den Säbel führen können!"

Jetzt stritten sich der Neffe und der Oheim, wer von ihnen Beiden ein ernsthaftes Wort mit Seelenbergen reden sollte. Der alte Hennig machte dem Streit ein Ende. „Welcher ehrliche Mensch, sagte er, wird sich mit dem Schurken schießen oder hauen? Während Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, da umherzogen von Milchen zu dem Kammerdiener, und von dem die große breite Treppe hinauf in den hellen Saal, da ließ ich dem Hans die Pferde, und spionirte ein wenig die Wege auf und ab. Ich dachte: was läuft doch der Herr, und exedenzt, und läßt sich pudern, und steckt da noch auf seine alten Tage zwischen dem seidenen Volke! Ich in seiner Stelle ließe einen Wagen hinter das kleine Wäldchen fahren, und gäbe Emilien einen Wink. Sie käme herunter, setzte sich ein, und es ginge fort nach Sollingen. Da ließ' ich sie mit Seibolden kopuliren, und der Tanz wäre zu Ende.

Der junge Hennig fand diesen Gedanken vortrefflich. Lieber Onkel, sagte er, das ist der sicherste Weg. Mit den Menschen hier richten wir nichts aus.

„Nein, Hennig," erwiederte der Major; „das geht nicht! Dem Fürsten eine Hofdame so vor der Nase wegzukapern, das könnte uns übel bekommen. Die Eltern würden klagen; dann müßten wir Emilien wieder herausgeben, die Heirath würde kassirt, und das Herzeleid wäre noch größer. Das ist also nichts. Freilich, wenn nichts auf der Welt mehr helfen wollte, Gesetze und Menschen nicht: dann dürften wir; aber nicht eher."

Der Fürst sagte zu Ahrens bei dem Auskleiden: Alter, das war wieder nichts mit dem Major! Wir machen die Halden nicht los. Meine Gemahlin hat nun einmal ihren Kopf darauf gesetzt. — Der Major ist aber ein herrlicher alter Mann. Du hast Recht, man freuet sich, einmal einen Menschen zu hören, der das Herz auf der Zunge trägt. Aber die Eltern der Halden sind hier, und beinahe argwohne ich, auf Selenbergs Betrieb. Wenn du nicht noch andern Rath weißt, so ist es vorbei. —

Ahrens breitete sich erst recht weitläuftig über Selenbergs Charakter aus, und bewies dem Fürsten, daß es schändlich seyn würde, das keusche, unschuldige Mädchen einem solchen Wollüstlinge zu übergeben. Der Selenberg hat viele Mädchen auf seinem Gewissen, Ew. Durchlaucht! . . . (Er kämpfte mit sich selbst, ob er mehr von dem Präsidenten sagen sollte.) — Es giebt noch Ein Mittel, Ew. Durchlaucht: Gewalt. Und dazu ist der Major der rechte Mann; auch der Bruder des Fräuleins, den er bei sich hat, ein Engel von einem jungen Menschen, Ew. Durchlaucht!

Gewalt, alter Ahrens? Gewalt? Bedenkst du auch . . .?

Ich habe bedacht, Ew. Durchlaucht.

„Und was sollte dabei herauskommen? Der Major brächte die Halden nach Sellingen; die Eltern reklamirten sie; meine Gemahlin forderte Genugthuung: und — könnte ich sie verweigern? Das hieße deine Freunde aus dem Regen in die Traufe bringen. . . . Nein," fuhr er, seitwärts blickend, hinzu: „der Major muß sie nicht entführen! Soll es geschehen, so mußt du es thun, und zwar, da sie

Vertrauen zu dir hat, mit ihrer Bewilligung. Nur uns Beiden muß fürs Erste bekannt seyn, wo sie bleibt; sonst niemanden. Weißt du einen guten Ort, wohin man sie bringen könnte?"

Ahrens sann einen Augenblick nach, und sagte dann: wahr, Ew. Durchlaucht! Nach Solingen darf sie nicht; auch darf der Major nichts von der Sache wissen. Recht, Ew. Durchlaucht, ich, ich! Auf mich hat kein Mensch Verdacht. Ich will das Fräulein entführen. Ja, wahrhaftig! so geht es! Das trifft sich Alles vortrefflich!

„Aber, daß ich dann nicht in Verlegenheiten komme! . . . Wohin willst du sie bringen? Meinst du, man wird nicht nachforschen?"

„Da forscht kein Mensch, Ew. Durchlaucht. Zu meinem Schwager nach Waldengrund! . . . O, es geht alles glücklich!" — er kämpfte wieder mit sich selbst, ob er dem Fürsten nicht jetzt etwas entdecken sollte, das er so lange verschwiegen hatte.

Ahrens bat Emilien in einem Billet, mit dem Schlage Eins an der Treppe zu seyn. Er selbst ging vor ihr Zimmer, und lauerte,

bis sie allein war. Dann öffnete er die Thüre, warf das Billet hinein, und war den Augenblick wieder verschwunden. Emilie entschloß sich sogleich. Um Ein Uhr stand sie, mit einem Bündel Wäsche und Kleidung, bereit. Ahrens führte sie durch die Zimmer des Fürsten eine geheime Treppe hinunter in das Wäldchen; und nach zwanzig oder fünf und zwanzig Minuten standen sie Beide an einem leichten offenen Wagen. Hier, Bruder, sagte Ahrens, hast du die Mamsell Schlüter. Du hast doch gewiß Niemanden gesprochen? Denn sonst ... — Das weißt du ja! antwortete eine tiefe Baßstimme. — Gut, so laß die Pferde ein wenig rasch laufen, und am Tage mag die Mamsell Schlüter sich in dem Wagen niederlegen. Adieu, Bruder; und grüße zu Hause.

Die Pferde flogen in vollem Trabe davon. Ahrens ging zurück, und kam eben so unbemerkt wieder auf das Schloß, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Morgen wurde Emilie vermißt. Ihr Garderoben-Mädchen dachte: sie wird bei ihren Eltern seyn. Aber bald kam Frau von Halden, und fragte nach ihrer Toch-

ten. — Ich glaubte, ſagte das Mädchen, ſie wäre bei Ihnen. Gewiß iſt ſie wieder im Boskett. — Um zwölf Uhr kam der Major, und erkundigte ſich nach Emilien. Man ließ ſie ſuchen, und ſie war nicht zu finden. Jetzt gerieth man in Verlegenheit. Das Garderoben-Mädchen und die Kammerjungfer durchſuchten Emiliens Kleider und Wäſche. Es fehlte ein Theil davon, und auch ihre Briefe waren weg: Nun konnte man nicht länger zweifeln, daß ſie entflohen wäre.

Karl glaubte, der Onkel hätte ſie entführt, und ſprengte nach der Stadt. Dem Major, der ihm bald nachfolgte, fiel Selenberg ein. Jener erkundigte ſich in dem Wirthshauſe, und erfuhr, daß der Major, ſo wie ſeine Begleiter, ſehr ruhig geſchlafen hätte, und daß er erſt gegen elf Uhr mit ſeinem alten Huſaren ausgeritten wäre. Er ging zu Selenbergen, und ſagte beſtürzt: Emilie iſt fort! — Selenberg erwiederte todtenbleich: dein toller Onkel! — Faſt in demſelben Augenblicke flog die Thür auf, und der Major ſagte wüthend: „wo iſt Emilie, Herr Präſident?“ Selenberg war erſchrocken, und konnte nicht antworten;

Karl aber erzählte. Auf einmal fiel dem Major ein, daß Emilie Kleider mitgenommen hatte, und daß sie also freiwillig gegangen seyn mußte. Er sagte: „nein, Sie haben uns Mädchen nicht!" Mit diesen Worten ging er sogleich wieder weg, ohne Abschied zu nehmen.

Sollte der Fürst . . . . ? sagte Karl. — Selenberg lächelte. Du bist ein Narr, Halsden! . . . Und doch, setzte er nachsinnend hinzu, — und doch kannst du Recht haben! In vier und zwanzig Stunden wollen wir wissen, wo sie ist. Laß mich nur! Meine Kinder! Wenn der Major sie nicht hat!

Es wurden ein Paar Bedienten abgeschickt, alle Fuhrleute in der Stadt auszufragen; auch erkundigte man sich genau an den Thoren. Ein Kutscher aus der Stadt hatte sie nicht gefahren; also ging es hinaus nach dem Lustschlosse. Die Fürstin ließ Selenbergen sogleich zu sich kommen, und sagte: die Halbde ist fort! Mich hat man keine Spur, wohin sie gehen mag. Wissen Sie etwas davon? — Selenberg zuckte die Achseln, und fing weiter an zu forschen. Es fehlte kein Wagen und kein Pferd

auf dem Luſtſchloſſe; auch hatte ſich keiner von des Fürſten Leuten gerührt. Nun wurden die umliegenden Dörfer durchſucht; aber auch da war keine Spur zu finden.

Der Major, ſein Neffe, Hennig und Hans ſtreiften in der ganzen Gegend umher, und kamen erſt am folgenden Tage zurück, ohne nur das Mindeſte entdeckt zu haben. Der Fürſt ſelbſt ſchickte Leute aus; doch auch die konnten natürlicher Weiſe eben ſo wenig etwas erfahren. Man kam zu Tiſche, zum Concert, und beobachtete einander, ohne der Sache zu erwähnen.

Die Mutter tobte, und ſchalt auf den Major, der noch immer bei ihr in Verdacht ſtand. Karl ſagte lächelnd: der Major hat Emilien nicht entführt; ich glaube — der Fürſt ſelbſt! — Das kam der Mutter ganz unerwartet. Der Fürſt? rief ſie, und wollte ſogleich nach deſſen Zimmern. Karl konnte ſie kaum aufhalten. Wenn es ſo iſt, ſagte er bittend, ſo begreifen Sie doch wohl, daß Emilie eingewilligt hat; und was wollen Sie dann machen? — Wie? rief die Mutter: Emilie Mätreſſe des Fürſten? Sie tobte ſehr; doch

Karl sagte: geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und es ist der Klugheit gemäß, so großen Vortheil aus der Sache zu ziehen, als nur möglich. Ich bitte Sie, Mama, lassen Sie den Major nichts merken. Der würde mit seiner Hitze alles verderben.

Es währte in der That lange genug, ehe Karl seine Mutter überreden konnte, ruhig zu seyn; doch endlich begriff sie, daß bei der Sache nichts zu thun wäre. Sie schwieg, ob ihr gleich der Gedanke an Emiliens Schande sehr widrig war.

Der Major, der ebenfalls mit seinem Verdachte bei dem Fürsten stehen blieb, ging zu dem alten Ahrens, um seinem Herzen Luft zu machen. Ahrens lächelte, und entdeckte ihm nach einigen Vorbereitungen den Zusammenhang, doch ohne ihm den Ort, wohin Emilie gebracht war, zu nennen. Das muß ich noch verschweigen, sagte er dann; ich habe es versprochen. Aber, auf mein Wort, das Wort eines ehrlichen Mannes, Sie dürfen nichts für Ihre Nichte besorgen. Sogar bei Ihnen könnte sie nicht besser aufgehoben seyn, als da, wo sie ist. Sie selbst soll Ihnen das in Kurzem

ſchreiben. Er machte dem Major begreiflich, daß Emilie in Sollingen nicht ſicher geweſen wäre, und äußerte den ſtärkſten Abſcheu vor dem elenden Seſenberg.

Daß der Major nunmehr ſehr ruhig war, beſtrafte Karln für ſeine Niederträchtigkeit. Er konnte das nimmermehr ſeyn, ohne Emiliens Aufenthalt zu wiſſen; und, wenn er wußte, daß der Fürſt ſie entführt hatte, ſo war ſeine Ruhe unbegreiflich. Sollte es dennoch ſich anders verhalten? dachte Karl mit großer Angſt und bei den quälendſten Zweifeln. Seſenberg allein blieb thätig. Er ließ ſich auf allen Luſt- und Jagdſchlöſſern im Lande erkundigen; doch nirgends wußte man etwas von Emilien. Sobald der Fürſt zu Pferde ſtieg, erfuhr Seſenberg durch die beſtochenen Reitknechte, wohin es ging; aber er hatte ſein Geld vergebens angewendet. Der Fürſt merkte, daß man ihm nachſpürte. Wenn er alſo auch die Abſicht gehabt hätte, Emilien zu ſehen, (und das war noch nicht der Fall, weil er ſich vor dem alten Ahrens ſcheuete): ſo konnte er doch für jetzt Emilien nicht beſuchen, und mußte ſich ruhig verhalten.

Der

Der Major ritt wieder nach Sellingen, sobald Emilie ihm geschrieben hatte, daß sie ruhig und glücklich wäre. Auch die Eltern wollten zurückreisen, und empfahlen sich bei Hofe. Die Fürstin fand in der Ruhe, welche sie an der Frau von Halden bemerkte, einen Beweis, daß sie in die Schande der Tochter gewilliget hätte, und behandelte sie daher mit auffallender Verachtung. Desto freundlicher war der Fürst gegen sie, wodurch er sie aber nicht beruhigte.

Selenberg hörte nicht auf zu forschen. Nach einigen Tagen sagte er mit großer Freude zu Karln: endlich bin ich auf der Spur! — Karl erschrak, war dann kalt, und suchte Selenbergen abzulenken. Nun kam es zu einem Wortwechsel zwischen Beiden, und am Ende verließen sie einander kalt, doch höflich.

Karl war wie berauscht von dem Gedanken, daß seine Schwester die Geliebte des Fürsten sey, und nahm einen sehr schneidenden Ton an. Der Hof, der dasselbe glaubte, drängte sich jetzt an ihn: ein neuer Beweis für die Fürstin, daß es so war, wie sie dachte. Natürlicher Weise behandelte sie Karln, besonders da sie seine Anmaßungen sah, nun mit augen-

scheinlicher Kälte, und war in ihrem Betragen gegen ihn bisweilen hart, bisweilen spöttisch. Das verdroß Karln; und in dem Gefühle seiner jetzigen Wichtigkeit ließ er sich einige Nachlässigkeiten zu Schulden kommen. Die Fürstin behandelte ihn nun einmal öffentlich mit Härte. Darüber fand er sich sehr beleidigt, und ging zu dem Fürsten, um Genugthuung zu verlangen. Er brachte seine Klage vor, und setzte dann mit einer Verbeugung hinzu: es ist nichts als Haß gegen meine Schwester, der mich trifft! — Der Fürst sah ihn kalt, mit Verachtung, an, und sagte: ich befehle Ihnen, meine Gemahlin um Verzeihung zu bitten, daß Sie Sich über sie beklagt haben; und dann erlaube ich Ihnen, um Ihren Abschied anzuhalten.

Das war ein Donnerschlag für den Kammerjunker. Sobald er sich von seinem Schrekken wieder erholt hatte, wendete er sich schriftlich in den demüthigsten Ausdrücken an den Fürsten. Dieser schrieb mit eigner Hand unter den Brief: „es bleibt durchaus bei meinem Befehle.“ Er sah ein, daß es für ihn so gut wie unmöglich war, Emilien heimlich

zu besuchen; daher entschloß er sich, den Verdacht, worin er etwa stehen könnte, durch Karls sehr ungnädige Entlassung auf einmal zu endigen.

Karl forderte nun seinen Abschied, und bekam ihn. Er hielt sich noch einige Monathe in der Residenz auf, weil er hoffte, irgendwo angestellt zu werden; er war aber vergessen, und wer ihm begegnete, mußte sich auf seinen Nahmen besinnen. Endlich ging er, tief gedemüthigt, doch mit Gift und Galle im Herzen, nach Moorberg.

Man kann sich die Empfindungen der Mutter denken, als sie die Ungnade ihres Lieblings erfuhr, und als er nun selbst zurückkam. Sie und ihr Karl quälten sich mit einer Menge von Zweifeln, Vermuthungen und neuen Plänen. Ist Emilie die Geliebte des Fürsten, oder nicht? Wahrscheinlich das Letztere! Aber wo mag sie seyn? Warum wurde der Major, als sie verschwunden war, so bald wieder ruhig? Weiß er ihren Aufenthalt? Welchen Plan kann er wohl haben? Ist er Schuld daran, daß Karl in Ungnade gefallen ist? Und wie läßt sich das nun wieder gut machen? — Die

Ehrsucht ist ein Orkan, der in jedem Augenblicke umspringt, und das Herz von allen Seiten erschüttert. Hoffnung und Furcht, Rachbegierde und Gefühl von Demüthigung, Stolz und Scham trafen wechselsweise die Seelen der Frau von Halden und ihres Sohnes.

Karl hatte indeß durch seine Entlassung aus den Diensten des Hofes doch etwas gewonnen; der Graf von Espenbruch begegnete ihm jetzt, wegen des ähnlichen Schicksales, das sie Beide betroffen hatte, mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Die Freundschaft zwischen Ransleben und Moorberg wurde mit jedem Tage genauer. Hier hoffte man stärker als jemals auf eine künftige Verbindung beider Familien, und machte schon Anspielungen darauf, bei denen der Graf sehr angenehm zu lächeln pflegte.

Von dem Major war alles Unglück, das Frau von Halden erlitten hatte, entweder geradezu, oder doch mittelbar, entstanden; daher befürchtete sie, daß er auch diesen Plan verderben könnte. Um das zu verhüten, erzählte sie geflissentlich von ihm und von ihrem Sohne Hennig alles Böse, das sich nur irgend wahr-

ſcheinlich machen ließ. Auch Emiliens Flucht wurde ganz auf die Rechnung des Majors geſchrieben. Bald ſollte er ſelbſt das Mädchen irgendwo verſteckt haben, um ſie ſeinem Seibold zu geben; bald hatte er ſie, mit Hennigs Hülfe, an den Fürſten verkuppelt. Um recht ſicher zu gehen, trieb Frau von Halden ihren Tadel und ihre Verläumdung ſo weit, daß ſelbſt dem Grafen ihre Erbitterung am Ende auffallen mußte.

In der That ſchienen der Major und ſeine Familie dazu beſtimmt, die Strafe der Moorberger zu ſeyn; und daran war wieder Hennig Schuld. Die Reviere von Ransleben und Sollingen ſtießen zuſammen. Hennig liebte die Jagd, und traf daher öfters auf den Förſter und die Jäger des Grafen. Er konnte nun einmal keinen Menſchen bei ſich vorüber gehen laſſen, ohne ihm ein freundliches Wort zu ſagen; und ſo liebten die Leute in Ransleben ſchon längſt den jungen, freundlichen und muntern Edelmann von Sollingen, der immer ſeine Liqueur-Flaſche und ſeinen kalten Braten mit ihnen theilte. Jeder Freund der Jagd mußte auch Hennigs Freund ſeyn; denn er hatte die

beſten Hunde, wußte, wo jeder Hirſch ſtand, that nie einen Fehlſchuß, hatte immer ein Jagdgeſchichtchen auf der Zunge, und für die Jäger bei jeder Gefälligkeit, die ſie ihm erwieſen, einen Gulden in der Taſche. War in dem Ransleber Revier Treibjagen, ſo wurde der junge Hennig von Halden gewiß dazu gebeten; und der Graf wußte es nicht, weil er nie auf die Jagd kam, ſo ſehr er ſie auch in ſeiner Jugend geliebt hatte. „Ein Mitglied des corps diplomatique!" ſagte er; „und eine Jagdtaſche auf dem Rücken! Behüte Gott! das wäre wie ein Geiſtlicher mit Würfeln und Karten in der Taſche."

Der junge Hennig, den die Leute in Moorberg, wie in Sollingen, aus Einem Munde lobten, ſtand in Ransleben bei dem Geſinde in dem beſten Rufe. Der Graf erfuhr davon nichts, weil er mit ſeinen Leuten nie etwas mehr ſprach, als die höchſtnöthigen Worte; auch dem alten Fräulein wurde nichts geſagt, weil man ſie allgemein als Hennigs Feindin kannte. Aber die junge Gräfin Luiſe hörte deſto öfter von Hennig erzählen. Wenn ihr Vater und die Couſine ausfuhren, und ſie zu Hauſe ließen,

ſo ging ſie in den Garten, oder auf einen Augenblick in die Geſindeſtube, um den Leuten etwas zu ſchenken, oder, wenn ſie nichts hatte, ein Paar freundliche Worte mit ihnen zu ſprechen: ein Fehler, den ſie ſich, trotz allen Vorſtellungen ihres Vaters, und trotz allem Stricheln ihrer Couſine, nicht abgewöhnen konnte. Er rührte von der Erziehung ihrer Mutter her, die eine ſehr gute, verſtändige Frau geweſen war, und ihre Tochter, beſonders auf dem Lande, wo ſie mehrere Jahre mit ihr zugebracht, die Menſchen lieben gelehrt hatte.

Luiſe! ſagte der alte Graf, wenn er einmal wieder die Folgen dieſer Erziehung bemerkte; lieben! ja, das mußt du. Die Leute ſind Menſchen wie wir, und vor Gott uns gleich. Nur ſprechen ſollſt du nicht mit ihnen, dich nicht mit ihnen abgeben. Es geht mir wirklich nahe; aber es ſchickt ſich doch nicht anders.

Luiſe begriff nicht, wie man Menſchen lieben könne, ohne es ihnen zu ſagen, und ſie folgte dem Triebe ihres Herzens, obgleich ſo heimlich als möglich, um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen. Ihre Jungfer, ein junges, freundliches Mädchen, ging, wenn die Herr-

ſchaft nicht zu Hauſe war, hinunter zu dem Jäger. Luiſe folgte ihr nach, und blieb zwar in der Thür ſtehen, kam aber doch in's Plaudern. „Was hat Er heute geſchoſſen, Jäger? Ich möchte auch wohl ein Jäger ſeyn! Die können recht herumlaufen! Aber ein Thier todtſchießen: nein, das könnt' ich nicht." Nun erzählte der Jäger fürchterliche Geſchichten von wilden Schweinen, von Bären, dem wüthenden Heere, Irrwiſchen, und mehr dergleichen. Dann kam er auf Hennigen, hielt ihm eine Lobrede, verglich ihn mit der Gräfin Luiſe, und ſchloß zuletzt: ja, gnädige Gräfin Luischen, ein beſſerer Menſch, als der Herr von Halden, iſt hier nicht im ganzen Revier auf funfzig Meilen in die Runde. Er ſollte ſein Leben mit unſer einem theilen, wenn man's verlangte! Das Herz aus der Bruſt gäb' er hin! Das iſt ein Engel von einem Menſchen! Ich habe ſchon tauſendmal geſagt: unſre Gräfin Luiſe und der Herr von Halden! Ja, wenn alle Herrſchaften ſo wären, man ließe ſich für ſie todtſchlagen.

„Mit Seinem Herrn von Halden! O, ich weiß wohl, warum der bei Ihm ſo in Gunſt ſteht! Weil er mit Ihm Tabak raucht, und Ihm Braten und Liqueur giebt!"

Darum nicht, wahrhaftig nicht, sondern weil er so gut, so freundlich ist, mit jedermann spricht, und allenthalben hilft, wo er nur kann. Sehen Sie, neulich — wir gehen wohl zuweilen in das Sollinger Revier — da begegne ich ihm. Er hat eine Last Holz auf dem Rücken, die er einem alten Manne aus Saarßen bis vor den Wald trägt; und so im Tragen — es war ordentlich rührend anzusehen; ich ging neben her hinter den Büschen — da las er dem alten Manne recht derb den Text über das Stehlen. Der Alte hatte nehmlich das Holz gestohlen, und die Last nicht fortschleppen können; und nun war der junge Herr dazu gekommen. So wie er mich nur bemerkte, hörte er gleich auf zu schelten, und sprach so, als wenn er dem Alten das Holz geschenkt hätte. Ich mochte reden, was ich wollte, er trug es bis an die rothe Breite, und nun sagte er zu dem Alten: Vater, Ihr könnt Euch alle Woche eine Tracht Holz holen. Als er fort war — denn sehen Sie nur, gnädige Gräfin, bei so etwas macht er sich immer geschwind davon, als ob er sich schämte, daß er so gut ist — da setzte der alte Mann sich auf

sein Bündel Holz, und erzählte mir Alles, und sagte: lieber Gott, warum ist der nicht unser Herr! (Saarßen gehört, wie Sie wohl wissen werden, nach Moorberg.) Und der alte Mann weinte wie ein Kind. Nun nahm ich das Holz auf, und trug es ihm bis nach seinem Dorfe. Man wird ja gleich selbst mit gut, wenn man so etwas sieht. Das ist nur Eins, gnädige Gräfin; ich könnte Ihnen aber wohl tausend solcher Stückchen erzählen. — Indeß der Jäger so sprach, kamen der Koch, der Gärtner, und die übrigen Bedienten dazu, und nun wußte der Eine von dem jungen Herrn von Halden immer noch mehr Gutes, als der Andre, weil Alle ihn kannten und liebten.

Die Gräfin sagte wohl dazwischen: „ja, aber seine Mutter haßt ihn doch so!" Dann aber nahm der Koch, ein halber Gelehrter, das Wort, und erklärte ihr, wie das zuginge. Das ist ein Instinkt, gnädige Gräfin, oder eine Sympathie, oder eine natürliche Abneigung. Sehen Sie, das gnädige Fräulein können den Geruch der Rosen nicht leiden; das ist auch so ein Instinkt. — Alle Andern bestätigten, daß es so wäre. Der Koch sagte zu-

letzt: ja, ja! ich habe einen Wunsch. Sagen will ich ihn nicht; aber er betrifft unsre schöne Gräfin Luise und den Herrn von Halden. — Förster, Jäger, Gärtner und Kutscher schüttelten ihm die Hand. Da hast du Recht, Koch! Das gebe Gott einmal! Hier im Hause sollte es gute Zeit werden! — Die Gräfin Luise lachte recht herzlich über die Leute mit ihren wunderlichen Einfällen, und hüpfte fröhlich in den Garten.

Solche Unterredungen führte sie oft; und die Folge davon war, daß sie immer besser von Hennigen dachte, besonders seitdem der Jäger ihr gesagt hatte, daß er dem jungen Herrn von Halden oft stundenlang erzählte. „Nun, was erzählt Er ihm denn?" — Ja, von Allem, was hier vorgeht, und was ich nur weiß; manch liebes Mal auch von Ihnen. — „Ja, da mag er schöne Dinge erzählen! und da wird der Herr von Halden wohl recht zuhören!"

So? sagte der Jäger; zuhören? Er hat mir ja schon von Ihnen erzählt, wie Sie da — ich weiß es nicht mehr recht — als das Fräulein Halden in's Wasser gefallen ist. Da hat

den Sie, ſagte er, ſo treulich geholfen, und wären ſo naß geworden. Und Sie wären ſo gut, wie ein Engel; und wenn er und der alte Herr Major bei Tiſche ſo manchmal die beſten Menſchen zuſammen zählten, ſo ſtänden Sie immer mit oben an. Und das ſagt er mit ſolcher Liebe und ſolchem Reſpekt, daß ich ihm ſchon darum gut ſeyn würde, wenn er auch nicht ſo ein Engel wäre, wie er iſt."

Luiſe lachte; aber in Kurzem konnte ſie ein ſolches Geſpräch gar einleiten, und den Koch auf ſeinen Inſtinkt bringen, von dem er dann ſehr bald auf die Frau von Halden und den jungen Herrn in Sollingen überging. Sie hatte Hennigen ſeit der Begebenheit in Moorberg nicht wieder geſehen; aber ihr Wohlwollen für ihn wurde mit jedem Tage deutlicher.

Karl, der jetzt ſehr oft in Ranſleben war, zitterte bei dem Gedanken, daß der Graf wieder mit dem Major in Bekanntſchaft gerathen möchte. Er wollte die beiden Häuſer auf ewig entzweien, und dazu fand er bald ein Mittel. Seit langer Zeit gehörte zu dem Gebiete von Sollingen eine ſchöne Wieſe, die mitten in dem Umfange der Ranſlebiſchen Gränze lag. Die

ses Grundstück hatte schon öfters Streit zwischen den Herren der beiden Güter veranlaßt. Der von Sollingen war im Besitz; allein die darüber geführten Prozesse machten es immer zweifelhafter, ob auch mit Recht. Schon verschiedene Male hatte der Tod des einen oder des andern Gutsbesitzers den Streit in Vergessenheit gebracht, ohne daß er jemals wirklich geendigt worden wäre.

Der Major haßte nichts in der Welt stärker, als einen Prozeß, weil ihm die Langsamkeit der Justiz im höchsten Grade zuwider war. „Nein," sagte er, „ich könnte das sonnenklarste Recht aufopfern, um nur nichts mit Akten und solchem Kram zu schaffen zu haben. Ja, wenn es bei uns auch so wäre, wie in dem Lande des großen Königs! Da ist die Justiz doch nicht so gar schneckenartig; aber hier geht sie ja immer ihren Weg wieder zurück, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Behüte mich Gott davor! Wenn ich nur einen halbwege ehrlichen Mann zum Gegner hätte, so ritte ich zu ihm, sagte ihm meine Gründe, und hörte seine dagegen. Es wäre doch närrisch, wenn vier gesunde Menschenaugen nicht

so gut sehen sollten, was Recht und Unrecht ist, als die Herren, die Alles so verklauseln, bestempeln, unterschreiben und beschwören lassen, als ob die Menschen lauter Spitzbuben wären."

Dem Grafen lag die Wiese gar nicht am Herzen; auch hatte er sie noch niemals gesehen. Aber — er war in Regensburg gewesen. Dort hatte er für seinen Hof einmal mit einem andern ein Arrondissements-Geschäft gehabt, und es mit großem Beifall beendigt. Er bildete sich nicht wenig auf diese Unterhandlung ein, und hielt sich ihretwegen für einen großen Staatsmann. Es war ihm sehr ärgerlich, daß die Geschichte von ihrem glücklichen Erfolge so gänzlich schwieg; aber desto öfter sprach er davon, und wie von einer Sache, aus der für ganz Europa Glück und ewiger Friede entspringen müsse. „Arrondiren, Arrondissement:" in diesen beiden Wörtern lag bei ihm die ganze Staatskunst. Karl sprach sehr oft mit ihm über diesen Gegenstand; und das besonders erwarb ihm die Gunst des alten Mannes.

Bis jetzt hatte der Graf noch nie daran

gedacht,

gedacht, daß in seinem kleinen Bezirke eine Wiese lag, die dem Major gehörte, und daß folglich er selbst nicht arrondirt war. Karl erinnerte ihn an diesen vergessenen Punkt, und der Graf fiel nun mit großer Begierde auf eine Idee, die ihn mit einem Male wieder nach Regensburg versetzte. Er betrieb das Geschäft mit seiner gewöhnlichen Formalität. Als er seine wichtige Unterhandlung anfangen sollte, hatte er bei dem fremden Hofe erst hinhorchen lassen, ob man zu einem Vergleiche Lust habe; und eben so wollte er jetzt bei der Sache mit der Wiese zu Werke gehen. Er gab Karls den Auftrag, bei seinem Onkel diese Idee ganz leise zu berühren.

Karl versprach das, war aber gar nicht Willens Wort zu halten. Um den Anschein zu haben, als hätte er des Grafen Verlangen erfüllt, suchte er seinem Oheim einmal zu begegnen. Nun brachte er das Gespräch auf die Wiese, und fragte nach einiger Vorbereitung: Herr Onkel, hätten Sie nicht Lust, das Grundstück abzutreten? Der Major antwortete bestimmt: Nein. Karl hatte nehmlich die Frage in einer solchen Verbindung gethan, daß der

Major glauben mußte, seine Schwägerin wolle die Wiese zu Moorberg ziehen.

An diesem Stein hatte Karl genug, und er sagte kein Wort mehr von der Sache. Er brachte dem Grafen die Antwort des Majors, natürlicher Weise entstellt, und setzte noch hinzu: mein Onkel ist nicht der Mann, der sich etwas gütlich nehmen läßt. — Durch die dritte und vierte Hand wußte er nun auch mancherlei an den Grafen zu bringen, was der Major gesagt haben sollte, und worin gewissermaßen eine trotzige Aufforderung lag, den Prozeß nur immerhin wieder anzufangen. Der Graf war nichts weniger als streitsüchtig; aber so oft er von jetzt an das Wort Arrondissement wieder aussprach, fielen ihm die Wiese und des Majors höhnische Aeußerungen ein. Zuletzt entschloß er sich, den Prozeß aufs neue vornehmen zu lassen.

Karl triumphirte, als er es so weit gebracht hatte; denn nun war der völlige Bruch zwischen beiden Familien unvermeidlich, und noch überdem genug er des Vergnügens, sich an dem Major gerächt zu sehen. Der Onkel, dachte er, ist zu heftig, als daß jetzt noch ein Vergleich zu Stande kommen könnte.

Der Major gerieth, als er die Klage des Grafen von der Regierung bekam, wirklich in Erstaunen, und dann in heftigen Zorn. „Der alte Narr!" rief er; „ich würde ihm die Wiese abgetreten haben, wenn er den Handel freundschaftlich angefangen hätte. Aber Drohungen, Klagen? Er mag sehen, wie weit er kommt! Ich will nun nichts davon wissen. Trägt das da zum Amtmann! Abtreten! Nun und nimmermehr! Den letzten Ziegel vom Dache setz' ich daran; er soll die Wiese nicht bekommen!"

Auch dann nicht, wenn Sie Unrecht hätten, lieber Onkel? auch dann nicht? fragte Hennig.

„Nimmermehr, so lange mir die Augen offen stehen. Der alte Narr will mir nun noch den Teufel auf den Hals bannen, dem ich so lange ausgewichen bin."

Aber, lieber Onkel, wenn der Graf nun Recht hätte?

„So müßte er kommen, und sagen: Herr, so ist es! Ich würde Niemanden mein ganzes Vermögen streitig machen, wenn er Recht dazu hätte. Ja, das würde ich, so sehr ich auch an Bequemlichkeit und Wohlhaben gewöhnt bin. Aber die Wiese? Nein, die nun nicht!"

Noch einmal, lieber Onkel: wenn der Graf nun Recht hätte?

„Ei, so höre endlich einmal auf mit deinen dummen Fragen! Was geht es mich an? Er hat prozessiren wollen, und soll es nun auch. Ja, müßte ich das Hemde vom Leibe hergeben, um Papier zu Akten daraus machen zu lassen: kurz, er soll die Wiese nicht haben!"

Hennig faßte das kleine Hannchen, das im Zimmer war, bei der Hand, und sagte freundlich: geh ein wenig zu Seitenden; du bist hier nichts nütze.

„Was soll das?" fragte der Major mit einem halb verlegnen Gesichte; „warum soll das Kind nicht hier bleiben?"

Hennig drückte dem Major die Hand, und sagte zärtlich: es soll nicht hören, daß mein Onkel das Hemde hingeben will, um Unrecht zu thun.

Der Major rieb sich vor Zorn und Verlegenheit die Stirn. „Unrecht? Nein, nicht Unrecht! Gewinnt er die Wiese, so mag er sie hinnehmen, der alte Aktenmarter; ich werde sie ihm nicht vorenthalten. Aber schöner will ich sie ihm machen!"

Schwer wollen Sie ihm das Recht machen, lieber Onkel? Sie wollen sagen: ja! ich

„Ei, so bleib zu Hause mit deinem dummen Zeuge! Weißt du denn, ob er, Recht hat, oder ich?"

Nein; aber so wollen wir uns danach erkundigen, und dann thun, was recht ist, nicht was der Zorn eingiebt.

Der Major runzelte die Stirn, und sagte etwas ruhiger: „Hennig, darf ich denn nicht einmal über einen Narren böse werden? Der Mensch, der Graf . . ."

Ist ein Narr, lieber Onkel, daß er nicht kommt und zu Ihnen sagt: das verlange ich. Aber gehört die Wiese ihm wirklich, so hat er doch nun schon ein Jahr gewartet, daß Sie hätten sollen zu ihm gehen und sagen: die Wiese ist dein; nimm sie! — Ich frage, lieber Onkel: wissen Sie, wer Recht hat?

„Aber, Hennig, was hast du mich denn zu examiniren? Es ist ja, als ob du der Onkel wärst, und ich der Neffe!"

Hennig drückte seinem Oheim die Hand und wollte nun gehen. „Junge, so bleib!" rief der Major. „Komm her! Da hast du einen

Ruh. Es iſt alles vergeben und vergeſſen. Ob ich Recht habe? Ja, beinahe glaube ich, nein. Aber ſieh, es ärgert mich, daß er mir einen Prozeß an den Hals wirft. Schikaniren will ich ihn nicht. Doch mag es nun fortgehen."

"Wenn Sie glauben Unrecht zu haben, lieber Onkel?

„Aber, Hennig, was ſoll ich denn machen? — Ich will nichts mit dem dummen Handel zu ſchaffen haben. Die Wieſe gehört dir, und nimm ihn, was du willſt. Unrecht ſoll mir keiner vorwerfen können, ob ich mich gleich ſchwer geärgert habe."

Hennig ging zu dem Juſtizamtmann, und ſprach mit ihm über die Sache. Gewiß iſt es nicht, ſagte dieſer, ob der Graf Recht hat, aber doch höchſt wahrſcheinlich; und wenn er eine Schrift kennte, die hier im Familien-Archive liegt, ſo würde der Prozeß bald für ihn entſchieden ſeyn. — Warum aber giebt man ihm die Schrift nicht, Herr Amtmann? fragte Hennig. — Wir ſind nicht verbunden, unſerm Feinde Waffen gegen uns ſelbſt in die Hände zu geben. — Gott behüte! man wäre nicht verbunden, gerecht zu ſeyn? Wo iſt die Schrift? —

Des Amtmanns suchte sie hervor. Hennig ging mit ihr zu seinem Oheim, und gab sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Der Major las aufmerksam. „Lag das bei den Akten, die der Graf geschickt hat? Da ist ja sein Recht klar und deutlich!“

Nein, es lag in dem Archive.

„Das habe ich nicht gewußt. Nun, so reite hinüber, Hennig, und sage dem Grafen, daß mir die Schrift nicht bekannt gewesen ist. Aber, Hennig, das Archiv müssen wir einmal durchsehen. Wir können noch manches mit Unrecht besitzen, wonach weder Hund, noch Hahn, noch Gewissen krähet. Reite hinüber, und mach deine Sachen hübsch. Vergiß ja nicht, daß ich es nicht gewußt habe!“

Hennig ließ satteln, und eilte nach Ranckenhem. Luise war allein zu Hause, und freudig, als er auf den Hof kam, am Fenster. Alle Bedienten umringten ihn sogleich mit Blikken voll Ehrfurcht und Liebe, und jeder schien ihm gern einen Dienst leisten zu wollen; auch die Hunde sprangen herzu, und empfingen ihn schmeichelnd als ihren guten Bekannten. Luise freuete sich über diesen Auftritt, und sagte ihr

ihrer Jungfer: „sieh einmal, wie freundlich alles da unten den Herrn von Halden empfängt!" — Ja wohl! erwiederte die Jungfer; und hier oben empfängt ihn Haß und Feindschaft.

Luise hatte nicht Zeit, zu antworten; denn schon brachten alle männlichen Domestiken Hennigen im Jubel die Treppe herauf zu dem Zimmer der Gräfin. Sie glaubte, noch die Worte: „Haß, Feindschaft," zu hören, und trat ihm nun so freundlich, mit einem so holden Gesichte entgegen, als wollte sie das Unrecht ihres Vaters und ihrer Cousine wieder gut machen.

Man hoffte mit jeder Stunde, daß der Graf zurückkommen würde; und Hennig blieb daher bei Luisen. Da saß er nun neben ihr, der Jüngling, von dem sie fast alle Tage so viel Gutes hörte, und der immer mit Liebe und Hochachtung von ihr erzählte. Bei diesem Gedanken kam ihr Herz in eine sanfte Bewegung. Sie betrachtete ihn; und sein holdes, frohes Gesicht voll Milde und Güte, aber auch voll Muth und Feuer, lächelte sie an. Zu allererst fragte sie nach Emilien. Hennig erwiederte: von der kann ich Ihnen nichts sagen, so gern ich auch wollte; aber ich glaube, sie ist glücklich. Es gab da am Hofe

allerley wunderliche Dinge. Die Fürstin wollte sie an einen einzelnen Menschen verheirathen, und — Sie wissen ja den Auftritt in Moorberg.

Nun war er bei dem Punkte, von dem Luise immer mit so vielem Vergnügen sprach. Sie wiederholte die Geschichte, und erinnerte sich ihrer Gedankenschaft. Ehe sie es sich versah, hatte Hennig ihre Hand genommen, und drückte sie zärtlich. Luise erröthete; denn die Cousine hatte ihr oft gesagt: ein Mädchen dürfe das von einem Manne nicht leiden; es sey unanständig. Sobald ihr das einfiel, zog sie ihre Hand zurück, um einen Kanarienvogel, den sie in Moorberg geschenkt bekommen hatte, und der jetzt auf ihrer Schulter saß, den Finger hinzuhalten, damit sie ihn Hennigen zeigen könnte.

Hennig nahm ein Stückchen Zucker zwischen die Lippen, und hielt es dem Thierchen vor den Schnabel. Das Thierchen hüpfte zurück von dem Finger auf Luisens Hand; und auf einmal lagen die rothen, fetschen Lippen des Jünglings an ihren Fingern. Sie wußte nicht, ob sie die Hand zurückziehen sollte, oder nicht. Der Vogel hüpfte, je näher ihm Hennig mit dem Zucker kam, auf Luisens schönem Arme

immer weiter zurück, und Hennig verfolgte ihn mit seinen Lippen. Luise dachte mit Aengstlichkeit an das alte Fräulein. Sie fürchtete, es möchte sich nun vollends gar nicht schicken, daß seine Lippen ihren Arm hinauf küßten. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, das Ding zu endigen. Sie faßte mit ihren zarten Fingern nach dem Stückchen Zucker zwischen Hennigs Lippen, und sagte: von mir nimmt er es gewiß. Schon hatte sie es an ihrem Munde, als ihr plötzlich einfiel, daß es noch ärger wäre, wenn sie den Zucker, den die Lippen des Jünglings gehalten hätten, zwischen die ihrigen nähme. Aber sie hatte es doch nun einmal gesagt! Und wenn sie es nicht that, so konnte er das als Verachtung ansehen.

Sie nahm hocherröthend das Stückchen Zucker in die Lippen. Sogleich hüpfte der Vogel auf ihre Schulter, und dann auf den Rand ihrer Schnürbrust. Nun hielt Hennig seinen Finger an die Beine des Vogels, und das Thierchen sprang hinauf. Hennig näherte seine Hand mit dem Vogel ihrem Munde. Das war noch ärger! Sie wurde einmal über das andere roth, und wollte etwas sagen. In dem An-

genblicke fiel das Stückchen Zucker auf Hennigs Hand, und er nahm es nun wieder in seine Lippen. Der Vogel pickte, beißt hinein, und flog, als er genug hatte, wieder auf Luisens Schulter. Hennig sagte: wenn ich nur vier und zwanzig Stunden hier wäre; das artige Thierchen sollte meine Lippen eben so gern küssen, als die Ihrigen. — Nun brauchte er gar das Wort Kuß! Darüber wurde sie in der That ein wenig böse.

Hennig fing wieder an zu sprechen; und nach einigen Augenblicken hatte er auch wieder Luisens Hand, ohne daß sie es wußte. Das ist ein böser Mensch! dachte sie; wo soll ich denn meine Hände lassen? — Sie meinte, an dem allen wäre das Sitzen Schuld, und sagte ihm: wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen? In ihrer Zerstreuung merkte sie nicht, daß der Kanarienvogel auf ihrer Schulter saß. Als sie schon im Garten war, sagte Hennig: „das treue Thierchen!“ und hielt dem Vogel einen Finger hin; aber auf einmal flog er auf einen Baum. Nun lockte Luise ihn ängstlich; und als er nicht kam, rief sie einige Bedienten, daß sie ihn wieder fangen sollten. Hennig sah

daß der Vogel nur durch ein Verſehen mit in den Garten gekommen war. Er ließ ſich ein Stückchen Zucker bringen, und ſtieg damit den ſchlanken Baum hinan; doch der Vogel flatterte immer höher. Luiſe und alle Leute aus dem Hauſe riefen Hennigen zu: er ſollte wieder herunterkommen; aber er ſtieg ſehr leicht und vorſichtig in die ſchlankſten Zweige. Endlich haſchte er den Vogel, verbarg ihn in ſeinem Buſen, und war bald wieder auf der Erde. Luiſe ſtand vor ihm, und fragte: iſt er nicht todt? — „O nein! Ich fürchte nur, er fliegt mir wieder davon!“ — Er machte zwei Knöpfe an ſeiner Weſte auf, und fragte: „wollen Sie ihn nun haſchen? Ich will hier unten zuhalten.“ Luiſe ſteckte die kleine Hand in die Oeffnung der Weſte; und als ſie es gethan hatte, fiel ihr ein, daß ſich das wieder nicht ſchicke. Sie nahm den Vogel von Hennigs hochſchlagendem Herzen, und freuete ſich, als ſie ihn und ihre Hand zurückgezogen hatte. Nun eilte ſie auf ihr Zimmer, und dachte im Gehen: das iſt ein ordentlicher Unglücksmenſch! Man mag auch thun, was man will, ſo kommt man mit ihm doch in Lagen, die ſich nicht ſchicken! Und

dabei ſieht er immer aus, als ob ihm das ganz einerlei wäre!

Es war ein Glück, daß der Wagen ihres Vaters auf den Hof rollte; denn ſie fing in Kurzem ſchon wieder an zu vergeſſen, mit welch einem gefährlichen Menſchen ſie zu thun hatte. Nun wünſchte ſie, noch in der Geſchwindigkeit zu erfahren, weshalb Hennig nach Ranzleben gekommen wäre, was ſie wohl hundertmal hatte fragen wollen; aber ihr Vater kam ſchon die Treppe herauf.

Luiſe und Hennig gingen ihm entgegen, und die alte Couſine machte ihnen ein ſehr finſteres Geſicht. Man trat in das Zimmer des Grafen. „Herr Graf,“ ſagte Hennig: „mein Onkel hat heute von der Regierung eine Abſchrift Ihrer Klage wegen der gewonnenen Wieſe zugeſchickt bekommen. Ihre Forderung iſt gerecht, wie Sie aus dieſer Urkunde ſehen werden, die ich Ihnen zuſtellen ſoll. Aber mein Onkel, Herr Graf, findet es ein wenig hart, daß Sie Ihre Forderung auf dieſem Wege geltend gemacht haben; und ich bin auf ſeinen Befehl hier, um zu verſuchen, ob nicht ein gütliche Vergleich zu treffen wäre.“ Das

Wort erinnerte den alten Greisen augenblicklich sehr lebhaft an Regensburg, und setzte ihn in die beste Laune. Mit Freuden, antwortete er lächelnd: Lassen Sie hören, welche Vorschläge der Herr Onkel mir zu thun gnädigst ist. Zuvörderst aber müssen wir uns über die allgemeinen Grundsätze des Guten verständigen, das aus jedem Arrondissement entspringt. Wohl schwerlich kann jemand reiflicher über diese Materie gedacht haben, und von dem großen Nutzen des Arrondirens stärker überzeugt seyn, als ich. Sehen Sie, Herr von Halden — Aber wollen Sie Sich nicht setzen? Luise gieb doch Stühle — Sehen Sie, das Glück von Europa beruhet auf dem politischen Gleichgewichte; es ist aber unmöglich, das Gewicht jedes Staates zu bestimmen, so lange die einzelnen Provinzen nicht beisammen liegen. Man berechnet Größe, Menschenzahl, Revenüen, und bedenkt nicht, daß, wenn man sich nicht arrondirt, kein Staat seiner Freunde und Feinde gewiß ist, und also in einem solchen Lande die ganze Staatskunst der feinsten Köpfe immer schwankend bleibt. Zerstreuet liegende Länder verursachen Kriege, und machen alle Bündnisse ungewiß, als Spe-

Exclusionen zweifelhaft. Sie sollen sehen, daß noch die Zeiten kommen, wo jeder Fürst sich arrondirt; und dann wird der ewige Friede kein Unding mehr seyn. — Hier machte er eine Pause.

Hennig sah ihn mit großen Augen an; denn er begriff nicht, was der Streit über eine Wiese mit Europa zu thun haben könnte. Er sagte endlich trocken: „Herr Graf, mein Onkel weiß jetzt, da die Urkunde aufgefunden ist, daß die Wiese zu Ranslehen gehört, und er bedauert nur, daß Sie Sich nicht zuerst an ihn gewendet haben. Indeß überläßt Ihnen das Grundstück ab, weil es Ihnen zukommt, und wünscht nur zu erfahren, in welchen gerichtlichen Form das geschehen soll. So wäre denn der Prozeß zwischen Ihnen und ihm zu Ende.“

Der Graf war ein viel zu guter Politiker, um sich merken zu lassen, daß er Kenntniß von den Auftrag gegeben hatte, den Major auszuhorchen, und viel zu höflich, um wieder zu fragen, was dieser alles von ihm sollte gesprochen haben. Er fragte nach einigem Besinnen nur: „wie? Ihr Oheim tritt mir die Wiese ab? ... Und welches Aequivalent fordert er dagegen?“

„Gar keins, Herr Graf. Lesen Sie nur die Urkunde, die Sie in Händen haben, und die mein Onkel erst heute aufgefunden hat; dann werden Sie sehen, daß die Wiese höchst wahrscheinlich Ihnen gehört. Also, wie gesagt, tritt der Onkel sie Ihnen ab."

Der Graf las, und dachte für jetzt nicht mehr an sein Arrondissement. Er äußerte seine Rührung über die Redlichkeit des Majors, an welcher Hennig gar nichts Außerordentliches zu finden wußte.

Mir die Wiese abzutreten! sagte der Graf; die Urkunde auszuliefern! In der That, das ist sehr edel!

Hennig nahm nun Abschied, setzte sich wieder auf sein Pferd, und sprengte vom Hofe hinunter. Luise, die sich sehr freuete, daß Alles so gut ging, trat an ein Fenster, sah ihm nach, und sagte zu ihrer Jungfer: ach, wenn er doch bald wieder käme!

63641102

1/4 : AC